Die Pfarrkirche von Oberlahnstein



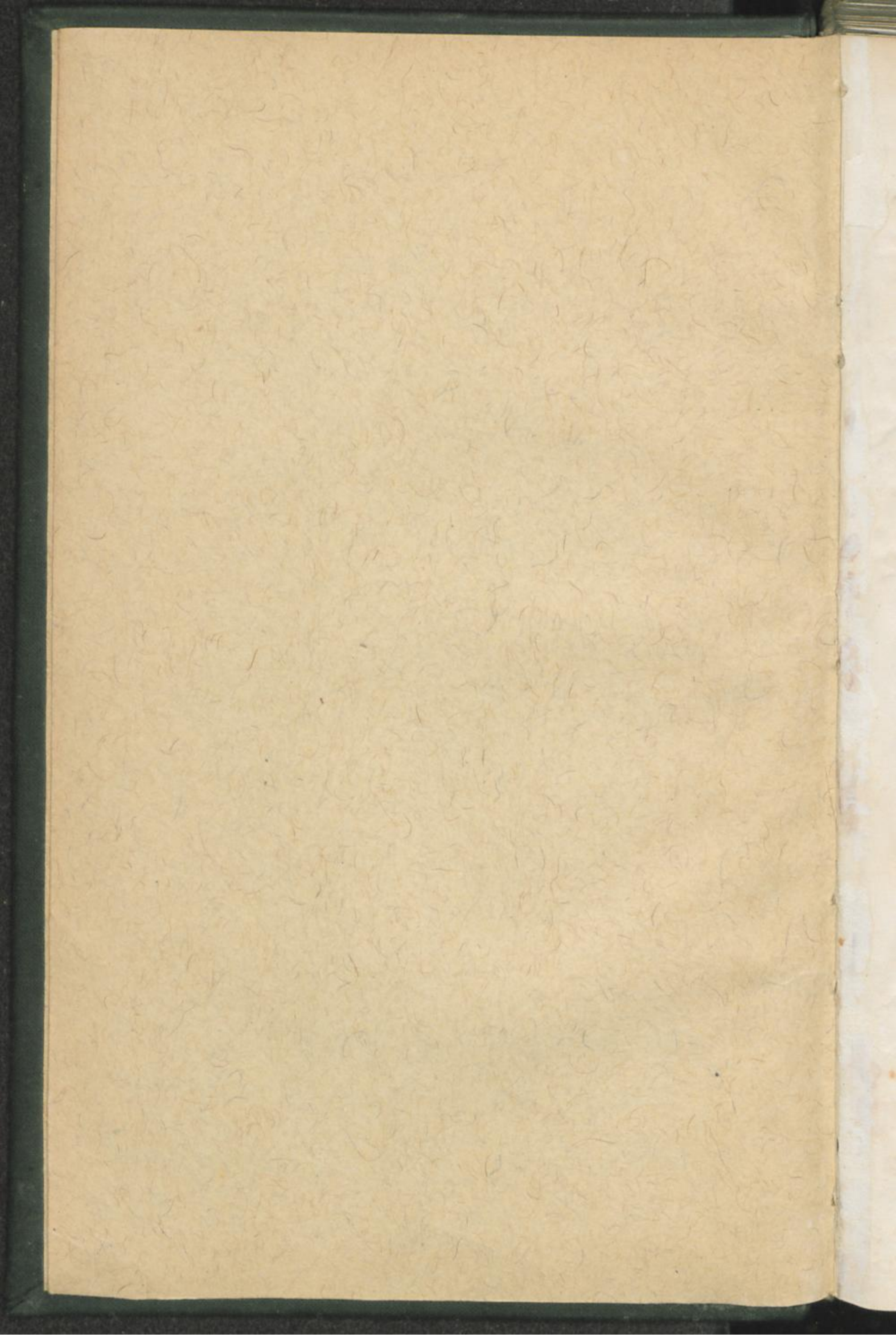
Seinen Pfarrkindern
zur Belehrung
und Erbauung
vorgelegt von

M. Müller, Pfarrer.

Oberlahnstein, am Feste der Apostelfürsten 1947

Zur ersten Namenstagsfeier in Ihrer Gemeinde wünscht Ihnen Herr Pfarrer Gottes Segen

Ihre Familie Johannes Schmidt



Die Pfarrkirche
von
Oberlahnstein.

Seinen Pfarrkindern zur Belehrung und Erbauung

vorgelegt

von

M. Müller,
Pfarrer.

Der Erlös wird für die weitere Ausschmückung der Kirche verwendet.

Buchdruckerei Franz Schickel, Oberlahnstein.

Die kirchliche Druckerlaubnis wird hiermit erteilt.
Limburg, den 6. März 1907.

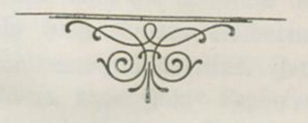
Bischöfliches Ordinariat:
gez. Hilpisch.

Vorwort.

Diese Schrift wendet sich nicht an einen großen Leserkreis; sie will nur den Katholiken Oberlahnsteins die Kenntnis der Geschichte, der Einrichtung, Ausstattung und Bedeutung ihrer Pfarrkirche vermitteln und mit dieser Kenntnis zugleich die Liebe zu ihr erhöhen, ihren Besuch fördern und die Andacht und Erbauung bei dem Gottesdienste vermehren. Sollte dieses auch nur in etwa erreicht werden, so wäre damit die Absicht des Verfassers verwirklicht.

Oberlahnstein, im Januar 1907.

Der Verfasser.





Erste Abteilung.

Geschichtliches.

Die interessante Frage, wann das Christentum in Oberlahnstein Eingang gefunden habe, läßt sich leider nicht beantworten; doch haben wir Anhaltspunkte genug, die darauf hinweisen, daß seine Einführung wahrscheinlich in die ersten christlichen Jahrhunderte fällt.

Außer den eigentlichen Glaubensboten waren es die römischen Soldaten (Legionäre), welche mit der römischen Kultur auch religiöse Anschauungen in die Gegenden, in denen sie ihre Quartiere hatten, brachten; in erster Linie kommen solche Landstriche in Betracht, die in der Nähe des limes (Pfahl- oder Grenzgraben) lagen. So war die Legion XXII (Primigenia) seit dem Jahre 87 am Rhein stationiert, hatte ihren Hauptsitz in Mainz und erhielt zweihundert Jahre lang ihren Nachschub aus dem bereits christlich gewordenen Süden. Die Legionssoldaten verheirateten sich in den Provinzen und ließen sich beim Abschied in ihrer zweiten Heimat nieder; hier führten sie dann, soweit sie Christen waren, auch die christliche Religion ein.

Daß nicht bloß einzelne Soldaten in den Legionen (wie z. B. Sebastianus, Mauritius, Ferrutius, Martinus, Georgius), sondern sogar ganze Legionen Christen waren, beweist die legio fulminatrix. Von ihr wird berichtet, daß sie unter dem römischen Kaiser Mark Aurel im Jahre 174 im Kriege mit den Quaden (im heutigen Mähren) einst in großer Gefahr, ganz entkräftet durch Krankheit, Wunden, Hitze und besonders durch Durst, in einer wasserlosen Gegend auf die Knie fiel und von Gott Regen erflehte; dieser ergoß sich dann auch in Strömen herab und erquickte alle, so daß sie den Feind besiegten, der auch unter einem furchtbaren

Hagel, verbunden mit vielem Blitz und Donner, zu leiden hatte. Weiter wissen wir, daß die legio thebaica, die thebaische Legion, ganz aus Christen bestand und unter Maximian, dem Mitkaiser Diocletian's, hingerichtet wurde, weil sie sich weigerte, an der Christenverfolgung teilzunehmen.

Ein zweiter Weg, auf dem christliche Römer mit den Germanen in Verkehr traten, war der Handel. Auf den großen Verkehrsstraßen treffen wir römische Händler noch vor der Eroberung der deutschen Gauen. Durch diese Händler wurde das Christentum weithin bekannt und infolge ihres Feuereifers und ihrer Begeisterung auch tatsächlich eingeführt, so daß den späteren Glaubensboten vielfach ihre Aufgabe erleichtert wurde.

Gerade an den Rhein und an die Nebenflüsse seines Mittellaufes kamen die Glaubensboten bereits in den apostolischen Zeiten; so nach Trier der hl. Eucharius, den der hl. Petrus selbst absandte, der hl. Crescens, ein Schüler des hl. Paulus, nach Mainz, der hl. Maternus, ebenfalls ein Schüler des hl. Petrus, nach Cöln (88—128). Daher ist die Annahme begründet, daß bei der außerordentlich günstigen Lage von Oberlahnstein am Rhein und der Mündung der Lahn (der Platz der heutigen Stadt war nach den Gräberfunden und Ausgrabungen zur Zeit Christi bereits besiedelt) das Christentum sehr früh hier Eingang gefunden habe.

Es muß noch hervorgehoben werden, daß die Völkerwanderung in das ursprüngliche römisch-christliche Kulturleben eine gewaltsame Störung brachte. Der römischen Herrschaft in den deutschen Gauen wurde durch sie ein Ende gemacht; aber diese unkultivierten Völkerstämme wurden doch von der Macht des Christentums besiegt, besonders, als nach der Schlacht bei Zülpich 496 Chlodwig und ein Teil seiner Franken sich bekehrte.

Um diese Zeit faßte das Christentum auch in unserer Gegend f e s t e n Fuß. Ganz besonders trug dazu bei die

Tätigkeit der Glaubensboten, die von jetzt ab mit bleibendem Erfolge am Rheine wirkten. So in erster Linie der hl. Goar.

Er stammte aus einer angesehenen Familie Aquitaniens und kam unter der Regierung Childeberts I. (511—558), eines Sohnes Chlodwigs, an den Rhein, predigte den heidnischen Landleuten, beschäftigte sich sonst mit Gebet und Abtötungen und baute sich in dem heutigen St. Goar eine Zelle und ein Kirchlein. Die Bischofswürde schlug er mehrmals aus und starb in seiner Zelle am 6. Juli 575. Später entstand ein Collegiatstift (Geistliche, die nach bestimmten Vorschriften ein gemeinsames Leben führten) in St. Goar, das in der Reformationszeit dem Landgrafen von Hessen zufiel, der es aufhob. Damals ging auch der hl. Leichnam Goars, der früher in der Krypta (Gruft) der Kirche lag, verloren; nur die St. Castorkirche in Coblenz besitzt noch eine Reliquie von ihm.

Ebenso wirkte etwas früher ein zweiter Glaubensbote an der Mosel und der unteren Lahn, der hl. Maximin von Trier mit seinen Gehilfen, dem hl. Castor, Quirianus und Lubentius. Die Wirksamkeit dieses letzteren Missionars, der wohl öfters unsern Vorfahren hier gepredigt haben mag, war eine bedeutende. Als Knabe wurde er vom hl. Bischof Martinus von Mainz (nicht Tours) dem gefeierten Bischofe Maximin in Trier zur Unterweisung in den Wissenschaften übergeben.

Zum Priester geweiht, wurde ihm das Dorf Cubrunum (Cobern) an der Mosel und dessen Umgebung zum Wirkungskreise angewiesen. Hier, wie am Rheine und an der Lahn, verkündete er bis über die Grenzen des römischen Reiches (Pfahlgraben) das Christentum. Nach dem Tode des hl. Maximin (349) stellte ihn dessen Nachfolger, der hl. Paulin, an die Spitze einer Gesandtschaft, welche die Aufgabe, den hl. Leib des in Aquitanien verstorbenen Maximin in seine Bischofsstadt Trier zurückzubringen, mit Erfolg löste. Lubentius kehrte dann in seine Mission zurück und starb in

Cobern am 6. Februar. Am 13. Oktober wurde sein Leichnam nach Dietkirchen, dem Mittelpunkt seiner Missionstätigkeit an der Lahn im Lande der Mattiaker, übertragen. In der Lebensbeschreibung eines Presbyters (Priester) des Dietkirchener Stiftes wird von einer poetisch ausgeschmückten, wunderbaren Uebertragung der Leiche des Heiligen berichtet. Hiernach soll die Leiche in einen Kahn ohne Ruder und Segel gelegt worden sein; dieser Kahn sei dann die Mosel hinab, den Rhein und die Lahn hinaufgetrieben und habe erst bei Dietkirchen Halt gemacht zum Zeichen, daß der Heilige hier seine Ruhestätte haben wolle. Im Interesse der Bewohner Lahnsteins möge hier die Uebersetzung eines Lobgesanges (Hymnus) aus dem gegen Ende des 16. Jahrhunderts von einem Dietkirchener Chorherrn geschriebenen Officiums des hl. Lubentius mitgeteilt werden (cf. Rhenus 1886. Nr. 2): „Als der Gottesmann seinen Lebenslauf vollendet und seine Seele Gott zurückgegeben hatte, trauern die Nachbarn. Die Bewohner von Cobern schicken sich an, den Leichnam zu beerdigen, konnten aber das von Gott nicht erlangen; deshalb entstand allgemeine Trauer. Man versucht, den Leichnam in der Kirche beizusetzen; aber trotz des eifrigsten Suchens läßt sich kein Platz finden. Man ruft Vorsteher und Obere zusammen, Geistlichkeit und Volk flehen zu Gott. Alle beben vor Furcht und das ist wahrlich nicht zu verwundern, weil sie den einen Mann nicht zu beerdigen vermochten. Jeder bemüht sich, eine nutzbringende Maßregel zu treffen; aber keiner kann ein wirksames Mittel finden. Endlich heben sie den Leichnam auf, um denselben in einen Nachen zu legen, damit er an den Ort gebracht würde, den der Herr voraussah. Gelobt sei der Herr! Ohne daß jemand rudert, wird der Platz schneller erreicht durch den eilenden Kahn. In den beiden Flüssen Rhein und Lahn treibt der Nachen gegen die reißende Strömung des lieblichen Flusses aufwärts zum Schauspiel für die Folgenden, Volk und Geistlichkeit. Wegen des Anblicks des Wunders strömt die Menge herbei. Durch

die Verdienste des trefflichen Lubentius wird in Lainstein eine hinfällige Frau Amania geheilt und durch die Wiedergabe der früheren Lebenskraft fühlt sie sich veranlaßt, ein Grundstück zu stiften. Dort bezeugt dieses jetzt noch eine immerfort sprudelnde Quelle (der sog. Schmalborn). Drei Flüsse durchfuhr der selige Mann, indem er sich den Platz sucht, wo er bestattet wurde und jetzt noch durch Wunder beweist, daß er Gott angenehm sei; es sind die Flüsse Rhein, Lahn und Mosel, welche durch Felsklippen zu lieblichen Gefilden strömen. Glücklich die Kirche, welche auf dem Gipfel des abschüssigen Felsens Herr Dietgerus gründete; diese verehrt jetzt noch sehr viel Volk und die fromme Geistlichkeit. In derselben werden unablässig Loblieder gesungen und die Bitten der Gläubigen Gott dargebracht. Amen.

Die Reliquien des Heiligen ruhen heute noch in seiner Kirche in Dietkirchen; auch die ihm geweihte Kirche in Cobern bewahrt einen Teil derselben als kostbaren Schatz."

In der karolingischen Zeit hat in Oberlahnstein eine Kirche — wohl ein Holzbau — gestanden. Nachdem der römische Kaiser und deutsche König Arnulf (900—911) gestorben war, schenkte seine Witwe Uda die königliche Fronhube in Oberlahnstein mit allen Leibeigenen dem Mainzer Erzstifte. Da dies ein Akt der Mildtätigkeit, der dem Verstorbenen zugute kommen sollte, gewesen zu sein scheint, so haben wir die Schenkung wohl um das Jahr 911 zu setzen. Zwar entzog König Konrad I. Mainz diesen Besitz; aber im Jahre 987 verordnete Kaiser Otto II., daß diese Schenkung mit allen ihren „Zugehörungen, Kirchen, Höfen, Gebäuden, Zöllen, Hörigen, Aeckern, Weinbergen" der Mainzer Kirche wieder zugestellt werde.

Seit dieser Zeit gehörte Oberlahnstein dem Kurfürsten von Mainz. Später (1230) schenkten die Söhne des Grafen Walram von Nassau, Ruprecht V. und Heinrich der Reiche, die Kirche zu Oberlahnstein dem deutschen Orden; dieser behielt sie jedoch nicht; denn 1340 wird sie dem Collegiatstifte zu Idstein einverleibt (incorporiert). Auch andere

Stifte hatten in Oberlahnstein Besitzungen und Häuser, so die Stifte St. Mauritius und St. Peter in Mainz und die deutsche Ordenskommende zu Coblenz.

Das Erzstift Trier, dem Oberlahnstein schon vor dem 10. Jahrhunderte kirchlich angehörte, war in 5 Archidiakonate geteilt, wovon eines, mit seinem Hauptsitze Dietkirchen auf der rechten Rheinseite, das goldene hieß. (Hiermit hängt wohl die Benennung „goldener Grund" [von Camberg bis Limburg] zusammen). Es zerfiel wieder in 6 Landkapitel (Ruralkapitel), nämlich Dietkirchen, Wetzlar, Haiger, Engers, Kirchberg und Marienfels (Marvelis), bei Nastätten gelegen. Zu letzterem gehörte auch die Pfarrei Oberlahnstein. Nach der Reformation, nachdem fast der ganze Einrichgau die neue Lehre angenommen, kam Oberlahnstein kirchlich an das Landkapitel Engers und wurde amtlich schon 1573 als ein Teil desselben angesehen. Das Kapitelsbuch des Landkapitels Engers geht bis 1660 zurück und bezeichnet bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts die Oberlahnsteiner Pfarrer als zugehörig zu diesem Kapitel.

Bis zum 30jährigen Kriege bezog der Pfarrer als Vikar des Stiftes in Idstein nur geringe Einkünfte; er erhielt den dritten Teil des Zehnten im ganzen Lahnsteiner Gebiet, in der Mark jedoch nur in gewissen Distrikten.

Die Präsentation (das Recht, den Pfarrer dem Bischofe vorzuschlagen) ruhte auf dem großen Zehnten. Durch die Einziehung der Idsteiner Stiftsgüter von dem Grafen von Nassau — Folge der Einführung der Reformation — ging besagtes Recht auch an diesen über.

Oberlahnstein nahm also in gewissem Sinne eine Doppelstellung ein; politisch gehörte es dem Kurfürsten von Mainz; der Kurfürst von Trier hatte die geistliche Gerichtsbarkeit und die Besetzung der Pfarrei, zu der die Fürsten von Nassau-Weilburg den Pfarrer dem Trierer Ordinarius präsentierten. Nur ein Pfarrer, Josef Hermann Castor, wurde von Nassau-Idstein-Saarbrücken (infolge Cession von

Nassau-Weilburg) präsentiert. Wenn aber das Haus Nassau-Weilburg ohne männlichen Erben ausstirbt, fällt das Präsentationsrecht an Nassau-Saarbrücken (Idstein); stirbt auch dieses aus, so ist der Rechtsnachfolger im Vorschlagsrechte der Bischof von Speier (a quo Episcopatu resp. principatu domus Weilburgensis et nassovico — sarapontana saepe nominatum jus [praesentationis] impetravit et possidet tamquam feudum virile). Wie aber der Bischof von Speier zu diesem Rechte kam, konnte ich nicht feststellen. Bezüglich der Art und Weise, wie das Vorschlagsrecht (die Präsentation) ausgeführt wurde, finde ich die Notiz, daß nach dem Tode eines Pfarrers zunächst die Schöffen einen geeigneten Kandidaten dem Grafen von Nassau vorschlugen, der dann gehalten war, diesen dem Kurfürsten von Trier zu präsentieren; dieser prüfte sodann den Vorgeschlagenen und führte ihn nach bestandenem Examen ein.

Die Einteilung der Diözese Trier in 5 Archidiakonate, die sich schon im 10. Jahrhunderte nachweisen läßt, erhielt sich bis zur französischen Revolution. Die Eroberung des linken Rheinufers durch die Franzosen 1794 hatte die Auflösung der alten Erzdiözese zur Folge; an ihre Stelle trat laut Concordat (Vertrag) zwischen Napoleon I. und Papst Pius VII. 1801 eine neue Diözese Trier. Sie hatte den Umfang des jetzigen Regierungsbezirks Trier; die linksrheinischen Teile des jetzigen Regierungsbezirkes Coblenz kamen zu dem neu errichteten Bistum Aachen. Der rechtsrheinische Teil der früheren Erzdiözese, also auch die Pfarrei Oberlahnstein, unterstand bis zum Tode des letzten Erzbischofs Clemens Wenzeslaus im Jahre 1812 noch diesem und erhielt sodann einen apostolischen Vikar in der Person des späteren Bischofs von Hommer. Als 1815 die linksrheinischen Teile Deutschlands wieder von Frankreich getrennt wurden, fielen die jetzigen Regierungsbezirke Trier und Coblenz an Preußen und 1821 wurden sie mit der Diözese Trier verbunden.

Im Jahre 1812 kam Oberlahnstein an das Vikariat Aschaffenburg, welches der Primas (der erste Kirchenfürst eines Reiches) Dalberg für Nassau errichtete und am 11. April 1827 an das neuerrichtete Bistum Limburg, das mit Mainz, Fulda, Rottenburg und Freiburg die oberrheinische Kirchenprovinz bildet.

Vor dem 30jährigen Kriege bestand an der Pfarrkirche die Präsenz, auch das „Idsteinische Stift“ genannt. Zufolge dieser Stiftung mußten die Chorherrn (es werden zur Blütezeit dieses Stiftes deren 9 genannt) sowie die 8 Vikare oder Altaristen (Geistliche, welche an einem bestimmten Altare Messe lasen und dafür die betreffenden Einkünfte bezogen) der Hospitalkirche, zum hl. Geist auf dem Martinsberge, dann die zwei Altaristen, welche in einer der Pfarrkirche angebauten Kapelle für die Bedienung der Altäre Unserer lieben Frau und St. Nikolaus gestiftet waren, an allen Sonn- und Festtagen in der Pfarrkirche der ersten und zweiten Vesper, der Mette und dem Hochamte, auch dem am Samstage zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria abzusingendem Hochamte beiwohnen. Der Kaplan „zum hl. Geist“ brauchte jedoch bei der Mette nicht anwesend zu sein. Nach einer Verordnung des Erzbischofs Werner von Trier (27. Januar 1407) soll der Pfarrer bei diesen Gelegenheiten einen Hut von „Grauwerk“ (rotem Eichhörnchensfelle), wie ihn ebenso die Vikare von St. Florin und St. Castor in Coblenz hatten, tragen, während die ihm untergeordneten Kapläne in schwarzen Hüten von Schaf- oder Geisenpelz zu erscheinen hatten. (Rhein. Antiquarius).

Die Präsenz hatte 23 kleine, schlecht gebaute Weingärten, 17 wüst gelegene, 7 Aeckerchen und 18 Gulden 7 Albus 4 Heller an Geld.

Die Altäre der Kapellen.

1. Der Bartholomäusaltar.

Im kurfürstlichen Schlosse stand der Bartholomäusaltar. Ihn besetzte mit einem Geistlichen der Kurfürst von Mainz. Aus dem Jahre 1491 wird erwähnt, daß in der Hintergasse das Vikariehaus des Vikars lag. Als Vikare werden genannt 1444 ein Herr Jorge und 1491 Jakob von Steinheim, der später Pfarrer in Oberlahnstein wurde und 1544 Cuno Apel von Lahnstein.

2. Der Altar des hl. Ulrich.

Der Altar des hl. Ulrich befand sich auf Schloß Lahneck, das vom Kurfürsten von Mainz zum Schutze seiner Besitzung Oberlahnstein angelegt wurde. Die Burg bestand schon 1224.

Ueber die frühgotische Burgkapelle und den darin befindlichen Altar zitiere ich die Aufzeichnungen des † Reallehrers Zülch im Rhenus I. 3.

„In einer von Eltville 1386 datierten Urkunde erklärt Erzbischof Adolf I., daß einige seiner Vorgänger beabsichtigt hätten, auf Schloß Lahneck eine Ulrichskapelle zu errichten und zu dotieren, (d. h. ihr feste Einnahmen zuzuweisen), daß sie aber vor der Ausführung verstorben seien. Er dotiert sodann die zu errichtende Kapelle mit 32 Gulden, fällig auf den Martinstag auf dem Zolle Lahnstein.

Dekan Eberhard und das ganze Kapitel gaben am 18. Januar 1390 ihre Zustimmung zu dieser Stiftung, die am 8. März 1390 Erzbischof Werner von Trier von Ehrenbreitstein aus genehmigt.“

Dem anfangs auf Lahneck stationierten Kaplan wurde in einer für Oberlahnsteiner interessanten Urkunde aus dem Jahre 1410 ein Haus in Oberlahnstein angewiesen. Diese lautet: „Wir Johann von gots gnaiden dess heiligen stuhls zu Mencze erzbischoff dess heiligen römischen richs in

duczehnn landen erczkanceller bekennen vor unss unss nachkommen und stifft zu Mencze und thun kunt offentlich mit diesem brieff soliche husse und gute alss unss ledig worden und verfallen sin von todes wegen Gobeline unss burgers zu Lainstein, der sich selbs erhangen hait, dass wir got zu lobe dass Huss gelegen allernahst ane dem kauffhusse dass unss von dem egenanten Gobeline verfallen ist zu eyner ewigen wonunge und besiczunge geben han zu ewigen ziiten eynem capplan der unss cappelle zu Lanecke in hait oder wer zu zitten die besiczen und inne haben wurde und sail auch derselbe capplan in unss kirchen zu Lansteyn mit singen und lesen dass beste thun und dem pherner das alles gehorsam sin alss andre altaristen das alles dess zu urkunde ist unss ingesigel an diessen brieff gehangen.

Datum Eltvil feria 3 post dominicam jubilate anno 1410."

Aus den Gütern dieses Selbstmörders Gobelo stiftete derselbe Erzbischof Johann 1411 weiterhin noch eine Vikarie resp. Wochenmesse am Hochaltar der Pfarrkirche, dessen erster Besitzer der Vikar Waltmann von Hönburg war. (Oberlahnsteiner Gerichtsbuch 1411). Im Jahre 1540 besaß ein Sebastian von Dillenburg den Ulrichsaltar auf Lahneck, den der Kurfürst von Mainz zu vergeben hatte.

Aus dem Jahre 1662 wissen wir nach Dr. Bodewig: Lahnstein II, daß einige Soldaten, die nach den Wirren des 30jährigen Krieges für kurze Zeit in dem damals verfallenen Schlosse Lahneck lagen, das Eisenwerk an den Fenstern der Kapelle aufgerissen, die schönen Quadersteine zerschlagen und nach Niederlahnstein verkauft haben. Auch meldet der damalige Zollschreiber: „Die Kapelle habe die schönsten Fenster mit gemalten Figuren aus der Geschichte des alten und neuen Testamentes gehabt. Da er sie zu erhalten wünschte und dieserhalb mit dem Saalkellner Rücksprache nahm, antwortete ihm dieser, es solle auf gnädigsten Befehl alles offen stehen und von sich selbsten zerfallen."

Nach dem Verfalle und der Zerstörung Lahnecks erfolgte die Verlegung der an dem Ulrichsaltar zu Lahneck gestifteten Wochenmesse auf den Bartholomäusaltar im Lahnsteiner Schlosse; sie heißt von nun an „Schloßmesse.“ Am Bartholomäusfeste wurde sodann an diesem Altar im Schlosse der Pfarrgottesdienst gehalten und dann war im Schlosse, nicht aber auf Lahneck, Kirmes. Nach dem 30jährigen Kriege war dem Pfarrer Junk die Schloßmesse übertragen worden, ebenso seinem Nachfolger Limpert. Von 1718—1729 besaß der Oberlahnsteiner Priester Franz Ludwig Peters als Vikar die Schloßmesse, die aber dann 1729 zugleich mit der Frühmesse in die Pfarrei einverleibt wurde; dafür übernahm der Pfarrer die Pflicht zur Haltung eines Kaplans. (Rhenus I).

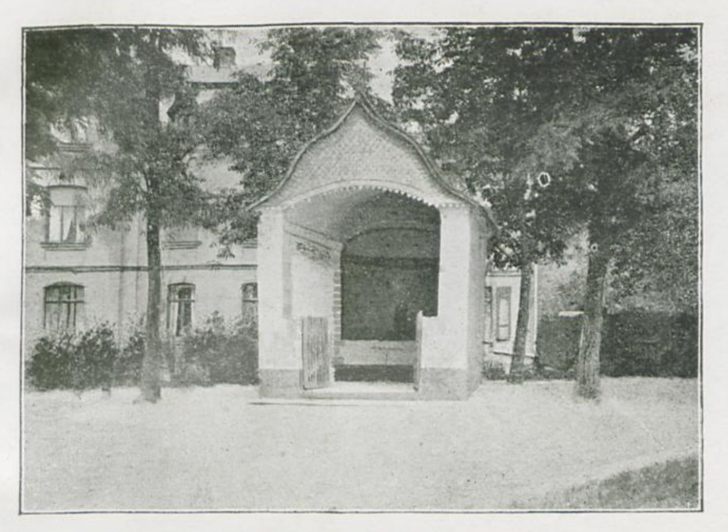
Der Name des Patrons der Burgkapelle, des hl. Ulrich, kommt bei uns selten als Rufname vor, obwohl der Glanz seines Namens als Bischof von Augsburg einst ganz Deutschland überstrahlte. Geboren 893 als der Sohn des Grafen Hubald von Dillingen und der schwäbischen Herzogstochter Dietberga in Augsburg und erzogen im Kloster St. Gallen, wurde ihm bereits in seinem 33. Lebensjahre die bischöfliche Weihe zu teil. Unablässig war er für das Aufblühen seiner Diözese besorgt; er ermöglichte dem Klerus eine wissenschaftliche Ausbildung, durchreiste predigend seine Diözese, war ungemein freigebig gegen die Armen, beteiligte sich hervorragend an den politischen Wirren jener Zeit und hielt in den bedrängtesten Lagen Treue dem Reichsoberhaupte. Sein energisches Eingreifen, seine Umsicht in Verteidigung der Stadt Augsburg gegen die heranstürmenden wilden Ungarn und der damit vorbereitete Sieg über die Ungarn auf dem Lechfelde war Ulrichs unsterbliches, von Sang und Sage verherrlichtes Verdienst. 83 Jahre alt, im 50. Jahre seiner unermüdlichen bischöflichen Tätigkeit starb er am 4. Juli 973 in Augsburg, nachdem er sich auf kreuzweise gestreute und mit geweihtem Wasser besprengte Asche auf den Boden gelegt hatte. Die Verehrung

des Heiligen nahm unmittelbar nach seinem Tode ihren Anfang; bereits am 3. Februar 993 erschienen die Heiligsprechungsakten (Canonisationsbulle). Die Legende erzählt von ihm, daß er einst mit dem frommen Bischof Konrad von Konstanz bei Tisch, in ein gottseliges Gespräch vertieft, samt seinem Gaste gar nicht an das Essen dachte. Es war aber bereits Mitternacht vom Donnerstag auf den Freitag vorüber, als ein herzoglicher Bote von Dillingen mit einem Briefe an ihn hereintrat. Als Botenlohn gab ihm der Heilige ein Stück von dem noch vorliegenden Fleisch. Der Bote eilte mit dem eingewickelten Fleische zurück, um den Heiligen als Heuchler, der Freitags Fleisch esse, zu verleumden. Aber siehe! als er das Fleisch triumphierend vorzeigen wollte, war es in einen Fisch verwandelt. Daher wird St. Ulrich meist als ein Bischof mit einem Fische auf einem Buche abgebildet.

3. Der hl. Geistaltar.

Der hl. Geistaltar stand in der weithin sichtbaren hl. Geistkapelle auf dem Martinsberge. Mit dieser Kapelle war einst ein von der mildtätigen und reichen Jungfrau Regina Waibelung gegründetes Hospital verbunden, in dem Brüder vom hl. Geist den Werken der Nächstenliebe oblagen. Seitwärts von der Kapelle entspringt eine Quelle, welcher das Mittelalter wunderbare Heilkräfte für die fürchterlichste aller Krankheiten, den Aussatz, zuschrieb. Die Stifterin Regina, die infolge eigenhändiger Pflege solcher Kranken selbst den Aussatz sich zuzog, soll in der Quelle Genesung gefunden und von dem Himmel die Gnade erfleht haben, daß dort auch andere Leidende derselben Wohltat teilhaftig würden. (Rhein. Antiquarius).

Diese Kapelle stand schon 1342. Gericht und Rat von Oberlahnstein hatten den Altaristen zu benennen. Als Vikare werden genannt Johann Kinder 1357, Johann Emerich 1420, Petrus Lupo 1420 und Peter Haisch 1548.



Die Oelbergkapelle in der Burgstraße.



Die hl. Geistkapelle auf dem Martinsberge.

4. Der Liebfrauenaltar.

Der Liebfrauenaltar befand sich in der gleichnamigen Kapelle unweit des Viktoriabrunnens, dessen „ungemein leichtes, wohltätiges und bei einigem Schwefelgehalt angenehmes Wasser" von jeher sehr geschätzt wurde. Sie trug nie den Namen Wenzelskapelle*), sondern heißt immer capella B.(eatae) M.(ariae) V.(irginis) in campis, die Kapelle unser lieben Frau im Felde, oder „auf der Hobel" oder „am gehawenen Wege."

Die Kapelle war 1332 noch nicht gebaut. Nach einer alten, unverbürgten Ueberlieferung sei das hier aufgestellte Marienbild im Rheine geländet worden, konnte aber an den verschiedenen Orten, wo man dasselbe hingebracht, keine bleibende Stelle finden. Immer kehrte es wundersamer Weise nach dem Punkte zurück, wo es aus den Fluten erhoben wurde. Man erkannte endlich, daß hier die Mutter Gottes verehrt zu werden wünsche und so sei unter ihrer Anrufung das Kapellchen gebaut worden (Rhein. Antiqu.). Dieses jetzt in der hl. Geistkapelle aufgestellte Bildwerk, die schmerzhafte Mutter mit dem Heiland auf dem Schoße, ist nach Auffassung und Gewandung ein Werk des 15. Jahrhunderts — übrigens ein wertvolles Kunstwerk. In der Liebfrauenkapelle war eine gestiftete Messe allsonntäglich zu lesen. Hierzu stifteten Diether Huber von Kressenbach, Zöllner und Isfard, Zollinspektor, sowie ihre Mitgesellen am Zolle, Johann Hunsrücker und Heinrich von Westerbach noch eine Mittwochsmesse zu Ehren der unbefleckten Gottesmutter. Der Erzbischof Johann von Trier bestätigte diese Stiftung, zu der die Genannten

---

*) Im Jahre 1400 soll hier die Entthronung des Königs Wenzels durch die Kurfürsten beschlossen worden sein; die Urkunde lautet aber: „an dem Ryun by Oberlanstyn Trierer Bischtums geen Braubach zugeende vff eyme Stule daselbes zu eyme Richtstule erhaben." Von der Kapelle ist also keine Rede.

120 Goldgulden Kapital bezahlten, zu Ehrenbreitstein am 11. Oktober 1489.

Zuvor im Jahre 1483 gab eine Frau Stina unserer lieben Frau am „gehauenen Wege“ zwei „Wingert“, und im Jahre 1489 der Beseher Meyrose zur Mittwochsstiftung ebenfalls einen „Wingert“ „auf der Hobel bei unserer lieben Frau, damit sie gemehrt werde.“ 1489 gibt der Beseher Meyrose zu obiger Stiftung auf Mittwoch noch einen Wingert „auf der Hobel bei unserer lieben Frau.“

Da im Jahre 1350 noch ein Feldbildstock mit einem Muttergottesbilde nahe am Rhein oberhalb Oberlahnsteins, mitten in der Gemark gelegen, vorhanden war, so dürfte die Zeit der Entstehung der Kapelle zwischen 1350 und 1400 anzusetzen sein. Das aus dem Achteck konstruierte gotische Chor war schmäler, als das Hauptschiff und erhielt sein Licht durch fünf ungeteilte, kleine, spitzbogige Fenster. Das Schiff war ein viereckiger, unschöner Kasten, erbaut im Jahre 1623. Ein gotisches Türmchen enthielt auch ein Glöcklein, das jetzt auf dem Turme der hl. Geistkapelle hängt.

Infolge der Erweiterungen des Güter- und Rangierbahnhofes sah sich der Eisenbahnfiskus gezwungen, die verwahrloste, baufällig und zu kirchlichen Zwecken unbrauchbar gewordene Marienkapelle anzukaufen. Nach langen Verhandlungen ging sie dann, seither Eigentum der katholischen Kirchengemeinde, am 1. März 1898 in den Besitz des Bahnfiskus zu dem Preise von 10250 Mk. über; der Altar und die geschnitzte Pietà fanden in der hl. Geistkapelle Aufstellung. Um das Andenken an diese Marienkapelle zu erhalten, wurde das Chörchen aus dem Abbruchmaterial etwas westlicher von dem alten Standorte im Jahre 1905 wieder aufgebaut; es ist jetzt Eigentum der Stadtgemeinde und wird auch von ihr unterhalten.



Die Liebfrauenkapelle
(abgebrochen 1905).



Das wiederaufgebaute Chor der alten Liebfrauenkapelle (1906).

Die Altäre der Pfarrkirche.

1. Der Altar des hl. Antonius.

In der Pfarrkirche selbst befand sich außer dem Hochaltare ein Altar des hl. Antonius. Er wird in den Urkunden bereits 1420 genannt. Der Altarist, der ihn bediente, hatte in der Kirchgasse sein eignes Haus, das jedoch schon 1550 von der Präsenz verkauft wurde. Als Inhaber dieses Altares werden 1420 Emerich Kroneberger, 1461 Johann Dieterich und 1550 der Frühmesser Philipp Breidbach genannt.

2. Der Altar der hl. Katharina.

An diesem wurden von dem Vikare, der auch ein eignes Haus 1439 hatte, wöchentlich zwei hl. Messen gelesen. Vikare waren 1439 Gerhard von Böne, 1492—1525 Martin Dieth und 1525 Johann Richter von Alpenrod, der 1554 als Pfarrer von Oberlahnstein starb.

3. Der Altar der hl. Barbara.

Als Vikare werden genannt Johann Hertwin 1471 und Johann von Sassen 1471, ferner Endres Thusch, Kanonikus in Limburg, Beleser 1533.

4. Der Altar der hl. Mutter Anna.

Er besaß ein St. Annenhaus, das 1542 von der Präsenz verkauft wurde.

5. Der Altar des hl. Nikolaus.

Nach den Urkunden hatte diesen Altar 1342 der Graf von Nassau zu vergeben. In der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts gehörte ihm ein eignes Haus zu (1449). Um diese Zeit war Johann von Frücht Altarist.

6. Der Altar der sel. Jungfrau Maria.

Die Stifterin dieses Altars, Frau Lukardis, hatte bestimmt, daß an ihm in jeder Woche zwei hl. Messen gelesen werden sollten.

Zeitweilig stand in der Kirche auch noch ein Altar zum hl. Kreuz; er wurde 1408 vom Weihbischof Konrad eingeweiht und war mit dem Nikolausaltar auf der rechten Seite aufgestellt, während damals auf der linken Seite die Altäre der hl. Barbara, der hl. Katharina und des hl. Johannes standen.

In den Wirren des 30jährigen Krieges mußte auch 1644 der Kurfürst von Mainz, Anselm Casimir, fliehen; er weilte damals in seinem Schlosse hier und ließ zum Andenken daran den Kreuzaltar, der wohl baufällig geworden sein mag, „elaborieren und aufrichten".

Die Spitalskapelle.

Von dem ehemaligen Spitale, dem alten Rathause gegenüber, ist noch die Spitalskapelle erhalten, jetzt ein Lagerraum des Großkaufmanns Herrn Frömbgen hier. Sie ist ein gotisches Bauwerk; der Chor zeigt die 5 Seiten eines Achteckes; die Fenster sind, wie zum Teil in der Pfarrkirche, zweiteilig. Die Rippen des Kreuzgewölbes ruhen auf Kragsteinen mit Köpfen. Der Altar in dieser Kapelle war dem hl. Jakobus geweiht. In den Urkunden wird ihrer bereits im Jahre 1363 gedacht; denn es ist dort von einem Spitalmeister die Rede. Wir wissen, daß der Spitalfonds aus Sammlungen und Legaten, sowie aus Beiträgen von Wohltätern und der Gemeinde sich allmählich bildete. Im Jahre 1720 waren seine Einkünfte folgende: 4 Malter Getreide (Boppard Maß), 10 Ohm Wein, je nach stärkerer oder geringerer Crescenz, 37 rheinische

Gulden. Das Hospital wurde geleitet von dem Pfarrer und dem Gerichte; zu allem mußte der Vorsitzende und in wichtigen Sachen der Bischof gehört werden. Von dem Vorstande wurde der Hospitalmeister gewählt. Der Pfarrer mußte in jeder Woche in der Hospitalskapelle eine hl. Messe lesen, deren Gebühren ihm der Hospitalmeister auszahlte. Gericht und Rat der Stadt hatten das Vorschlagsrecht. Als Altaristen werden in den Urkunden erwähnt Heinrich Stucker 1509 und vor dieser Zeit Philipp Byrgel.

Um das Jahr 1790 scheint die Spitalskapelle bereits ihrer ursprünglichen Bestimmung als Haus Gottes entzogen gewesen zu sein, da die Mainzer Husaren sie als Pferdestall benutzten.

Die Kapelle „auf dem Spiß".

Da die Gemarkung Oberlahnsteins sich bis nach Ems auf dem linken Lahnufer erstreckte und noch viele Gehöfte in sich schloß, wurde im Interesse der Seelsorge für die zerstreut wohnenden Katholiken und für die katholischen Badegäste vom Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfeld „auf dem Spiß" (in regione thermarum Embsalina) gegenüber Ems 1661 eine Kapelle erbaut, die dem hl. Goar gewidmet war. Von dem Kurfürsten Franz Lothar in Mainz wurde sie erweitert und vollendet. Vor Erbauung dieser Kirche stand dort bereits eine Marienkapelle, die ein Wallfahrtskirchlein war. An vorgenannter Kirche teilte der Vikar mit ihr die eingehenden Opfer. Die Einkünfte aber waren zur Sustentation eines Geistlichen nicht ausreichend; daher versahen die Kapläne von Oberlahnstein, zeitweilig auch die Kapuziner und Franziskaner aus Coblenz und Ehrenbreitstein (sie durften aber in Ems

infolge religiöser Unduldsamkeit nicht übernachten) und auch die Mönche aus Arnstein den Dienst an Sonn- und Feiertagen, allerdings in Abhängigkeit von der Mutterkirche Oberlahnstein und unter ausdrücklicher Zustimmung des Bischofs.

Pfarrer Castor (1718—1743) übernahm jedoch die Seelsorge wieder insofern, als er innerhalb der Woche die Sakramente spendete, die Begräbnisse 2c. hielt und nur den Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen den Arnsteiner Mönchen überließ gegen eine Entschädigung von 35 Imperiales (Taler) aus einem Fundationskapitale von 700 Imperiales, welche ein Herr de Daam gestiftet hatte. Die Bewohner der Gehöfte hatten jährlich 24 Wagen Holz zu liefern, die Mainzer Rentenkammer 5 Ohm Wein. Diese, sowie die weiteren Accidentien (Gefälle, Einnahmen) zog aber der Pfarrer Castor aus bestimmten Gründen („ex certis causis") an sich. Offenbar wollte er den nicht ganz lobenswerten (non sat laudabilem) Arnsteiner Mönch damit entfernen, was ihm schließlich auch gelang.

Pfarrer Castor hatte aber seine liebe Not, mit dem Arnsteiner Mönch, P. Braun, fertig zu werden, der offenbar die Jurisdiktion der Lahnsteiner Mutterkirche nicht zugeben wollte. So gab er dem Pfarrer einst, als dieser eine Stiftungsmesse für de Daam lesen wollte, die Kirchenschlüssel nicht heraus, so daß der Pfarrer durch einen Schlosser aus Ems die Kirchentüre aufbrechen lassen mußte. Ein anderes Mal wollte der Pater den Pfarrer ein Begräbnis nicht vornehmen lassen und brachte deshalb die Paramente fort; der Pfarrer aber holte sich solche in Nievern, hielt das Begräbnis ab und protestierte dann feierlich in Gegenwart einer großen Anzahl Männer gegen dieses Attentat des Mönches; die Waldwärter, die zugegen waren, erklärten: sie würden mit den Waffen in der Hand (armis et bombardis suis) den Pfarrer schützen.

Daraufhin erwirkte der Pfarrer eine Verfügung des Konsistoriums (bischöfliche Behörde) in Coblenz, gemäß

welcher die Rechte der Mutterkirche Oberlahnstein anerkannt wurden.

Unter dem 28. Mai 1723 richtete Pfarrer Castor eine Eingabe an den Kurfürsten von Mainz, worin er bat, in Spieß-Ems eine selbständige Vikarie zu errichten, damit die Seelsorge auf den vielen zerstreut liegenden Höfen besser ausgeübt werden könne. Bei dieser Resignation hielt er sich jedoch den Zehnten aus, sowie das Recht, daß im Falle einer Zerstörung der Kirche oder Nichtanstellung eines Geistlichen die Mutterkirche Oberlahnstein alle früher gehabten Rechte wieder erlangen soll.

Der Kurfürst von Mainz nahm diese Verzichtleistung an und präsentierte, nachdem er eine Erhöhung des Stiftungsfonds in Aussicht gestellt hatte, dem Bischofe (Ordinarius) in Trier den Mainzer Seminaristen Peter Wunnerle, der „vom Consistorio in Coblenz approbiert“ wurde. Am 5. Sonntage nach Pfingsten führte Pfarrer Castor den Präsentierten in den Besitz der Kapelle „auf'm Spiß“, ein und hielt unter Assistenz des Pfarrers von Nievern und des Wunnerle ein feierliches Hochamt. Da aber die geringen Einkünfte zum Unterhalte nicht ausreichten, ging Wunnerle nach einiger Zeit wieder weg. Ihm folgte, auf dieselbe Weise eingeführt, Anton Söldner, dem dann vom Kurfürsten Franz Ludwig von Mainz eine jährliche Zulage von 50 Gulden und einem Fuder Wein aus der Mainzer Kellerei Oberlahnstein gegeben wurde mit der Verpflichtung, zur Entlastung der Mutterkirche die Katholiken der Nachbarschaft, der Gehöfte und in den protestantischen Orten zu übernehmen (1729). Söldner hielt aber nicht Residenz, (d. h. er blieb nicht zu Hause), sondern war die Woche über hier im Schlosse bei dem Zollschreiber Kammerrat Will (quasi sacellanus domesticus). Auf eine Anzeige des hiesigen und des Pfarres von Nievern, seines Nachbars, hin, mußte er sich in Coblenz rechtfertigen, konnte jedoch nur als Grund angeben, daß er kein eignes Haus habe. Daher beachtete er die erhaltene Rüge wenig und

trieb es wie zuvor, weshalb er unter Androhung der Suspension (Verbot zur Ausübung kirchlicher Verrichtungen) zur Residenzpflicht gezwungen wurde.

1732 kam der Curatvikar Söldner bei hiesigem Gerichte ohne Vorwissen des Pfarrers um die Erlaubnis ein, „einen Kirchhof daselbst aufzurichten." Stadtschultheiß Moskopf bedeutete ihm, „daß, weil die Kirch auf'm Spiß eine noch nit dismembrirte Filiale von Oberlahnstein wäre, zu dem aufzurichtenden Kirchhoff die Genehmigung vom Hochw. Coblentzer Consistorio und von mir, Matricis ecclesiae rectore (Pfarrer Castor) zu forderst begehrt und erhalten werden müßte."

Endlich wurde dem Curatus Söldner von der Gemeinde ein „funkel neu" Haus im Jahre 1737 erbaut, zu dem die Bewohner der Höfe mit beisteuerten. Seither mußte der Vikar mietweise in Bad Ems wohnen, wozu er der ausdrücklichen Erlaubnis von Hessen-Darmstadt und Nassau bedurfte; schließlich bekam er „aus purer Passion" überhaupt keine Wohnung mehr in Ems. 1716 wurde das Zappische Hofhaus auf dem Spiß von dem Herrn von Ingelheim auf Betreiben von Oberlahnstein und der Freifrau von Coccetti, der Besitzerin des „Mainzer Hauses" in Ems zu einer Dienstwohnung hergegeben; es unterblieb aber die Instandsetzung desselben von seiten Oberlahnsteins.

1739 setzte dem Curatvikar Söldner der Kurfürst Philipp Carl von Mainz 12 Malter Korn Mainzer Maß aus hiesiger Kellerei zur Erhöhung seines und seiner Nachfolger Einkommens fest. Die Holzlieferung an den Curatvikar „auf'm Spiß" wurde erst 1895 von seiten der Stadt Oberlahnstein abgelöst; für 7½ Raummeter Buchen- und 7½ Raummeter Eichenscheidholz, sowie 80 Stück Buchenwellen, wurde ein Ablösungskapital von 1417,50 M. vereinbart.

Unter dem Curatvikar Söldner mußte „auf dem Spieß" noch St. Martin als Patron der Mutterkirche

gefeiert werden, weil eine Dismembration (Lostrennung) noch nicht stattgefunden hatte.

Da der Nachfolger Söldners, Godfrid Busch sich Pfarrer nennt, so muß wohl unter ihm die seitherige Abhängigkeit von der Mutterkirche Oberlahnstein völlig gelöst und die bisherige selbständige Vikarie zur Pfarrei erhoben worden sein.

Fortsetzung der geschichtlichen Mitteilungen.

Während des dreißigjährigen Krieges zogen teils die mainzische Kellerei, teils die Pfarrei die Renten der Vikarieen ein, so daß nach diesem Kriege nur noch der Pfarrer, ein Frühmesser und ein Kaplan hier tätig waren. Im Jahre 1663 hatte die Stadt dem Lehrer, der mit dem Pfarrer, dem Kaplan und den Choralisten den Chorgesang abhielt, die Hälfte der Präsenzgelder verwilligt; der Pfarrer aber hatte mit Bewilligung von Mainz die Einkünfte der Frühmesserei, der hl. Geistkapelle und des Spitals eingezogen und gab von der Präsenz nichts heraus; darum erhielt der Lehrer von der Stadt nur die hl. Geistrenten. Der Kurfürst von Mainz vereinigte im Jahre 1729 die Einkünfte der ihm unterstehenden Altäre vom hl. Ulrich auf Lahneck und des Bartholomäusaltars im Schlosse mit der Pfarrei; ebenso waren bereits 1720 die Erträgnisse der hl. Geistkapelle zur Pfarrei geschlagen worden. Weiterhin bezog die Pfarrei für eine Wochenmesse auf Freitag 20 Gulden rheinisch und zwei Viertel Wein.

Als Pfarrer Jakob Junk (1645—1689) gestorben war, versuchte es der hiesige Gemeinderat, aufgrund eines von diesem Pfarrer veröffentlichten Buches, in dem er das Vorschlagsrecht der Gemeinde zu beweisen suchte, den Pfarrer von Nieder-Ulmen, Severus Knopf mit Namen,

der zwei Jahre hier Kaplan war, dem Bischofe vorzuschlagen; doch wurde diese Präsentation zurückgewiesen und es erhielt auf Vorschlag des Präsentators Fürsten von Nassau-Weilburg Josef Limpert, der vorher 10 Jahre lang Pfarrer in Kestert war, die Pfarrei Oberlahnstein. Dieser Pfarrer stammte aus Cochem an der Mosel.

Von vorhergenanntem Kaplan Sev. Knopf meldet Pfr. Limpert, daß er mit Lebensgefahr die entlegenen Höfe bedient habe, und daß ihn einst vier Männer wie tot im tiefen Schnee liegend angetroffen und in das Dorf Becheln getragen hätten.

Damals waren die einst reichen Einkünfte der Kirche sehr zusammengeschmolzen, so daß Pfarrer Limpert klagen mußte: „Ich finde, daß früher bei 10 Geistliche hier gewesen sind, die die Last tragen halfen; jetzt bei den geringen Gefällen bin ich und der Kaplan allein. Die ständigen jährlichen Einkünfte zählt er in seinem Berichte also auf: „Die Grafen von Nassau sollen geben 8 Ohm Wein, liefern aber nur 4; an eigenem Wein durchschnittlich 10 Ohm; an Früchten 10—12 Malter Korn, dazu vom Kurfürsten 5 Malter Korn und 1½ Malt. Hafer. An Geldgefällen 20 Gld., vom Hospital wegen der Freitagsmesse 20 Gld. 4 Kreuzer; die Herren Zollbeamten gaben wegen einer Messe in der Liebfrauenkapelle 12 Gld.; der Kurfürst wegen der Schloßkapelle 64 Gld. Dafür muß er dem Kaplan die Kost und 45 Gld. geben und hat die Chorsänger, 10—12 Personen jährlich dreimal zu gastieren." (Dr. Bodewig: Lahnstein).

Im Jahre 1699 revidierte auf Befehl Johannes Hugo, Bischofs von Trier, der durch Herausgabe von Andachtsbüchern berühmte Pater Martin aus Cochem die hiesige Pfarrei am 29. Januar.

Nach den Aufzeichnungen des Pfarrers Castor (im Pfarrarchiv) und einem Berichte des Amtmanns war nach dem Tode des Pfarrers Junk 1689 die Pastorei mit allen Nebengebäuden, als Scheuer, Kelterhaus und Stallung,

während gerade die Erben mit dem Stadtschultheißen Herrn Eberts darin versammelt waren, „die Verlassenschaft zu vergleichen und sich ziemlich bezecht" hatten, infolge großer Nachlässigkeit oder, wie gesagt wird, aus Bosheit der Haushälterin, abgebrannt. Nun ordnete der Amtmann von Nassau sofort an, die Köchin sollte von den Erben den Mietslohn und die vorgelegten 100 Taler vorläufig nicht erhalten. „Selbige hat sich sehr desparat angestellt und ohnedem keinen guten Leumund gehabt". Darauf wurde Verhaftung der Köchin und Beschlagnahme der Hinterlassenschaft verfügt, bis die Sache untersucht sei. Die Köchin aber war unterdessen geflohen. Der Pfarrer war so verschuldet, daß die Gläubiger nicht bezahlt werden konnten. Daher wurde ein von ihm neuerbautes Haus für 300 Taler verkauft und der Erlös unter die Gläubiger verteilt. Der Nachfolger Pfarrer Limperts, mußte also in Mietswohnung ziehen und nur gezwungen zahlte Nassau die Mietsentschädigung. Nach seinem Tode wurde auf Betreiben einiger Beamten und besonders des Zollschreibers Will Franz Peters, der 4 Jahre lang hier Kaplan war, als Pfarrer dem Bischofe von Trier präsentiert. Da der junge Herr aber als „weniger tauglich" im Examen befunden wurde, wies man ihn zurück und es erhielt die Pfarrei der dem Bischofe vorgeschlagene Josef Hermann Castor aus Schönecken. Er kam aus Kesselheim, woselbst er 3 Monate Pfarrer war, wurde aber schwer fieberkrank. Der resignierte Pfarrer Stumph in Niederlahnstein und der genannte Franz Peters vertraten den Pfarrer, vom Johannestage 1718 an bis zum 1. Sonntag im September desselben Jahres. Dafür gab Pfarrer Castor dem ersteren 10, dem letzteren 20 Imperiales (Taler) und überließ ihnen auch alle anderen Einkünfte.

Aus dem Nachlasse seines Vorgängers kaufte sich Pfarrer Castor einen Talar, ein Chorhemd und ein Birett; weil diese Gegenstände, wie der älteste Sendschöffe Johann Jungmann erklärte, die Geistlichen selbst anschaffen müßten,

da die Kirche zu arm sei. Von den Mobilien konnte er nichts mehr kaufen, weil der Vikar Peters in der Hoffnung, er würde Pfarrer werden, solche vorweg genommen hatte; doch kaufte und bezahlte er sofort Leitern, Stühle und das Holz im Keller.

Als nach langen Verhandlungen über die Baupflicht des Präsentators endlich dieser den Bau des Pfarrhauses begann und 1724 vollendete, gab Pfarrer Castor in seiner Freude dem Kammerrat Löhr für seine Bemühungen bei der Rheinischen Regierung 2 Ohm besten „Bleicherts"wein samt Faß. Unter andern erhielt der Zimmermann Henrich Mayer von Mainz während des Baues, „damit er desto profitlicher für die Pfahr alles einrichten möchte", 5 Rtlr.; der Maurer Northoffen ein Malter Korn, die Handwerksleute 3 Ohm Wein „nebst etwelchen Mallzeiten". Genannter Pfarrer Castor scheint ein energischer und zielbewußter Seelsorger gewesen zu sein, allzeit bestrebt, die unter seinen Pfarrkindern sich zeigenden Gebrechen und sittlichen Schäden abzustellen, Zucht und Ordnung zu halten und den Empfang der hl. Sakramente zu fördern. So eiferte er gegen die rohen Fastnachtsscherze der Jünglinge, schärfte den Erlaß der Coblenzer kirchlichen Behörde ein, daß „hinfüro niemand weder zu land noch zu wasser mit Obst, Gemüß, Kirschen &c. auf son- und feyertäg nach Coblentz oder in die hall vormittags sich begeben solle", sonst erfolge Kirchenstrafe; daß Eheversprechen entweder vor dem Pfarrer oder zwei Zeugen abgelegt werden sollen; daß das Mailäuten nicht von Kindern oder Frauenspersonen besorgt werden solle, wegen der Schäden an den Glocken und der dadurch für die Gemeinde entstehenden Kosten; daß an Sonn- und Feiertagen niemand im Felde arbeite &c.

Die Chorsänger verlangten von ihm, wie es auch bei seinen Vorgängern Sitte gewesen sei, daß ihnen auf Ostern, Pfingsten und Weihnachten ein Essen gegeben werde. Der Pfarrer tat das auch in den ersten Jahren,

obwohl es hierbei nicht „ohne Erbrechen" und „mit dem größten Ekel" herging. Als aber einige Sänger „gleichsam unersättlich und voll Wein" dem Volke in der Kirche zum Skandal wurden, schaffte der Pfarrer das Mahl ab, obwohl die Sänger darob rebellierten.

Unter dem 12. März 1721 berichtet der Pfarrer, daß die Braubacher die hiesigen Pfarrkinder bei der jährlich am 3. Mai auf Kreuz-Erfindungsfest stattfindenden Prozession nach Bornhofen am „hart und laut betten (Beten) vielgeschweigen singen" zu hindern suchten, obwohl selbiges Beten und Singen üblich und gebräuchlich gewesen. Auch beklagten sich die Katholiken von Braubach, Frücht und Schweikhausen, „daß sie von den Prädikanten (Predigern) nit nur mit schimpflich worten und unbilden angethan, sondern auch mit großer geldstraff zu deren tempeln, predigen und diensten angehalten werden" und daß die Kinder zur protestantischen Religion gezwungen wurden und sie beim Sterben keinen katholischen Priester, wenn er auch unauffällig auftrete, rufen dürften.

Nach der im Archive liegenden Gottesdienstordnung ging am Marcustage und am ersten Bittage die Prozession zur hl. Geistkapelle, woselbst ein Bittamt gesungen wurde; sie schlug den Weg ein durch das Michaelstor (Osttor) aufs „hohe heilig Häuschen" durch den Schlagweg zur Kapelle; am zweiten Bittage zog die Prozession über Lahneck zur hl. Geistkapelle und am dritten Tage nach Niederlahnstein zur Johanneskirche, in der der Oberlahnsteiner Pfarrer ein Hochamt vor ausgesetztem hochw. Gute und mit Segen zu halten hatte; nach dem Gottesdienste predigte er oder einer der Pfarrer von Horchheim, Pfaffendorf, Arzheim und Niederlahnstein abwechselnd. Die genannten Pfarrer waren mit ihren Prozessionen an diesem Tage alle anwesend. Ueber die Geschichte unserer Pfarrei unter den Nachfolgern des Pfarrers Castor stehen uns nur wenige Notizen zu Gebote. Die von genanntem

Pfarrer geschriebene Chronik scheint überhaupt nicht weitergeführt worden zu sein, wenigstens finden sich im Pfarrarchiv keine Aufzeichnungen mehr vor.

Kulturszenen.

Es mögen hier noch einige interessante Einzelheiten ihren Platz finden, die uns über das Leben und Treiben der vergangenen Zeiten Aufschluß geben. 1542 und 1543 wütete in Oberlahnstein die Pestkrankheit und raffte viele, alt und jung, dahin. Daher floh der Amtmann von Schloß Lahneck, Johann von Eltz und sein Zollschreiber Heinrich Gerlach nach Boppard und beide blieben dort ein ganzes Jahr. Infolge langer Seuche wurde vom Pfarrer und der Gemeinde der Beschluß gefaßt, täglich um 12 Uhr die große Glocke als ein memento mori (denke an den Tod) zu läuten. Dieser Gebrauch hat sich bis auf heute erhalten. — Aus dieser Zeit der Pest stamut auch unser sogen. „verlobter Tag", nämlich der Sebastianustag, den die Oberlahnsteiner auf ewige Zeiten als Feiertag zu feiern Gott unter Anrufuug des hl. Sebastianus damals versprochen haben.

1560 hatte Martin Rauland einen erstochen; er sollte mit dem Schwerte hingerichtet und aufs Rad geflochten werden. Da er nicht losgebeten wurde, ließen die Nassauer ein Rad machen und es aus ihrem Zehnthof auf die Malstatt bringen; desgleichen, als 1578 zwei Hexen allhier zu Lahnstein verbrannt wurden, haben die Grafen den Stuhl oder Stock, samt Gitter, alles auf ihre Kosten aufrichten lassen. Der Galgen stand damals auf der Copoder Layen, die Schlierbach hinauf; als man ihn einmal „am Bildstock" Rhens gegenüber, errichtete, beschwerten sich die im Felde Arbeitenden, daß der unerträgliche Gestank ihnen den Aufenthalt im Felde verleide.

Im Jahre 1630 wurde hier ein Mann, Johann von Nievern, der Ürseler genannt, enthauptet und verbrannt als der Hexerei verdächtig; auch in Braubach kamen um diese Zeit Hexenbrände vor. Mit dem Ende des 30jährigen Krieges hörten diese infolge der Bemühungen des Erzbischofs Johann Philipp, des Freundes des edlen Jesuiten Friedrich von Spee, der besonders gegen die Hexenprozesse eiferte, im Würzburgischen und Mainzischen ganz auf. (Dr. Bodewig: Lahnstein im 30jährigen Kriege).

Im Jahre 1724 bestand bereits hier eine Wirtschaft „zum Anker"; denn der Pfarrer bestrafte einige Jünglinge, die bis drei Uhr nachts dort „gesoffen und gelärmt" mit einigen Pfund Wachs.

Waren in den Wäldern die Eicheln und Bucheckern gut geraten, so trieb der Schweinehirt eine Menge Schweine hinaus; es durfte dann der Kurfürst 50, der Amtmann 25, der Zollschreiber 13, der Saalkellner 6, der Pfarrer 8 (4 als Pfarrer und 4 als Frühmesser) mit in die Mast treiben. Die Tiere blieben immer draußen und später erhielt der Besitzer sein Schwein wohlgemästet zurück (Dr. Bodewig: Lahnstein).

Ein furchtbares Gewitter tobte am 8. Juli 1664 über der Stadt Oberlahnstein. (Dr. Bodewig: Lahnstein II). Drei Bürger begaben sich eiligst zur Kirche, um zu läuten. Der Blitz aber schlug in den Turm und erschlug „den frommen und laboriosen (arbeitssamen) Heymann Zopf"; die beiden andern fielen nur betäubt zu Boden.

1731 wurde über eine schlechte Frauensperson noch öffentliche Buße verhängt; diese Person mußte mit einer Rute in der einen und einer Kerze in der andern Hand vor dem Chore in der Kirche, dem Volke halb zugewandt, stehen, eine Predigt über die Unzucht mitanhören und die hl. Sakramente der Buße und des Altars empfangen.

Ein interessanter Eintrag aus dem Jahre 1731 des Pfarrers Castor möge hier in seiner Originalfassung Abdruck finden. „Alldieweilen vorkommen, daß die saufferey von

manchen sauffbrüdern so gemein zu werden beginne, daß auch mit dem nachtstrinken biß 12, 1, 2, 3 auch 4 uhr, ja sogar in feyer- sonn- Und großen festägen höchst argerlicher weiße, und dieß zu nicht geringen Schaden Und verderb ihres hauses, Weib Und kindern angehalten werde, Alß wird hiermit Von Ambtswegen alles ernstes anbefohlen und gebotten, daß Von nun ahn Und künftighin Unter straff eines goldgulden oder thurmstraff mit wasser Und brod sich niemand Von hiesigen bürgern und Inwohnern erkühnen solle zu winters über sieben uhr in Und deß sommers über neun uhr in wirthßhäusern aufzuhalten. Decretum bey Ambt Oberlohnstein d. 7a novembris anno 1731.

H. E. Herr zu Eltz
Ambtmann."

Dieses heilsahme Dekret Von einstellung der saufferey ist 1731 d. 7a novembris nach Vorhergegebenem gemeinen glockenzeichen am Rathhauß publiciert Und dem wachtmeister bey Zuschließung der pfort auff die übertretten achtzugeben anbefohlen worden."

Daß die kirchliche Obrigkeit über das standesgemäße Auftreten der Geistlichen bereits in früheren Jahrhunderten streng wachte, beweist uns eine aus Stolzenfels vom 27. Januar 1407 datierte Verfügung des Erzbischofs Werner von Trier, der den Vikaren und Kaplänen des Muttergottes- und des Nikolausaltares, sowie denen der Hospitalskapelle und der hl. Geistkapelle auf dem Martinsberge streng befiehlt, besser ihre Pflichten zu erfüllen und stets in anständiger Kleidung und Haltung dem Gottesdienste beizuwohnen.

„Mit dem Heiligen soll man keinen Scherz treiben". Die Wahrheit dieses Sprichwortes mußten einst zwei junge Leute („Schröder und ein anderer") an sich erfahren. Sie waren in einer Heckenwirtschaft hier eingekehrt, sollten aber keinen Wein bekommen. Nach längerem Disput und Neckereien kamen sie überein, das schwere Standbild des betenden Heilandes in der Oelbergkapelle herbeizutragen.

Es geschah auch; dann trugen sie es auf Drängen des Wirtes wieder auf seinen Platz zurück. Zwei Tage darauf aber stürzte der eine von dem Gebälk einer Scheune herab und zerbrach das Genick, während der andere vom Tage seiner Untat an zu kränkeln anfing und bald starb.

Aus dem religiösen Leben unserer Vorfahren wird uns gemeldet, daß in allen Familien am Samstag Abend und täglich in der Fastenzeit der Rosenkranz gebetet wurde; auch pflegten sich die Erstkommunikanten vor dem Läuten der Betglocke am Abend in der Kirche einzufinden, um dort das Rosenkranzgebet zu verrichten.

Unsere liebe Jugend pflegte auf Dreikönigstag, mit einem großen Stern ausgerüstet, singend auf die benachbarten Orte und Gehöfte zu ziehen, um Eier und Geldstücke zu sammeln. 1725 wurde das verboten, doch durften die Jungen es in der Stadt selbst tun, damit sie durch diese Gaben zum fleißigeren Lernen angespornt würden.

Am 18. März 1723 wurde unterhalb Braubach an der Schlierbach Johann Peter Säher aus Koebern als Falschmünzer enthauptet und verbrannt, nachdem ihm der Pfarrer tagszuvor die hl. Sakramente gespendet. 1725 wird auch das Zusammenkommen von Leuten auf den Wachtstuben strengstens verboten, weil dort viel ehrabschneiderische Reden und „ohnlautere Gespräch" vollbracht würden.

Interessant ist auch die Art und Weise, wie man im 18. Jahrhunderte für arme Leute und „ausländische Bettler" sammelte. Am 13. Febr. 1726 beschloß der Rat, daß künftighin an den Mittwochen und Samstagen die Kollekten gehalten würden, wobei ein Kreuz vorangetragen wurde; es folgten die Armen in Ordnung „hart betend"; dann kam ein Schöffe und ein Ratsherr und 2 Frauen, welche Körbe für das Brod und eine Büchse für das Geld trugen. Nach so vollzogener Sammlung wurde der Erlös sofort auf dem Rathause verteilt.

3

In diesem Jahre wurde auch der Gebrauch, vor der Jakobskapelle einen Maibaum aufzustellen, abgeschafft, ebenso die Sitte, daß Bursche und Mädchen auf Ostersonntag singend und johlend zur Lahn zogen (drüben kamen auch die Niederlahnsteiner), dort tollen Uebermut trieben und sich Stöcke schnitten, die dann in Prozession zur Spitalskirche getragen wurden, um dort von einem Burschen mit Weihwasser besprengt zu werden.

1727 ließ am 20. Oktober der Pfarrer in Gegenwart des Curatus Söldner vom Spieß und des Kaplans Johann Maas „die Frau des im Rhein ohnlängst mit zu liefernden Stroh ersoffenen Juden Mayer zu sich kommen und bedeutete ihr, daß sie den „Kerl", mit dem sie nach ihrem Ritus sollte copuliert werden, aus dem Hause schaffen müßte bis nach der Copulation; kurz und bündig bemerkt der Pfarrer dazu: et ejecit illum — und sie jagte ihn fort.

Bei der Prozession auf Mariä Lichtmeß anno 1732 trugen die 4 Zollherrn wieder in Begleitung des Allerheiligsten weiße, 2½ Pfund schwere Kerzen, die sie sich auf eigene Kosten anschafften; dieses vermerkt Pfarrer Castor in seinen Notizen mit Genugtuung, da unter Zollschreiber Will und seinem „Nachgänger" Altenkirchen, mit denen der Pfarrer manche Zwistigkeiten gehabt, dieser Gebrauch „in etwa abgekommen war."

Die Faschingstage mit ihren Tollheiten scheinen auch in früheren Zeiten zu den „zweifelhaften" Vergnügungen hier gehört zu haben. So vermeldet z. B. aus dem Jahre 1732 der Pfarrer; daß damals gegen seinen Einspruch von dem neuen Stadtvorstand den jungen Leuten erlaubt wurde, einen Zug durch die Stadt zu machen mit Trommeln, Geigen, 2 Reitern zu Pferd, einer als Bajazzo, ein anderer als ein Bär, ein dritter als Lakai verkleidet und zwar morgens in aller Frühe; sie besetzten dann die Tore, erhoben ein Eintrittsgeld, das mit den 5 Gulden von der Stadt und dem gesammelten Gelde in Gesellschaft

von Mädchen, die sie aus den Häusern holten, in Spiel, Tanz, Essen und Trinken verjubelt wurde. Die dabei vorkommenden Exzesse, als Lärmen und Schlägereien, störten Kranke und Gesunde in ihrer Nachtsruhe. Am Aschermittwoch noch vor dem Gottesdienste zog dann die Schar mit Trommeln und vielem Spektakel in den Wald und setzte Eicheln in den Boden. Von da zurückgekehrt, weilte die tolle Jugend in den Wirtshäusern oder lief in ihren Narrenkleidern noch den ganzen Donnerstag herum, so daß sowohl die Braubacher, als auch die Coblenzer daran Anstoß nahmen und sich über das Entgegenkommen der Behörde, wie auch des Pfarrers, wunderten. Am nächsten Sonntag hielt der Pfarrer eine scharfe Predigt über den Unfug und erstattete auch weitere Anzeigen; er hatte aber hiefür, obwohl die einsichtsvollen Bürger sich auf seine Seite stellten, manche Unannehmlichkeiten zu erdulden.

1738 am 11. September wurde der Spießborn, der seit Menschen Gedenken nicht mehr lief, neu gefaßt und vom Pfarrer benediciert in Gegenwart aller Oberlahnsteiner Bürger und der Jugend. Als „Traktament" bekamen die Bürger Wecke und 3 Ohm Wein und die Jugend ebenfalls Wecke und etwas Geld.

Verzeichnis der Pfarrer von Oberlahnstein.

1316 Johann Gobelo, Viceplabanus in Oberlahnstein.

1358 Wilhelm, der Perner, wahrscheinlich derselbe, der 1369, 1375 und 1380 als Pfarrer Wilhelm Kircher genannt wird; er ist auch der Stifter der Frühmesse 1380.

1408 starb der Pfarrer Johann von Scharppenstein, auch Johannes Deniff genannt.

1421 war Anton Albinus Pfarrer.
1429—47 Conrad Ruysbach.
1468 Conrad Peter Kogh; von ihm hat sich noch eine gestiftete Messe erhalten.
1473 Conrad Wolf von Oberlahnstein.
1481 Kuno Koch.
1492 Jakob Karid von Steinheim.
1504—13 Johann Serratorius von Idstein.
1513—29 Urban.
1529 Johann Hunsrücker.
1540—54 Johann Richter aus Alpenrod bei Hachenburg, dessen Epitaphium (Grabdenkmal) im Chore der Kirche steht.
1554—71 Philipp Breitbach von Lahnstein.

Nach den Akten Kurtrier, Religionssachen, specialia: Landkapitel Engers Nr. 45 aus dem Jahre 1572 am 16. Juni war der folgende Pfarrer Peter Schießer zwar vorgeschlagen, aber noch nicht eingeführt als Pfarrer von Oberlahnstein; es heißt dann weiter, daß seine Vorgänger dem Landkapitel Engers noch nicht angehörten; demnach dürfte die Abzweigung Oberlahnsteins von Marienfels und die Zuteilung zum Kapitel Engers in das Jahr 1572 oder 1571 zu legen sein. Da Pfarrer Schießer schon 1571 genannt wird, scheint er von 1571—72 Verwalter der Pfarrei gewesen zu sein; 1573 aber war er Pfarrer; denn nach obigen Akten fehlten in der nach 1572 abgehaltenen nächsten Konferenz des Kapitels Engers die Pfarrer Schießer von Oberlahnstein, Friedrich von Niederlahnstein und Hase von Horchheim in derselben.

Nach den Aufzeichnungen Dr. Bodewigs: Oberlahnstein im 30jähr. Kriege steht in einer Rechnung von 1640, daß am Sonntag Misericordias Domini zum Jahrgedächtnis des verstorbenen Pfarres Peter Lohn für 2 Gulden Weisbrot an die Armen ausgeteilt wurde. Wann der Genannte hier Pfarrer war, läßt sich nicht feststellen.

1578—1627 Heinrich Custodis, zugleich auch Besitzer der Altäre U. L. Frau, der hl. Katharina und des hl. Bartholomäus.

Aus 1597 wird berichtet, daß der damalige Pfarrer an der Pest starb; vielleicht war es Peter Schießer, der wohl pensioniert gewesen sein mag.

1627—35 Matthias Groß.

1635—54 Jakob Thomä; er wurde ausnahmsweise von Mainz aus, das die Wirren im „schwedischen Wesen" benutzte, präsentiert und von dem Archidiakon der Lubentiuskirche in Dietkirchen, Hugo Eberhardt, Graf Kratz, eingeführt. Als aber 1648 den 7. November die nassauischen Abgeordneten sich hier befanden, wurde festgesetzt, daß die Präsentation wieder von dem Hause Nassau-Idstein nach dem Tode des jetzigen Pfarrers erfolgen solle.

Wann der Archidiakon zur Einführung eines Pfarrers hierher kam, ging er zunächst in den Pfarrhof; von da geleitete man ihn mit Kreuz und Fahnen in Begleitung des Pfarrers, der sechs Sendschöffen, des Schulmeisters und der Schulkinder zur Kirche; dann wurde er im Wirtshause einlogiert; die entstandenen Kosten übernahm die Strafgelderkasse.

1654—89 Jakob Junk.

1689—1718 (29. Jan.) Josef Limpert aus Cochem, vorher Pfarrer in Kestert.

1718—1743 (19. Sept.) Josef Hermann Castor aus Schönecken; er war 1736 einer der Camerarii des Landkapitels Engers.

1743—79 Gerhardt Kraft aus Andernach.

1779—1835 (13. Aug.) Cornelius Coenen aus Coblenz, zuerst Kaplan seines Vorgängers; Pfarrverwalter war Wilhelm Ruckes, später Pfarrer in Presberg.

1835—71 (1. Okt.) Jakob Mohr aus Flörsheim.

1871—73 Pfarrverwalter August Stoll; seit 1868 Kaplan daselbst.

1873 (1. Nov.) – 1887 (26. Febr.) Matthias Wolf aus Hundsangen.

1887 (1. Mai) Josef Michels aus Oberelbert (gest. 12. Mai 1901) und vom 15. Juli 1901 Michael Josef Müller aus Rüdesheim.

Kapläne der Pfarrei Oberlahnstein.

Weil in den Akten die hier angestellten Kapläne nur gelegentlich erwähnt werden, so ist es sehr schwierig, eine chronologische Zusammenstellung derselben zu bieten.

Im 17. Jahrhunderte werden folgende Namen erwähnt:

Tilemann Carnoth,
Johann Filtzengräber,
Christian Bauer,
Wilhelm Reiner,
Jakob Dodt,
Josef Limpert,
1690 Severus Knopf,
Johann Maas,
Groß,
1721 Klein,
1727 Franz Ludwig Peters,
1732 Johann Lamberti, Hilfsgeistlicher,
1752 Albert Bach,
1778 Cornelius Coenen,
1819 Peter Mohr,
1820 Carl Müller,
1823 Philipp Moehler,
1824 Josef Tenigens,
1827 Wilh. Legener,
1828, Anton Weinat,
Matthias Munsch,

1830 Franz Jos. Petmecki,
1831 Adam Stoll,
1822 Conrad Dausener,
1834 Wilhelm Ruckes,
1835 Jos. Proff,
1841 Jos. Mais,
1842 Laurenz Tripp,
1844 Philipp Jung und Peter Münz,
1846 Carl Schenk,
1850 Wilhelm Bonn,
1851 Martin Mollier,
1852 Nikolaus Sauerborn und Josef Kaltenhäuser,
1853 Carl Haas,
1855 Christian Roos,
1856 Johann Molzberger,
1857 Johann Mathias,
1858 Johann Weickerth,
1860 Wilhelm Tripp,
1861 Carl Wolf,
1863 Johann Ruckes,
1864 Josef Orth und Franz Volpenhenn,
1865 Sebastian Hirschmann,
1867 Gerhard Huyeng,
1869 Augustin Stoll,
1873 Josef Hellbach,
1884 Johann Giesendorf, Friedrich Buus und Friedrich Gruber,
1886 Wilhelm Jost,
1891 Georg Laufer,
1896 Friedrich Brand und Karl Pehl,
1898 Jakob Michels,
1899 Josef Lehnhäuser,
1899 Nikolaus Müller,
1900 Graf Rudolf von Westphalen, Peter Weil und Jakob Wagner,
1901 Ludwig Hensler und Ludwig Schramm,

1902 Ferdinand Schneider und Franz Englert,
1903 Bernhard Eufinger,
1904 August Weil und Wilhelm Burggraf,
1905 Friedrich Bertram,
1906 Martin Geis,
1907 Johann Spitzhorn.

Der Oberlahnsteiner Abt Weinbach in Eberbach.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß einst ein Sohn unserer Stadt Johannes Nicolaus Weinbach Abt des Klosters Eberbach im Rheingau (1633—1642) gewesen ist. Wir lassen deshalb den Bericht des Herrn Dr. Widmann, z. Zt. Direktor des hiesigen Progymnasiums nach Rhenus III Nr. 3 hier folgen. Als im Jahre 1631 am 29. November die Mönche von Eberbach durch Herzog Bernhardt von Weimar zur Flucht genötigt wurden, floh mit dem Abte und den Brüdern auch der Subbursarius (Säckelmeister) des Klosters, Johann Nikolaus Weinbach, nach Cöln. Dort wurde er nach dem Tode des Abtes Leonard Kunckart von Rüdesheim (29. Nov. 1629) von den anwesenden Brüdern am 18. April 1633 zu dessen Nachfolger gewählt und von dem gleichfalls in Köln weilenden Mainzer Erzbischof und Kurfürsten Anselm Casimir bestätigt. Selten hat wohl ein Abt von Eberbach, selbst in langer Regierungszeit, mehr Leiden erfahren, als er in der kurzen Zeit seiner Würde. Wir kennen sein Leben nur aus einer kleinen, handschriftlichen Chronik des Pater Bär.

Schwerlich waren es hervorragende Geistesgaben, welche den Mann zur Wahl empfahlen, sondern wohl eher sein praktischer Sinn; vor allem scheinen die Brüder ihn deshalb gewählt zu haben, weil er in seiner Eigenschaft als Säckelmeister nach dem Tode Leonards bereits dessen

Stelle vertreten hatte. Um die Schuldenlast des Klosters durch den kostspieligen Aufenthalt der vertriebenen Brüder in Cöln nicht noch größer zu machen, schickte er nach der vollzogenen Wahl alle Mönche wieder in die belgischen Klöster zurück, wo dieselben eine Aufnahme gefunden hatten. Erst gegen Ende des Jahres 1635 zogen Abt und Convent wieder in Eberbach ein. Wie es dort aussah, läßt sich denken. Küche und Keller, Kisten und Kasten, alles war leer. Kein Acker, kein Weinberg war bebaut, kein Vieh mehr vorhanden. Der Abt lieh Geld, von wo er's bekam, mit Zinsen, lieber ohne. Und es fanden sich, trotz der schlechten Zeiten, immer noch gute Seelen, die um Gotteslohn größere oder kleinere Summen vorstreckten. Die Oekonomie wurde allmählich wieder eingerichtet, Kirchen- und Hausgerät durch milde Gaben wieder vervollständigt. Am schmerzlichsten war für die Brüder der Verlust der überaus reichen Bibliothek. Der von den Schweden eingesetzte hessische Verwalter de Mur hatte 14 große Fäßer voll Bücher fortschaffen lassen und stand in dem Verdachte, den Raub zu seinem eigenen Vorteile ausgeführt zu haben. Deshalb verklagte ihn der Abt Weinbach bei dem Senate der Stadt Frankfurt a. M., wohin sich derselbe nach der Niederlegung seines Amtes begeben hatte, jedoch ohne Erfolg; denn de Mur behauptete, er habe alles, namentlich die Bücher, auf höheren Befehl nach Kassel geschickt. Den gleichen Erfolg hatten seine Bemühungen, zwei Kandelaber im Werte von 1000 Gulden und anderes wertvolles Kirchengeräte vom Kasseler Hofe wieder zu erhalten. Statt Anerkennung fand der arme Abt für diese gewissenhafte Pflichterfüllung bei dem Mainzer Kurfürsten nur Ungnade. Abt Nikolaus mag unklug verfahren haben, jedenfalls handelte er in bester Absicht. Offen gab der Kurfürst seine Unzufriedenheit bei Gelegenheit der Klostervisitation zu erkennen. Ohne genügenden Grund wurde der Abt nach Mainz gebracht und in Haft gehalten, um abgesetzt zu werden. Nikolaus war durch diese Behandlung, wenn

auch tief gebeugt, doch nicht gebrochen. Er fühlte sich unschuldig und legte sein Amt nicht eher nieder, als bis er von den Aebten der Klöster Himmerode und Arnsburg, die auf Befehl des Fürsten und des Ordens die gegen Nikolaus erhobene Anklage von neuem geprüft hatten, gebeten wurde, zu seinem eigenen Besten und dem Kloster zuliebe abzudanken, obgleich er unschuldig sei. Er verwahrte sich in einem männlichen Schreiben an den Erzbischof wider die von seinen Feinden ausgestreuten Verleumdungen und dankte am 13. Mai 1642 ab. Den Titel Abt durfte er weiterführen. Er lebte von nun an mit einer kleinen Pension in einem Kloster zu Cöln. Als sein Nachfolger Johannes VII. Rumpel, 1648 gestorben war, wurde er von den Eberbachern abermals zum Abte gewählt, aber seitens des Erzbischofs nicht bestätigt. Weinbach starb am 31. März 1658.

Die Frühmesserei in Oberlahnstein.

Die hiesige Frühmesserei wurde 1380 von Pfarrer Wilhelm Kircher gestiftet, indem er sein Vermögen dazu hingab; dieses Beneficium ist wohl dasselbe, daß 1411 unter dem Namen „Vikarie des Hochaltars" („summi altaris") öfters in den Urkunden genannt wird Nach dem dreißigjährigen Kriege hatte sie nur mehr geringe Einkünfte und war deshalb längere Zeit hindurch unbesetzt. Dann wurde sie mit dem Altare auf Schloß Lahneck verbunden. Laut Dekret des Churfürsten Johann Philipp von Schönborn in Mainz vom 26. Oktober 1662, ausgefertigt vom Notar Philipp Helwick, wurde sie mit der Pfarrei incorporiert und zugleich dem Pfarrer die Pflicht auferlegt, einen Kaplan zu halten, damit täglich eine Frühmesse gelesen werden könnte. Das geschah unter Pfarrer Jakob Junck; auch sein Nachfolger Josef Limpert besaß die

Frühmesserei ohne besondere Präsentation (Vorschlag). Da jedoch dieser Pfarrer, mit dem Kammerrat Löhr Zehntenstreitigkeiten hatte, verfügte auf dessen Betreiben hin der Kurfürst Anselm Franz in Mainz Trennung beider Beneficien.

Das Frühmessereibeneficium erhielt sodann Josef Peters, der 4 Jahre lang Kaplan in Oberlahnstein gewesen war. Nach dessen Tod am 24. September 1727 erhielt der Kandidat der Philologie, Michael Reis, die Einkünfte zwei Jahre lang, bis endlich am 10. Mai 1729 Pfarrer Hermann Castor unter Franz Ludwig, Kurfürst von Mainz, in den ersehnten Besitz desselben mit allen Einkünften, sowohl des Frühmesserei Beneficiums, als auch des Ulrichsaltars laut Urkunde vom 10. Mai 1729 (Pfarrarchiv) kam. Der Patron des Beneficiums war der Kurfürst von Mainz. Das in der Frühmessergasse belegene Frühmesserhaus wurde am 17. März 1722 für 200 Imperiales (Taler) verkauft.

Zollschreiber Lammertz bemerkt 1779, daß die Einkünfte des Frühmessereifonds und die Zinsen des verkauften Hauses nicht mehr, als 30 Gulden betrügen. Zugleich mit der Frühmesse ging auch der Altar des hl. Ulrich mit seinen spärlichen Einkünften auf die Pfarrei über. Wöchentlich mußte am Altare des hl. Bartholomäus im Schlosse (Martinsburg) eine hl. Messe in der Meinung des Stifters gelesen werden, da auch die Einkünfte dieses Altars längst in die Pfarrei einverleibt waren.

Um Pfarrer zu werden mußte also die Präsentation in Nassau-Idstein nachgesucht werden und wegen der Frühmesse bei dem Kurfürsten von Mainz.

Als frühere Frühmesser werden in den Urkunden noch genannt: Johann von Scharppenstein 1392, Herr Klas 1455, Waltmann von Hönburg als Vikar des Hochaltars, Peter More 1509, Philipp Breidbach von Lahnstein 1522—1549.

Lehrer und Organisten.

Seit den ältesten Zeiten bestand in Oberlahnstein eine Pfarrschule. Nach kurmainzischer Schulordnung hatten der Pfarrer, der Stadtschultheis und zwei Gerichtsschöffen den Lehrer zu wählen, der auch zugleich Küster, Kantor und Organist war; meistens bekleidete er auch noch das Amt eines Gerichtsschreibers und Hospitalmeisters. Das Schulhaus befand sich auf dem Kirchhofe und zwar neben dem alten Pfarrhause und hatte einen Hausgarten. 1540 hieß die Straße nebenan Schulergasse. Später wurde ein Haus angekauft und zu einer Schule hergerichtet, da wo jetzt der Gasthof „zum Stolzenfels" liegt.

Als erste Lehrer, Organisten und Küster werden in den Akten genannt: Rupert Münster, Schul- und Hospitalmeister 1628—1634; Adam Pollerich desgl. 1634 bis 1641; Johann Weinhard desgl. 1641—1644; Paul Becker desgl. 1646—1651; Paul Pistorius 1651—1664; Johann Ruidius 1667—1680; er war Schul-, Gerichts- und Hospitalmeister; ebenso Konrad Kautz 1680—1682 und Johann Ruidius 1682—1692; Severus Knopf 1692. Er war Kaplan und scheint unmittelbar nach dem Brande des Schulhauses angestellt worden zu sein. 1692 gab er die Stelle wieder auf.

Matthias Klein aus Wetzlar 1692—1725; auch er war Gerichtsschreiber. Sein Sohn Valentin Klein studierte und las am 24. Februar, am Feste des hl. Matthias unter Assistenz des Frühmessers Kaut von Niederlahnstein und des Johann Becker, Curatvikars auf dem Berge hier, seine erste hl. Messe. Nach dem am 1. August genannten Jahres erfolgten Tode des Lehrers Klein wurde Nikolaus Dausenau als Substitut eingesetzt, der bis Allerheiligen sein Amt gut verwaltete. Während dieser Zeit spielte die Tochter des verstorbenen Lehrers Klein, Anna Sophie, die später einen Bang heiratete, die Orgel. Der Nachfolger Klein's war Jakob Völker. Nachdem er

vor dem Pfarrer und dem Kirchenvorstand eine Probe im Singen und Orgelspiel zur vollen Zufriedenheit abgelegt hatte, sollte er gewählt werden. Der Zollschreiber Will wollte aber einen anderen Kandidaten durchdrücken mit Namen Nikolaus Jannarth, der früher hier in Dienst stand, aber wegen Widerspruchsgeist entlassen worden war. Doch wurde trotz aller Gegenanstrengungen Jakob Völker gewählt, der von dem Dekan Grandjean in Wesel bestens empfohlen war und auch in dem Examen in Coblenz gut bestand. (1725—29).

Wilhelm Jakob Fritz 1729—30 war bis Martini Substitut; Christian Krumpel 1730—32 er war gebürtig aus Montabaur und vorher Lehrer in Camp. Nach seinem am 24. Mai eingetretenem Tode spielte wieder die Anna Sophie Vangin eine zeitlang die Orgel. Zu dieser Zeit wurde der Versuch gemacht, in der Person des Priesters Johann Lamberti einen zweiten Kaplan anzustellen, der auch zugleich Schule halten mußte; er sollte im Pfarrhause wohnen und essen und dafür 50 Taler jährlich zahlen, wogegen alle Schul- und Kirchendienst-Einnahmen ihm allein blieben. Dieser Kaplan machte dem Pfarrer vielen Aerger und Verdruß, sodaß er bald entlassen werden mußte; ihm folgte Leonhard Jlgert aus Eibingen 1732 bis 1740. Er bestand die Prüfung in Coblenz und wurde am 2. Sonntag im Advent in der Kirche vor der Vesper vor dem Kruzifix und zwei brennenden Kerzen vereidigt und eingeführt Damals hatte der Lehrer folgende Einkünfte: 12 Bopparder Malter Getreide, soviel Viertel Wein, als Bürger (ungefähr 11 Ohm), 5 Imperiales von Kirchheimersborn und Buchholz; als Organist von der Gemeinde 20 rheinische Gulden; für jedes Begräbnis 6 Albus; für Assistenz bei Taufen, was ihm der Pate gab; bei Aussegnungen sollte ihm was gegeben werden; für Begleitung zu den Kranken bekam er nichts; früher wurden 2 Albus bezahlt; doch wurde diese Gebühr abgeschafft, damit nicht die Bedürftigen den Sakramentenempfang vernachlässigten;

für Assistenz bei Begräbnissen bekam er eine Kanne Wein und einen Albus.

Nikolaus Fliert 1740—1752,

Wilhelm Schnaß 1752—1764,

Adam Trunk 1764—1772,

Johann Keller 1772—1790,

Johann Adam Brandscheid aus Aßmannshausen 1790 bis 1827,

Josef Behr 1828—1858,

Josef Bonn 1858—1869,

Philipp Weppelmann 1869—1875,

Peter von Stein, Hauptlehrer, 1875 1887,

Martin Krenz, 1887—1900,

Rektor Josef Laux, 1900,

Unter Lehrer v. Stein wurde ein zweiter Organist angestellt; unsere heutigen Organisten und Kantoren sind die Lehrer Josef Scherer und Christian Link.

Die Orgel und die Chorsänger.

Ueber die früher in unserer Kirche aufgestellten Orgeln melden uns die Akten nichts; doch wird des öfteren verzeichnet, daß Pfarrer und Kirchenvorstand sowie der Stadtrat von dem anzustellenden Organisten eine ziemlich scharfe Prüfung im Orgelspiel und Singen verlangten. Es war also schon frühzeitig ein Orgelwerk hier vorhanden. Bereits aus dem Jahre 1596 wird uns berichtet, daß die Stadt ein neues Orgelwerk anschaffen ließ Die jetzige Orgel in unserer Kirche ist schon recht alt; im Jahre 1742 wurde sie dem Herrn Stumm aus Sulzbach auf dem Hundsrück „vom Ambt, Gericht und Rath" verakkordiert für 640 Taler; die alte Orgel, deren Wert er auf 20 Taler schätzte, sollte ihm dafür verrechnet werden. Der Orgelbauer hat für den vereinbarten Preis sicher ein solides

Werk geliefert, das bereits über 1½ Jahrhundert ununterbrochen in Dienst steht. Die Orgel wurde im Laufe dieser langen Zeit vielfach renoviert und umgebaut; sie entspricht heute nicht mehr den Anforderungen und die Jahre ihres weiteren Daseins werden wohl gezählt sein.

Von den Chorsängern wird uns gemeldet, daß bereits ein ansehnlicher, aus Männern und Knaben bestehender Kirchenchor in der vorreformatorischen Zeit gemeinsam mit den 9 Kapitularen (Stiftsgeistlichen) und den 8 Altaristen die gesanglichen Verpflichtungen des sog. „Idsteiner Stiftes", wonach fast das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Zeit von St. Mauritius bis Allerheiligen an Sonn- und Feiertagen die Metten, Horen, Amt und Vesper gesungen wurden, erfüllten. Als Pfarrer Castor, wie bereits schon erwähnt, die 3 Gastmähler für den Chor abschaffte, gab es heftige Opposition; der Pfarrer mußte verschiedene Chikanen erdulden; einige Chorsänger verließen das Chor; aber der Pfarrer ließ sofort neue Sänger dafür eintreten, sodaß die andern, nachdem sie den Pfarrer um Verzeihung gebeten, schleunigst zu ihrer Pflicht zurückkehrten, um nicht der pekuniären Vorteile verlustig zu gehen.

Als Chorbücher waren im Gebrauch die unter dem Kurfürsten Lothar Friedrich von Mainz 1683 herausgegebenen, die den sog. cantus romano-moguntinus enthielten, der früher in der ganzen großen Erzdiözese und jetzt noch in Kiedrich gesungen wird. Ein im Pfarrarchiv befindliches Exemplar dieser Ausgabe enthält über die Chorverhältnisse anfangs des 19. Jahrhunderts folgenden Eintrag in tadellosen Schriftzügen:

„Bei dem lateinischen Choralsingen sind als Chorsänger gewählt worden: Josef Frank, Matthias Adler, Andreas Zipp, der Wagner Jakob Enkirch, Josef Günther, Andreas Eimuth, Wilhelm Fischer. Chorsänger Nicolaus Schwenzer, Oberlahnstein, 1. Jenner 1834."

„Im Jahre 1838 um die österliche Zeit hatte der lateinische Choral ein Ende genommen und das deutsche singen den Anfang gemacht.

Oberlahnstein, 5. August 1842. Nicolaus Schwenzer.“

„Im Jahre 1848 auf Pfingsten wurde wieder das erste lateinische Amt gesungen uud so fort auf hohe Festtäge.“

Oberlahnstein, 1. Mai 1848. Andreas Eimuth Chs.

Die Bestrebungen, den von der Kirche vorgeschriebenen lateinischen Choral zu erhalten resp. wieder einzuführen, sind in der Folge gescheitert. Zwar bestand hier ein von Herrn Lehrer und Organisten Scherer geleiteter Kirchenchor von ca. 30 Männern, der in dankenswerter Weise den Gottesdienst an einigen Feiertagen durch den Vortrag mehrstimmiger Meßkompositionen verherrlicht; aber zur alten kirchlichen Choralpraxis ist man bis jetzt noch nicht zurückgekehrt. Mögen unsere Anstrengungen, der Einführung der vorgeschriebenen kirchlichen Musik die Wege zu ebnen, mit Erfolg gekrönt sein, damit auch wir hier, wenigstens bei dem Hauptgottesdienste, eine vorschriftsmäßige Kirchenmusik, wie ehedem, aufführen können. In allen Diözesen ist man jetzt mit großem Eifer und unter arbeitsfreudiger Beteiligung der Katholiken bemüht, dem durch die sog. „Aufklärung des 18. Jahrhunderts eingegriffenen Verfall der Kirchenmusik entgegenzutreten, den alten Schlendrian zu beseitigen und die Vorschriften, die besonders unser musikkundiger hl. Vater, Papst Pius X, über die Kirchenmusik erlassen hat, zur Geltung und Ausführung zu bringen.

Die Salve-Andacht an den Samstagen.

Die in unserer Pfarrei bestehende Samstags-Salve-Andacht, welche von den Pfarrkindern mit Vorliebe besucht wurde und bei der nach Verrichtung des Rosenkranzgebetes

mit der Lauretanischen Litanei der sakramentalische Segen gegeben wird, erfreut sich eines langen Bestehens. Unter Pfarrer Jakob Junk (1645—1689) wurde sie unter Zustimmung des Bischofs eingeführt und dotiert; doch war die Andacht selbst feierlicher und ausgedehnter, als jetzt; es wurde nämlich zu Beginn derselben das Sanctissimum zum Muttergottesaltar getragen, während das Volk mit dem Chore sang „O Christ hier merk'"; nach Absingung der Antiphon: O sacrum convivium wurde die lauretanische Litanei und die Antiphon Salve Regina gesungen, dann die ihr folgenden Gebete, sowie solche für die Abgestorbenen nebst dem „Engel des Herrn", gebetet und darauf der sakramentale Segen gegeben.

Die Bruderschaften Oberlahnsteins.

Bruderschaften sind religiöse Vereine, welche die sittlich-religiöse Vervollkommnung der Mitglieder durch Ausübung besonderer Werke der Gottesverehrung oder Nächstenliebe zum Zwecke haben. Sie werden unter dem Titel eines Glaubensgeheimnisses oder eines Heiligen an einer Kirche oder an einem bestimmten Altare errichtet. Hat eine Bruderschaft die Vollmacht vom apostolischen Stuhle, andere Bruderschaften desselben Zweckes und Namens sich einzuverleiben, so heißt sie Erzbruderschaft. Anfangs glich die ganze Christenheit einer einzigen großen Bruderschaft, da alle ein Herz und eine Seele und von demselben Geiste lebendigen Glaubens, inniger Frömmigkeit und einer außerordentlich werktätigen Nächstenliebe beseelt waren. Als aber Liebe und Eifer erkalteten, sann man auf Mittel, dieselben wieder anzufachen und so entstanden die Orden, die Bruderschaften und die religiösen Vereine überhaupt. Besonders entsproßten dem christlichen Boden Vereine für Werke der Nächstenliebe. So entstand schon zu Zeiten

Constantin's (312—337) in Rom ein Verein (asceterium), welcher die Begräbnisse zu besorgen hatte. Constantin wies der dortigen Kirche die Einkünfte von 1100 Tabernen (Schenken oder Marktbuden) an, damit alle Begräbnisse unentgeldlich stattfinden konnten. Kaiser Anastasius erhöhte die Stiftung um jährlich 70 Pfund Goldes und Justinian bestätigte beide Schenkungen mit der Verordnung, daß jede Leiche außer von den angestellten Trägern auch von den Mitgliedern der Genossenschaft begleitet werden solle, nämlich von drei Fackelträgern und 8 Frauen, welche Psalmen sangen. Wir sehen hier also eine Einrichtung, wie wir sie ähnlich in unseren Oberlahnsteiner Bruderschaften jetzt noch haben. Als Bruderschaften an unserer Pfarrkirche sind folgende zu nennen.

1. Die „elende Bruderschaft".

(Confraternitas fratrum et sororum B. M. Virginis exulum).

Sie hatte den Zweck, elende, arme Pilger, die etwa hier erkrankten oder starben, zu pflegen, anständig und kirchlich begraben und für sie das hl. Opfer darbringen zu lassen. Aus dem Jahre 1480 wird uns überliefert, daß ihr damals vom Erzbischofe von Trier ein Ablaß von 40 Tagen gewährt wurde. Diese Bruderschaft scheint, da nirgends mehr ihrer Erwähnung geschieht, schon bald wieder eingegangen zu sein. Sonstwo fand sich diese Bruderschaft vielfach an Wallfahrtsorten, wohin Pilger von weither kamen; so z. B. in Kiedrich.

2. Die Marianische Bruderschaft.

Die Akten gedenken ihrer bereits 1507, in welchem Jahre am St. Thomastage die Eheleute Peter Zange ihr einen erblichen Zins von 6 Gulden verkauften und als Unterpfand einen Weingarten „uff dem Sande" setzten. Ferner verkaufte 1550 Jost Gerlach von hier den Brudermeistern U. L. Frau-Bruderschaft, Johann von Pfalgen-

dorf und Franz Ilhoff einen Gulden 9 Albus jährlichen Zins um 28½ Gulden und gaben einen Weingarten zum Unterpfand.

Urkundlich wird noch gelegentlich berichtet, daß sie im Jahre 1551 bei Jost Schneider hier 20 Gulden Kapital stehen hatte. Erzbischof Richard von Trier nennt sie im Jahre 1519 eine neuerrichtete Bruderschaft und verlieh ihr einen Ablaß von 40 Tagen nach Empfang der hl. Sakramente und nach einer Unterstützung der Bruderschaft.

3. Die Sebastianus-Bruderschaft.

Die erste Notiz von ihrem Bestehen stammt aus dem Jahre 1687. Mit ihr wurde die marianische Bruderschaft verschmolzen. Im Jahre 1737 bestanden beide noch getrennt, aber mit sehr geringen Einkünften. Nach den Aufzeichnungen des damaligen Pfarrers Castor war bei der am 17. Januar 1737 abgehaltenen Rechnungsablage ein Ueberschuß von 21 Imperiales (Taler) vorhanden; Brudermeister war damals Joh. Krämer, Bruderknecht Damian Rupenröder, Beisitzer Thomas und Nikolaus Dausenau. Am 3. Februar desselben Jahres legte die Sebastianus-Bruderschaft Rechnung ab, sie wies einen Ueberschuß von 3 fl. auf. Vorsitzender war damals Joh. Bamberger, Diener Martin Dausenau, Beisitzer Thomas und Nikolaus Dausenau und Joh. Krämer. Die Verschmelzung erfolgte also nach 1737.

Beide Bruderschaften hatten keine Abläße. Ihre Einkünfte betrugen im 18. Jahrhunderte 13 rheinische Gulden. Dieses Geld wurde aufgewendet zu einem „decenteren" Begräbnis der Mitglieder, für Kerzen und zu einem jährlichen Opfer in Bornhofen. Jede der beiden Bruderschaften gab dem Pfarrer jährlich einen Taler und sechs Albus für 5 Messen und eine Predigt. Bei der Rechnungsablage versammelten sich die Mitglieder zu einem Trunke; weil das aber zu Exzessen führte, erfolgte selbige sodann seitens des Vorstandes allein im Pfarrhause.

Am 20. Januar 1837 fand eine Neuorganisation beider vereinigten Bruderschaften statt. Als Zweck der Bruderschaft wurde außer der Verehrung der sel. Jungfrau Maria besonders die Belebung der Andacht und des Vertrauens zum hl. Sebastianus, um durch dessen Schutz und Fürbitte von ansteckenden Krankheiten bewahrt zu bleiben, bezeichnet. Acht Brudermeister leiten sie. Am Hauptfest der Bruderschaft, am St. Sebastianustage, der am Tage vorher eingeläutet wird, findet feierliches Hochamt mit Predigt statt; nachmittags ist eine Andacht unter Absingung der Sebastianus-Litanei. Das zweite Bruderschaftsfest ist Maria Lichtmeß, an welchem Tage die Mitglieder die Kerzenprozession um den Hochaltar halten. Die Bruderschaftsfahne geleiten an diesem Tage die Mitglieder in feierlichem Zuge vom Hause des Brudermeisters aus zum Hauptgottesdienste. Die Leichen der Verstorbenen werden durch Mitglieder getragen und von den Brudermeistern mit brennenden Kerzen begleiten. Damals (1837) unterzeichneten folgende Oberlahnsteiner Bürger die Statuten: Wilhelm Schnaß III., Joh. Trottner, Heinrich Münch, J. P. Dausenau, Franz Frank, Anton Staab, Jakob Schnatz, Wilhelm Losem. 1907 zählt die Bruderschaft 307 Mitglieder incl. 80 Frauen. Die Leiter derselben sind: der Kassierer Joh. Bollinger, sowie Phil. Frank, Carl Blum, Michael Raffauf, Johann Lechner, Sebast. Wirges, Leonhard Becker, Josef Kröll, Anton Losem, Heinrich Schilo, Andreas Schwalbert; der Pfarrer ist Ehrenvorsitzender.

4. Die Antoniusbruderschaft.

Sie führt auch den Namen Stechbruderschaft, weil ihr anfangs nur solche Mitglieder angehörten, bei deren Handwerk und Beruf Instrumente zum Stechen angewandt wurden, wie z. B. die Schneider, Schuhmacher, Metzger, Klempner 2c. Die Zeit ihrer Gründung fällt in den siebenjährigen Krieg (1756—65), sodaß sie am 17. Januar 1861 ihr hundertjähriges Stiftungsfest halten konnte.

Am 28. Januar 1864 wurde eine zweite neue Fahne mit großer Feierlichkeit eingeweiht; sie war bezogen aus der Fabrik von Casaretto in Crefeld und kostete 89 Thlr. und 10 Groschen; die Schärpe dazu 5 Thlr. 20 Groschen.

Eine alte aus dem Jahre 1761 stammende Antoniusfahne ist der Vernichtungswut, der hier fr. Zeit alle Ueberreste früherer Jahrhunderte zum Opfer fielen, entgangen und wird im Pfarrhause aufbewahrt.

Nach den am 25. September 1898 dahier revidierten Statuten besteht der Zweck dieser Bruderschaft darin, „die Mitglieder in ihrem religiösen Leben anzuregen und zu fördern und ihnen ein würdiges, katholisches Begräbnis zu bereiten" Zu dem Ende übernimmt die Bruderschaft die Verpflichtung, die Kosten des Leichenwagens zu bezahlen, die Leiche auf den Wagen zu bringen und von demselben ans Grab zu tragen; ferner die Leiche durch Kerzenträger und die Trauerfahne der Bruderschaft begleiten zu lassen. Die Bruderschaft bestellt weiterhin für das Seelenheil der Mitglieder jährlich vier Quartalämter, außerdem am Patronsfeste ein Hochamt mit Predigt und am folgenden Tage ein Seelenamt für die Verstorbenen derselben.

Außer zu einem bescheidenen Beitrage verpflichten sich die Mitglieder, am Patronsfeste (17. Januar) die Fahne vom Vereinshause aus in die Kirche zu begleiten und dort dem Hochamte und der Predigt beizuwohnen, sowie auch sich an den Beerdigungen und den Quartalämtern zu beteiligen und den ihnen vom Brudermeister bei Beerdigungen angewiesenen Dienst zu übernehmen (gegen eine Strafe von 50 Pfg.)

Der Vorstand bestand damals (1898) aus dem Brudermeister Josef Frank, dem Kassierer Herm. Frank II., dem Schriftführer Lehrer Schepping, den Beisitzern Jos. Schwalbert, Peter Junker und Martin Frank; Ehrenpräsident war Pfr. Jos. Michels.

Am 17. Januar 1907 hatte die Bruderschaft 238 männliche und 72 weibliche Mitglieder unter folgendem

Vorstande: Martin Frank, Brudermeister, Peter Breidbach, Kassierer, Lehrer Schepping, Schriftführer, Jos. Schwalbert, Peter Junker, Hermann Eibel, Beisitzer und Carl Becker, Fähnrich. (Ehrenpräsident ist der Pfarrer).

5. Die Junggesellen- oder Martinusbruderschaft.

„Im Namen der allerheil. Dreifaltigkeit, zu ihrer Verherrlichung und unter dem Schutze des hl. Bischofs Martinus" vereinigten sich am 11. November 1842 die Oberlahnsteiner Junggesellen (über 18 Jahre alt) zu einer Bruderschaft, die den Zweck hat, auf ein anständiges Betragen der Mitglieder, besonders in dem Hause des Herrn, jedoch auch außerhalb desselben, also bei jeder Gelegenheit (z. B. bei religiösen Feierlichkeiten und gesellschaftlichen Zusammenkünften) hinzuwirken. Beim Ableben eines Mitgliedes gibt ihm die Bruderschaft ein feierliches Geleite zum Grabe, wobei Fahne und Kerzen getragen werden. Die Mitglieder besuchen die betr. Exequien sowie die für die Lebenden und Verstorbenen der Bruderschaft abzuhaltenden 4 Aemter jährlich, und wohnen dem feierlichen Hochamte, das für die Bruderschaft gehalten wird, bei, nachdem sie vorher die Fahne im Vereinshause in Prozession abgeholt und zur Kirche begleitet haben.

Der heutige Vorstand besteht aus dem Brudermeister Martin Frank, dem Schriftführer und Kassierer Martin Reiländer und den Vorstandsmitgliedern Hermann Born, Hermann Eibel, Johann Braun und Heinrich Meesen jun. Mit den Witwen zählt die Martinusbruderschaft heute 412 Mitglieder. Der Pfarrer ist Ehrenvorsitzender.

6. Die Barbara-Bruderschaft.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstand diese Bruderschaft, die im Jahre 1806 eine neue Vereinsfahne bekam. Auch diese Bruderschaft verfolgt den Zweck, unter den Mitgliedern ein christ-katholisches Betragen sowohl im Hause Gottes, als auch im gewöhnlichen Verkehr zu

erhalten und zu fördern und den Mitgliedern ein anständiges, kirchlich-katholisches Begräbnis zu sichern. Ein Brudermeister, ein Schriftführer, ein Kassierer und 3 Beisitzer leiten die Geschäfte der Bruderschaft. Am Patronsfeste — 4 Dezember — begleiten die Mitglieder ihre Fahne in feierlichem Zuge zur Kirche, um dort dem Hochamte und der Predigt beizuwohnen. Im Laufe des Jahres werden noch 4 Quartalämter für die Bruderschaft gehalten. Bei Sterbefällen begleiten 4 Kerzenträger die Leiche des Mitgliedes zum Friedhofe. Für die Seelenruhe der verstorbenen Mitglieder wird am Tage nach dem Patronsfeste ein Totenamt gehalten. Die am 4. Dezember 1890 revidierten Statuten waren unterzeichnet von Herm. Geil III. als Brudermeister, Anton Junker als Kassierer, Martin Krenz als Schriftführer, Wilhelm Bornhofen sen., Franz Eibel und Franz Schickel als Beisitzer, Pfarrer Michels als Ehrenpräsident. Heute zählt die Bruderschaft 312 Mitglieder einschließlich 41 Frauen; den Vorstand bilden folgende Mitglieder: Johann Hamann, Brudermeister, Wilhelm Bornhofen jun., Kassierer, Wilhelm Schickel, Schriftführer, Wilhelm Bornhofen sen., Peter Junker und Hermann Geil III. als Beisitzer. Pfarrer Müller ist Ehrenpräsident.

7. Die Jungfrauen-Bruderschaft.

Sie wurde im Jahre 1852 gegründet und schloß sich im allgemeinen an die in der Diözese Limburg bestehende Bruderschaft des „heiligsten und unbefleckten Herzens Mariä" an. Da der Zweck der Bruderschaft sich teilweise änderte, so wurden am 13. Dezember 1896 die Statuten revidiert.

Die Bruderschaft soll hiernach für die Jungfrauen ein Antrieb sein, ein frommes, christliches und echt jung-

fräuliches Leben zu führen; es sollen die Mitglieder öfters die hl. Sakramente empfangen und es soll ihnen ein würdiges Begräbnis gesichert werden. Am Feste der Schutzpatronin, Maria von der unbefleckten Empfängnis, sind die Mitglieder verpflichtet, die Bruderschaftsfahne von dem Vereinshause aus in die Kirche zu begleiten und dort dem Hochamte beizuwohnen. Es ist Ehrenpflicht, an diesem Tage die hl. Sakramente zu empfangen, täglich das Bruderschaftsgebet zu verrichten, an den Beerdigungen der Mitglieder teilzunehmen und den Exequien, sowie den Quartalämtern beizuwohnen. Bei Begräbnissen von Mitgliedern werden Kerzen getragen; ebenso begleitet die Vereinsfahne den Zug. Für das Seelenheil der lebenden Mitglieder werden vier Quartalämter gehalten; nach dem Patronsfeste findet ein Requiem für die Verstorbenen in der Pfarrkirche statt.

Der Vorstand bestand 1896 aus folgenden Personen: Vorsteherin Luise Trottner, Beisitzerinnen Margareta Wöll, Clara Jäger, Barbara Lambrich, Barbara Fischer. Diese an Mitgliedern stärkste Bruderschaft zählt heute 581 Mitglieder und wird von Margareta Wöll als Vorsteherin und von Agnes Eibel, Margareta Strunk, Sophie Reiländer und Caroline Groß als Vorstandsmitgliedern geleitet.

8. Die Todesangst-Bruderschaft.

Eine den rheinischen Katholiken besonders beliebte Bruderschaft, die auch z. Zt. im Rheingau sehr blühte, war die Todesangst-Bruderschaft (confraternitas agoniae D. N. I Chr.), deren Zweck die Verehrung des in seiner Todesangst blutschwitzenden Heilandes ist. In Oberlahnstein wurde sie 1728 errichtet und in Rom bestätigt am 9. November desselben Jahres.

Außer verschiedenen Abläßen war ihr zugestanden, daß der Bruderschaftsaltar das sog. Altarprivilegium (siehe unter Zweite Abteilung Nr. 3) bekam und daß an jedem letzten Sonntage des Monates als dem Bruderschafts-

sonntage im Gottesdienste das Allerheiligste ausgesetzt und der sakramentalische Segen gegeben werden durfte.

Eine nicht genannt sein wollende Dame von hier bestritt aus ihren Mitteln alle Ausgaben der Bruderschaft, so z. B. für je 1½ Pfund schwere Kerzen, für 2 Fackeln, für den Wein beim hl. Opfer, für die vierteljährig am Tage nach der Quartalpredigt zugunsten der verstorbenen Mitglieder zu lesende hl. Messe. Am 8. Dezember, dem Feste der Unbefleckten Empfängnis Marias, verkündete der Pfarrer die Bestätigung der Bruderschaft und die Ablässe von der Kanzel zur großen Freude der Pfarreingesessenen. So konnte also am letzten Sonntage des Dezembers, auf den damals das Fest des hl Stephanus fiel, die erste Festversammlung der Bruderschaft gehalten werden. Morgens vor dem Hochamte fand eine feierliche Prozession mit dem Allerheiligsten statt; im Hochamte predigte Pater Didacus, der abends zuvor im Beichtstuhle ausgeholfen hatte; des nachmittags predigte der Pfarrer über die Notwendigkeit, sich auf den Tod vorzubereiten und wie das die Todesangst Christi lehre. Die Bruderschaft wurde am 27. März 1732 in diejenige des Jesuiten-Collegiums in Coblenz einverleibt. Das Mitgliederverzeichnis beginnt mit folgenden Namen: Bertram Thelen, Pfarrer in Horchheim, Hubert Castor, Pfarrer in Densbohrn, Hermann Castor, Pfarrer hier, Johann Maas von Rivenig, Kaplan hier, Johann Georg Köberlein, Bürgermeister hier, Anna Agatha Bambergerin, eine Wohltäterin der Kirche 2c. Im Jahre 1762 wurde der letzte Eintrag gemacht. Unter Pfarrer Coenen im Anfange des 19. Jahrhunderts bestand die Bruderschaft noch; weiteres über ihre Schicksale und ihr Aufhören konnte ich nicht ermitteln.

9. Die sakramentalische Bruderschaft.

Diese 1539 von Papst Paul III. bestätigte und zu dem Range einer Erzbruderschaft erhobenen Vereinigung entstand zu Rom an der Kirche S. Maria sopra Minerva

und hat den Zweck, die Verehrung und Anbetung unseres Herrn Jesus Christus im allerheiligsten Sakramente neu zu beleben und zu fördern und dem Heilande einige Genugtuung zu leisten für die zahllosen Verunehrungen, Beleidigungen und Lästerungen, die ihm von Andersgläubigen, besonders aber von den lauen und treulosen Kindern der Kirche zugefügt werden.

Um dieses Ziel besser zu erreichen, entstand im 17. Jahrhundert die Vereinigung der ewigen Anbetung mit der bekannten ewigen, von Ort zu Ort wandernden Anbetung des Allerheiligsten. Die kirchenpolitischen Veränderungen im Anfange des 19. Jahrhunderts zerstörten diese beiden Vereinigungen, die dann erst 1855 vom hochseligen Bischofe Peter Josef Blum wieder in allen Pfarreien der Diözese Limburg eingeführt wurden. Die Aufnahme erfolgt durch Einschreiben in das Bruderschaftsbuch; am Tage der ersten hl. Communion der Kinder wird die Aufnahme in feierlicher Weise in der Kirche abgehalten. Besondere Andachten der Bruderschaft finden am 3. Sonntag eines jeden Monates unter Aussetzung des Allerheiligsten im Hochamte und des nachmittags (mit Umgang) statt. Jedes Mitglied verpflichtet sich, eine bestimmte Stunde im Jahre vor dem allerheiligsten Sakramente in der Kirche betend und betrachtend zuzubringen, wenn möglich an Werktagen der hl. Messe beizuwohnen, wenigstens viermal im Jahre die hl. Communion zu empfangen, den Namen des hochheiligen Sakramentes nie zum Fluchen zu mißbrauchen rc. (siehe das Nähere in dem Bruderschaftsbüchlein). Auch in Oberlahnstein wurde die Bruderschaft am 9. September 1855 eingeführt und das Bruderschaftsregister verzeichnet als die zuerst eingeschriebenen Mitglieder Pfarrer Jakob Mohr, Kaplan Johann Christian Roos und Stadtschultheiß Wilhelm Schnaß; der letzte Eintrag erfolgte unter Nr. 3585 (Uhrmacher August Halm) am 13. Juni 1873. Aus welchem Grunde von da ab weitere Aufnahmen unterblieben, konnte nicht ermittelt werden. Unter

dem jetzigen Pfarrer wurde die Bruderschaft wieder neu organisiert Das Bruderschaftsbüchlein verzeichnet die Ablässe, die der apostolische Stuhl dieser begünstigten Vereinigung, die vor allen anderen, selbst älteren Bruderschaften, bei Prozessionen stets den Vortritt hat, verlieh.

Kirchliche Vereine.

1. Verein der christlichen Mütter.

Näheres über seinen Zweck siehe bei „St. Anna-Altar."

Die Gründung dieses Vereins ist eine segensreiche Frucht der Kapuziner-Mission vom 8.—15. März 1891, welche von den Patres Matthias, Leonard, Gabriel und Leo abgehalten wurde. Am Stiftungstage, dem 31. Mai 1891, ließen sich bereits 546 Mütter einschreiben; gegenwärtig sind 1070 eingeschrieben. An genanntem Tage wurden die Statuten der Erzbruderschaft in Regensburg angenommen und unter dem 18. Mai vom Bischofe bestätigt. Die hl. Mutter Anna wurde als Hauptpatronin und ihr Festtag (26. Juni) als Hauptfest des Vereins erklärt. Den Verein leitet ein Vorstand von folgenden 12 Mitgliedern: Frau Anna Caspari, Barbara Frank, Maria Hesse, Anna Maria Herchen, Agnes Keßler, Luise Plücker, Barbara Rasch, Anna Rausch, Margareta Rubröder, Katharina Siere, Henriette Scherer, Elisabeth Walldorf. Vorsteherin wurde Frau Bürgermeister Reusch. Für jedes verstorbene Mitglied wird eine hl. Messe gelesen. Der jeweilige Pfarrer ist immer Rektor des Vereins.

Papst Pius IX. verlieh mit Rücksicht auf die hohe Bedeutung dieses Vereins auch in sozialer Hinsicht demselben durch Breve (Schreiben) vom 6. Juli 1871 eine reiche Anzahl von Abläßen, die auf Seite 153 des Vereinsbuches Andachtsbuch für christliche Mütter" (Donauwörth bei Ludwig Auer) verzeichnet stehen.

2. Der lebendige Rosenkranz.

Die Einrichtung dieses von der frommen Maria Pauline Jaricot, der Mitbegründerin des Lyoner Missionsvereins, ins Leben gerufenen Gebetsvereins, der 1832 von Papst Gregor XVI. approbiert und mit reichen Ablässen beschenkt wurde, ist wohlbekannt. Je 15 Personen vereinigen sich zu einer „Rose", verteilen jeden Monat die 15 Gesetze des Rosenkranzes und verpflichten sich, (aber nicht unter einer Sünde), täglich ein Gesetz zu beten und dabei das ihnen zugefallene Geheimnis zu betrachten. Der Zweck dieser Gebetsweise ist also die Wiederbelebung des Rosenkranzgebetes. Unser Verein hier wurde bei der Mission 1864 unter Pfarrer Mohr gegründet und hatte anfangs 6 „Rosen" (= 6 × 15 Beter); heute sind es 19 (= 285 Mitgl.). Die Leitung des Vereins haben seit der Gründung Elise Kappler und Susanne Eibel übernommen. Der Verein bietet den Mitgliedern hier noch folgende weitere Vorteile:

1. Bei dem Tode eines jeden Mitgliedes wird für dessen Seelenruhe eine hl. Messe gelesen.
2. Am 1. Mai und am Herz-Jesu-Feste bestellt der Verein eine Segensmesse für die lebenden und 2 Messen für die verstorbenen Mitglieder.
3. Endlich hat der Verein am ersten Donnerstag im Oktober eine Segensmesse für die lebenden und am ersten Montag im Oktober eine hl. Messe für die verstorbenen Mitglieder gestiftet.

3. Der Franziskus-Xaverius-Missions-Verein zur Verbreitung des Glaubens.

Wie es des göttlichen Heilandes größte Sorge war, daß die frohe Botschaft vom Reiche Gottes auf Erden allen Menschen zu teil werde und er deshalb die Apostel beauftragte, in alle Welt zu gehen, zu lehren und die Sakramente zu spenden, so waren alle seine treuen Anhänger

durch alle Jahrhunderte von heißem Verlangen erfüllt, das Evangelium zu verbreiten oder die Verkündigung desselben zu unterstützen. Dieses Verlangen schuf die zahlreichen Missionäre, die, wie ein hl. Franz Xaverius alles, selbst ihr Leben der Erreichung dieses Zieles opferten Mit Gebet und Almosen dazu beizutragen, daß unser hl. Glaube bis zu den Grenzen der Erde verbreitet werde, das ist der Zweck des schönen Vereins, der am 3. Mai 1822 zu Lyon von 12 Laien unter Leitung eines Priesters gegründet wurde. Die eigentliche Gründerin ist nach den Mitteilungen des Cardinals Villecourt, der damals als Spital-Oberpfarrer in Lyon wirkte, Fräulein Jaricot, die ihr großes Vermögen zu wohltätigen Zwecken verwendete und dann in Dürftigkeit und Vergessenheit 1862 gottselig starb. Damit die Vereinsmitglieder wenigstens einen Teil des Guten, zu dem sie beitragen, kennen lernen, veröffentlicht der Verein in den „Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens" die interessantesten Nachrichten aus den Missionen. Sobald sich eine Abteilung von 10 Mitgliedern bildet, werden ihr die Hefte umsonst geliefert und können der Reihe nach von jedem gelesen werden.

Die leichten Verpflichtungen der Mitglieder sind folgende:

1. Eintragung des Namens in die Vereinsliste;
2. das Beten von einem Vater unser und Gegrüßet seist du, Maria rc. mit der Anrufung: Heiliger Franz Xaver, bitt' für uns! täglich
3. ein wöchentliches Almosen von einigen Pfennigen.

Die reichen Abläße und Privilegien (Vorrechte) sind auf dem Aufnahme-Zettel, den jedes Mitglied erhält, verzeichnet.

Der Verein wurde in Oberlahnstein unter Pfarrer Mohr eingeführt und zählt gegenwärtig noch 92 Mitglieder; Frau Katharina Nett, geb. Mandt, Witwe hier, besorgt mit lobenswertem Eifer die Geschäfte des Vereins, der so viel Gutes stiften hilft.

4. Der Kreuzweg-Verein.

Der vollständige Titel dieses Gebetsvereines lautet: „Der fromme Verein des immerwährenden Kreuzwegs." Seit dem 15. März 1884 hat er seinen Hauptsitz und Mittelpunkt in der Kirche „ara coeli" (Altar des Himmels) in Rom, nachdem er in der Franziskanerkirche in Bordeaux einige Jahre früher gegründet und 1879 mit Ablässen bereichert war.

Der Zweck des Vereins besteht darin, daß die Mitglieder durch Abhaltung des Kreuzweges sich und anderen eine reiche Zuwendung der Verdienste des Leidens und Sterbens Jesu Christi erlangen. Näherhin wollen die Mitglieder 1) Sühne leisten für die Gott dem Herrn zugefügten Beleidigungen, 2) für die Bekehrung der Sünder beten, 3) Genugtuung leisten für die armen Seelen im Fegfeuer, besonders für die der verstorbenen Vereinsmitglieder, 4) die Erhöhung der Kirche erflehen. Die Mitglieder verpflichten sich wöchentlich oder monatlich einmal den Kreuzweg zu beten. Es ist allen Katholiken bekannt, daß die Abbetung des Kreuzweges, mit der ja die Betrachtung und Erwägung aller jener qualvollen Leiden, die seinem ebenso grausamen wie schmerzhaften Tode vorhergingen, verbunden ist, mit reichen Ablässen begnadigt wurde. Die Mitglieder des genannten Vereins können nach dem päpstlichen Erlaß vom 21. Januar 1879 folgende Ablässe gewinnen: einen vollkommenen Ablaß: 1) am Tage des Eintritts in den Verein, (Beichte und Communion); 2) in der Todesstunde, wenn sie nach Empfang der hl. Sakramente, oder, wenn dies nicht möglich ist, wenigstens mit reumütigem Herzen den Namen Jesu mit dem Munde oder im Herzen anrufen; 3) am Feste der 7 Schmerzen Mariä (3. Sonntag im September) als dem Hauptfeste des Vereins; 4) am Feste des hl. Franz von Assisi (4. Oktober) und 5) am Feste des hl. Leonhard a Portu Mauritio (26. November). Für die letztgenannten 3 Tage muß man nach Empfang

der Sakramente irgend eine Kirche, in der das Allerheiligste aufbewahrt wird, andächtig besuchen und daselbst in der Meinung des hl. Vaters beten; auch können die Ablässe der genannten 3 Feste den armen Seelen fürbittweise zugewendet werden.

Dieser Verein wurde von Pfarrer Jos. Michels 1895 eingeführt, wird von Frl. Anna Maria Diesler geleitet und hat jetzt 240 Mitglieder.

5. Der Kindheit Jesu-Verein.

Der Kindheit-Jesu-Verein wurde im Jahre 1843 von dem Bischofe von Nancy, Charles de Forbin-Janson, gegründet und hat den Zweck, die christlichen Kinder von ihrem zartesten Alter an um das göttliche Jesukind zu vereinigen, damit sie im Hinblick auf ihr hochheiliges Vorbild nach dem Maße ihrer zunehmenden Kräfte die werktätige Nächstenliebe ausüben und durch ihre kleinen Almosen dabei mitwirken, daß jene zahlreichen Kinder, welche in China und in andern Ländern von ihren heidnischen Eltern so grausam dem Verderben preisgegeben werden, getauft, christlich erzogen und je nach ihren Fähigkeiten zu Handwerkern, Lehrern, Lehrerinnen, Aerzten oder Priestern herangebildet werden, um dann als solche erfolgreich unter ihren Landsleuten zu wirken.

Die Mitglieder dieses Vereins haben die Pflicht, allmonatlich 5 Pfg. zu geben und täglich das Vereinsgebet zu sprechen: „Heilige Jungfrau Maria, hl. Josef, bittet für uns und für die armen Heidenkinder!"

Für die kleinen Kinder verrichten die erwachsenen Angehörigen dieses Gebetchen. Die Kinder erhalten beim Eintritt ein Bild und eine Vereinsmedaille.

Die Päpste Gregor XVI, Pius IX und Leo XIII bewilligten dem Vereine vollkommene Ablässe: 1) für die Mitglieder, die zwischen Weihnachten und Lichtmesse einer für die lebenden Mitglieder gelesenen hl. Messe beiwohnen; 2) für die Mitglieder, welche zwischen dem zweiten Sonntage

nach Ostern und dem Ende des Monates Mai eine für die verstorbenen Mitglieder gelesene hl. Messe hören; 3) für die Mitglieder an den Schutzpatronsfesten des Vereines, also am Feste Mariae Opferung, der hl. Schutzengel, des hl. Josef, des hl. Franz Xaver und des hl. Vincenz von Paul 4) für die Förderer, Sammler und Vorsteher des Vereins am Jahrestage ihrer Taufe (ebenso auch ihre Eltern und Geschwister). Die Bedingungen für diesen Nachlaß zeitlicher Sündenstrafen sind Empfang der hl. Sakramente, Besuch einer Kirche und Gebet daselbst in der Meinung des hl. Vaters. Dazu kommt noch eine ganze Anzahl unvollkommener Ablässe, sowie Vorrechte (Privilegien) für die vorstehenden Priester.

6. Die marianische Congregation für Jungfrauen.

Die Congregation entstand 1563 durch die Bemühungen eines Lehrers der Grammatik in Rom, namens Johannes Leon, gebürtig aus Lüttich in Belgien, und war ursprünglich für die studierende Jugend vorgesehen, die durch die Bande der Frömmigkeit, des Gebetes und des Eifers geeinigt, dadurch von den gefährlichen Gesellschaften und damit den schlimmsten Versuchungen in der Jugendzeit fern gehalten werden sollte. Später entstanden auch Congregationen von Männern, Frauen, Jungfrauen und Jünglingen aller Stände, die alle an dem reichen Schatz der Ablässe teilnehmen, wenn sie der Erzcongregation in Rom einverleibt sind. Der Hauptzweck unserer Marian. Congregation hier besteht darin, in den Mitgliedern eine besondere Andacht zur allerseligsten Jungfrau zu erwecken und zu pflegen, damit sie unter ihrem mächtigen Schutze ein wahrhaft christliches Leben führen und dereinst glückselig sterben. In allen Städten bestehen bereits solche Marienvereine; es rechnen sich die christlichen Jungfrauen bis in die höchsten Stände hinein zur Ehre, ein „Marienkind“ zu sein und mit Stolz tragen sie ihre Abzeichen. 136 Jungfrauen

traten in unserer Stadt der Congregation bei; die am 8. Dezember 1904 hier gegründet wurde. Im Anfange des Jahres 1907 betrug die Zahl der Mitglieder 171 nebst 21 Aspirantinnen. Der Vorstand setzt sich zusammen aus der Präfektin Schwester Camilliana (Leiterin der hiesigen Nähschule), den Assistentinnen Elisabeth Tausendschön, Johanna Huckelmann, der Kassiererin Katharina Ackermann, der Schriftführerin Johanna Geil, den Ratsmitgliedern Frl. Katharina Hergenhahn und Elisabeth Weller. Präses ist der Pfarrer.

Die schönen Ziele der Congregation lassen sich aus folgenden Regeln erkennen, deren sorgfältige Befolgung sich die Congreganistinnen angelegen sein lassen:

1) Liebe und Andacht zu Maria, 2) gute Verrichtung der täglichen Vereinsgebete, 3) gewissenhafte Teilnahme an den gemeinsamen Andachtsübungen, 4) gute Feier der Sonn- und Festtage, 5) öfterer Empfang der hl. Sakramente, 6) Liebe und Folgsamkeit gegen die katholische Kirche, 7) Gehorsam, 8) gegenseitige Liebe, 9) Herzensreinheit, 10) treue Erfüllung der Standespflichten, 11) Einfachheit, besonders in der Kleidung. Weitere Belehrungen über die Einrichtung der Congregation enthält das Vereinsbuch: Die gute Congreganistin.

7. Der Paramenten-Verein.

Alle Künste: Baukunst, Malerei, Bildhauerkunst, Dichtkunst, Musik, nicht minder das Kunsthandwerk wetteifern und setzen ihr höchstes Ziel und Streben daran, ihre künstlerische Kraft in erster Linie dem Dienste des Allerhöchsten widmen zu können und zu dürfen. Daher zierten die Künste bei Heiden, Juden und Christen die Tempel, die Gotteshäuser mit den edelsten und herrlichsten Produkten ihres Könnens und Schaffens. Ganz besonders erfreuten sich diejenigen Gegenstände einer überaus sorgfältigen, künstlerischen Behandlung, die unmittelbar dem Dienste Gottes dienten. Außer den einschläglichen Werken der Goldschmiedekunst

sind es die Gewänder des Priesters und der Diener am Altare, kurz die Paramente, die beim Gottesdienst und bei der Feier des hl. Opfers angewendet werden, denen sich die Kunst in liebevoller Hingabe zuwandte. Königinnen, Fürstinnen, adelige Damen verarbeiteten die kostbarsten Stoffe, vielfach ihre Brautkleider, die nach dem Hochzeitsgange zur Kirche nicht mehr getragen wurden, zu den wundervollen Caseln, Levitenkleidern, Chormänteln, deren stilgerechte Zeichnungen und Farbengebung, sowie kunstvolle Stickarbeit, jetzt nach Jahrhunderten noch unsere ungeteilte Bewunderung erregen.

Auch in unserer Zeit, in welcher der Sinn für künstlerisch vollendete Ausschmückung unserer Gotteshäuser mit dem Aufblühen katholischen Fühlens und Lebens wieder erwachte, wendet man seine Aufmerksamkeit den Paramenten zu und zahlreiche Damen stellen ihre Kunstfertigkeit in diesem Sinne in den Dienst des Heiligtums, insbesondere des allerheiligsten Sakramentes. So gründete 1848 eine fromme Dame, Anna von Meeus, der die Armut so mancher Kirchen, namentlich auf dem Lande, zu Herzen ging, zu Brüssel einen frommen Verein, der sich die Aufgabe stellte, die Anbetung des allerheiligsten Sakramentes mit der Arbeit für die Ausstattung armer Kirchen mit würdigen Paramenten zu verbinden. Das erste Haus dieser Schwestern von der ewigen Anbetung, die ihre freie Zeit mit Handarbeiten in kirchlichen Gewändern ausfüllen, entstand 1857 in Brüssel und jene Dame wurde Generaloberin. Jetzt hat die Erzbruderschaft in Rom ihren Sitz, ist von den Päpsten bestätigt und mit reichen Ablässen begnadigt.

Auch in Oberlahnstein hat man sich diesen Bestrebungen angeschlossen, und ist bemüht, zunächst die eigene Pfarrkirche mit würdigen und kunstvollen Paramenten auszustatten.

Den ersten Grund zu dem hier bestehenden Paramentenverein legten die Schwestern der hiesigen im Jahre 1858 gegründeten Niederlassung der armen Dienstmägde

Christi im Kloster (jetzt Krankenhaus). Die damaligen Schwestern, die außer einer höheren Mädchenschule auch eine Nähschule unterhielten, sorgten zunächst für Instandhaltung der kirchlichen Paramente und verstanden es auch, bei nadelgewandten Damen von hier den Sinn für kirchliche Handarbeit zu wecken. Unter Pfarrer Mohr versammelten sie sich im Pfarrhause und arbeiteten an der Instandsetzung und Erhaltung der kirchlichen Gewänder; besonders tätig waren damals Frl. Hisgen, Frl. Gertrud Enkirch, Frau Clara Müller, Frau Wilhelm, Frau Huckelmann, Frl. Kappler, Frl. Magd. Zell, Frl. Maria Vieth, Frl. Maria Schickel. Unter Pfarrer Michels war es Frau Kreer, welche den Verein leitete. Im Jahre 1901 wurde eine neue Organisation des Vereins geschaffen und ein bestimmter Arbeitsnachmittag festgesetzt. Die technische Leitung des Vereins übernahm Fräulein Magdalena Zell und ihre Stellvertreterin Frau Agnes Zenz. Der Verein besteht aus aktiven und inaktiven Mitgliedern; letztere unterstützen die Bestrebungen des Vereins in anerkennenswerter Weise durch Geldspenden; erstere widmen ihre Zeit und ihre Kunstfertigkeit der würdigen und künstlerischen Ausstattung der kirchlichen Gewänder; es sind folgende Damen: Frl. Ad. Schenk, Frl. di Lorenzi, Frau Prof. Werle, Frl. Wichmann, Frau Will, Frau Lehrer Ruckes, Frau Elis. Zell, Frl. Marianne Lauer, Frl. Maria Cron, Frl. Anna Huckelmann, Frl. Marg. Schlaadt.

8. Der Bonifacius-Verein.

Dieser außerordentlich segensreich wirkende Verein ist auch in unserer Stadt eingeführt. Mit Gebet und Almosen will er den armen verlassenen, unter Andersgläubigen zerstreut lebenden Katholiken Deutschlands, Dänemarks, Oesterreichs und der Schweiz zu Hilfe kommen, daß sie katholisch bleiben, katholisch leben und sterben können. Dazu ist der Verein bestrebt, ihnen Priester und Lehrer zu schicken und Kirchen und Schulen zu errichten.

Die Mitglieder dieses Vereins müssen: 1) täglich ein „Vater unser“ und „Ave“ mit dem Zusatze: „Heiliger Bonifacius, bitte für uns“ beten und 2) monatlich eine kleine Liebesgabe (5 Pfg.) spenden. Diese Gaben werden durch Einigungen von je 10 Personen mit einem Sammler eingebracht und durch den Pfarrer der Vereinskasse zugeführt. In jeder Diözese besteht ein Diözesan-Komitee; der Generalvorstand hat in Paderborn seinen Sitz. Eine Folge der Entwicklung des Bonifaciusvereins ist auch die Errichtung von Sammelvereinen (1885 gegründet), durch die Gegenstände, die im einzelnen fast wertlos sind, (Zigarrenabschnitte, alte Freimarken, Staniol, Bleikapseln rc.) in großen Mengen gesammelt werden; der Erlös wird zugunsten von Kommunikantenanstalten oder Waisenhäusern verwendet. Auch in einigen Wirtschaften unserer Stadt sind Sammelbüchsen in Form von kleinen Kirchen aufgestellt, deren Inhalt an die Diözesanhauptstelle des Bonifacius-Sammelvereins in Limburg a. d. L. durch den Pfarrer abgeliefert wird.

Der Bonifaciusverein wurde auf Anregung des Geschichtsprofessors J. Döllinger auf der Generalversammlung der katholischen Vereine in Regensburg 1849 ins Leben gerufen, von seinem ersten Präsidenten Josef, Graf zu Stolberg, organisiert und von Papst Pius IX. genehmigt und mit Ablässen ausgestattet.

9. Der katholische Gesellenverein.

Obwohl der katholische Gesellenverein seine Bedeutung und Aufgabe zunächst auf sozialem Gebiete sucht und findet und somit nicht zu den rein kirchlichen Vereinen zählt, so soll doch das Wichtigste seiner Geschichte hier hervorgehoben werden, zunächst wegen seiner seitherigen lebhaften Beteiligung am katholischen Vereinsleben in unserer Stadt; sodann auch wegen des Umstandes, daß er durch Bewilligung von Ablässen für seine Mitglieder seitens des apostolischen Stuhles der Reihe der kirchlichen Vereine nahe gerückt

wurde. Der nunmehr fast in allen katholischen Ländern verbreitete Gesellenverein verehrt als seinen Gründer den in Cöln als Rektor der Minoritenkirche und als Geheimkämmerer Sr. Heiligkeit des Papstes verstorbenen „Gesellenvater" Adolf Kolping. Als Sohn einfacher, braver Eltern zu Kerpen bei Cöln am 8. Dezember 1813 geboren, widmete sich Kolping nach seiner Entlassung aus der Volksschule dem Schuhmacherhandwerk. Geselle geworden, ging er acht Jahre in die Fremde und erfuhr so aus eigener und fremder Erfahrung, welche Gefahren dem jungen Handwerker in der Fremde drohen. Im 23. Lebensjahre begann er seine Gymnasialstudien und dank seines Fleißes und seiner Energie konnte er bereits nach Absolvierung seiner theologischen Studien am 15. April 1845 zum Priester geweiht werden. Als Kaplan von Elberfeld gründete er dort 1846 den katholischen Gesellenverein, den er später als Domvikar in Cöln mit wahrem Feuereifer ausbildete und zur segensreichen Entwicklung förderte. Die Organisation dieses Vereins ist wohlbekannt. Tausende und Abertausende von jungen Leuten und jetzigen Meistern verdanken dieser Schöpfung Kolpings ihre Errettung aus den großen sittlichen Gefahren der Jugendzeit, des Wanderlebens, der Herbergen, der großen Städte mit ihrer Verführung und ihre Heranbildung zu braven, tüchtigen Bürgern. Die Prinzipien des Vereins lassen sich klar aus seinem Wahlspruche erkennen; er lautet: Religion und Tugend, Arbeitsamkeit und Fleiß, Eintracht und Liebe, Frohsinn und Scherz. Auf Grund seiner eminenten Bedeutung auf sozialem Gebiete zeichnete daher Papst Leo XIII. diesen Verein mit Ablässen aus. Es wurde den Mitgliedern bewilligt ein vollkommener Ablaß:

1. am Tage des Eintritts (Bedingung: Beicht und Communion).
2. Die Mitglieder, Präsides, Lehrer und Wohltäter des Vereins erhalten einen vollkommenen Ablaß
   a) am Feste des hl. Josef,

b) am jährlichen Stiftungsfeste, oder am ersten Sonntage nach beiden, und zwar jedesmal vom Vorabende (erste Vesper) bis zum Sonnenuntergange derselben. (Bedingung: Beichte, Communion, Kirchenbesuch mit andächtigem Gebete in der gewöhnlichen Meinung);

3. 100 Tage Ablaß für die Obengenannten, wenn sie reumütig Montags den Psalm „Miserere“ beten, oder ein gutes Werk nach den Regeln des Vereins oder zu dessen Nutzen und Fortgang verrichten.

Dieser überaus wichtige Gesellenverein fand denn auch in seinen schönen Zielen die Anerkennung der hiesigen Kreise und so konnte schon am 10. Dezember 1865, 6 Tage nach dem Hinscheiden des „Vaters“ Kolping hier im „Nassauer Hof“ (J. M. Beil) der Gesellenverein für Ober- und Niederlahnstein gegründet werden. Die nächste Anregung ging von folgenden sechs Gesellen aus: Aegidius Breitscheid, Schuhmacher aus Linz, Wilhelm Clemens, Schuhmacher aus Burtscheid, Johann Esch, Klempner aus Engers, Josef Geil, Klempner von hier und Johann Hamann, Schuhmacher aus Montabaur. Der erste Präses war Kaplan Hirschmann, der erste Senior Aegidius Breitscheid; die Zahl der aufgenommenen Gesellen 38, der erste Vorstand die erwähnten 6 Gesellen. In den 1879 edierten Statuten des Vereins schreibt der damalige Präses, Kaplan Hellbach, über die Tätigkeit und Wirksamkeit des Vereins: „Im übrigen entrollt die Chronik des Vereins ein äußerst wechselvolles Bild von Freud und Leid, von betrübenden, heftigen Stürmen und Angriffen, wie von einem fröhlichen, gedeihlichen Vereinsleben. In vielfachem, schwerem Ringen und Kämpfen hat der Verein die Feuerprobe für seine Existenz glücklich bestanden. Er ist gesichert in seinem Bestande und in der Zuneigung der Bürgerschaft, sowie geachtet im großen Vereinsverbande.“ Aus der Geschichte des Vereins darf wohl noch an dieser Stelle rühmend hervorgehoben werden, daß es seinen Bemühungen und der

tatkräftigen Unterstützung seiner zahlreichen Freunde und Gönner in unserer Bürgerschaft zu danken ist, daß wir jetzt ein schönes, geräumiges katholisches Gesellen- und Vereinshaus hier haben, das denn auch in erster Linie dem Gesellenverein und seinen sozialen Bestrebungen dient.

Heute wird der 62 Mitglieder zählende Verein mit seinen zahlreichen Schutz- und Ehrenmitgliedern geleitet von dem Präses Kaplan Martin Geis, dem Vicepräses Joh. Jäger, Schuhmachermeister, dem Senior Hermann Eibel, dem Schriftführer Martin Bang und den Beisitzern Heinrich Zell, Hermann Weiland, Josef Dernier und Bernhard Münster (Fähnrich). Hausmeister ist Jakob Mösch.

Die seitherigen Präsides des Vereins sind folgende geistliche Herrn:

Hirschmann, Huyeng, Stoll, Hellbach, Giesendorf, Buus, Gruber, Jost, Laufer, Pehl, Lehnhäuser, Michels, Graf von Westphalen, Hensler, Schneider, Schramm, Englert, Eusinger, Weil, Burggraf und M. Geis.

10. Der katholische Lehrlings-(Jünglings-)Verein.

Dieser Verein will die aus der Schule entlassenen Jünglinge sammeln, sie in der gefährlichsten Zeit ihres Lebens möglichst vor schlimmen Einflüssen bewahren, sie zu einem religiös-sittlichen, arbeitsamen und sparsamen Leben gewöhnen und sucht diesen Zweck zu erreichen durch Unterricht, gemeinschaftlichen Empfang der hl. Sakramente, belehrende Vorträge, gemeinschaftliche Ausflüge, passende Lektüre, Spiel und Unterhaltung.

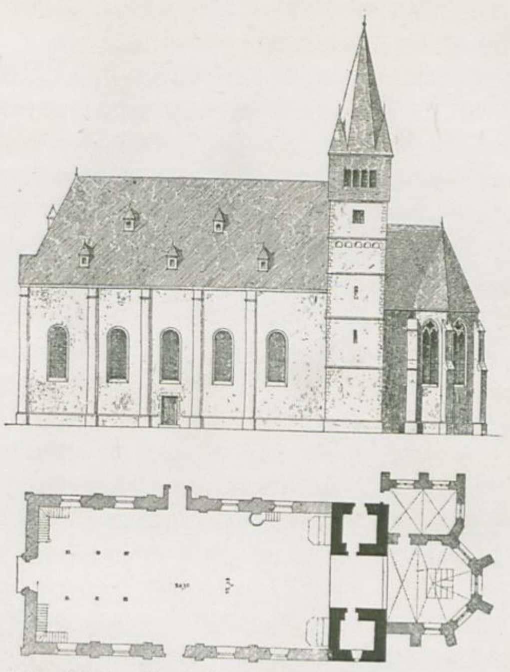
Damit wird der Verein zugleich auch die beste Vorschule für den Gesellenverein.

Am 30. März 1879 fand die Gründung dieses Vereins hier durch Kaplan Hellbach statt, der auch zugleich Gesellenpräses war; Assistenten waren damals Josef Schnaß und Martin Meesen von hier; der Verein zählte damals 25 Mitglieder. Unter den folgenden Präsides, Kaplan Gruber und Wilhelm Schickel, stieg die Zahl der Mitglieder

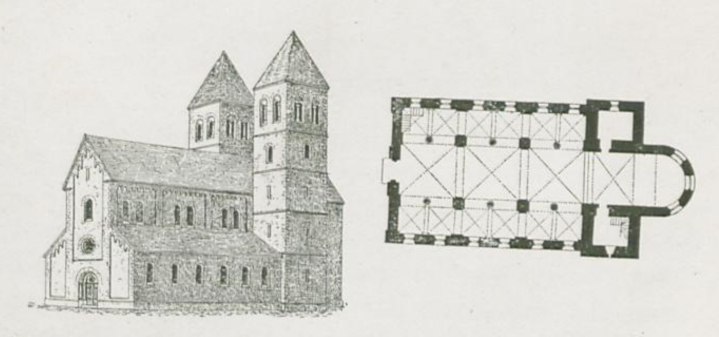
auf 41. 1896 gründete der Präses Kaplan Pehl die Lehrlingssparkasse; dann leiteten den Verein die Kapläne Jakob Michels, Nicolaus Müller, Peter Weil, Jakob Wagner, Ludwig Hensler, Ludwig Schramm, Bernhard Eufinger, Wilhelm Burggraf, Friedr. Bertram, Martin Geis und Johann Spitzhorn. Der jetzige Vorstand setzt sich zusammen aus dem Vicepräses Kaufmann Salzig, dem Kassierer Andreas Zipp, dem Schriftführer Franz Stendebach, den Ordnern Hein, Eisenbarth, Baller, Born, Schauren und dem Fähnrich Maron. Möge dieser hervorragend nützliche Verein, der jetzt bereits mehr als 100 Mitglieder zählt, sich der Wertschätzung und Unterstützung der beteiligten Eltern und der heranwachsenden Jünglinge immer mehr erfreuen.

11. Der katholische kaufmännische Verein.

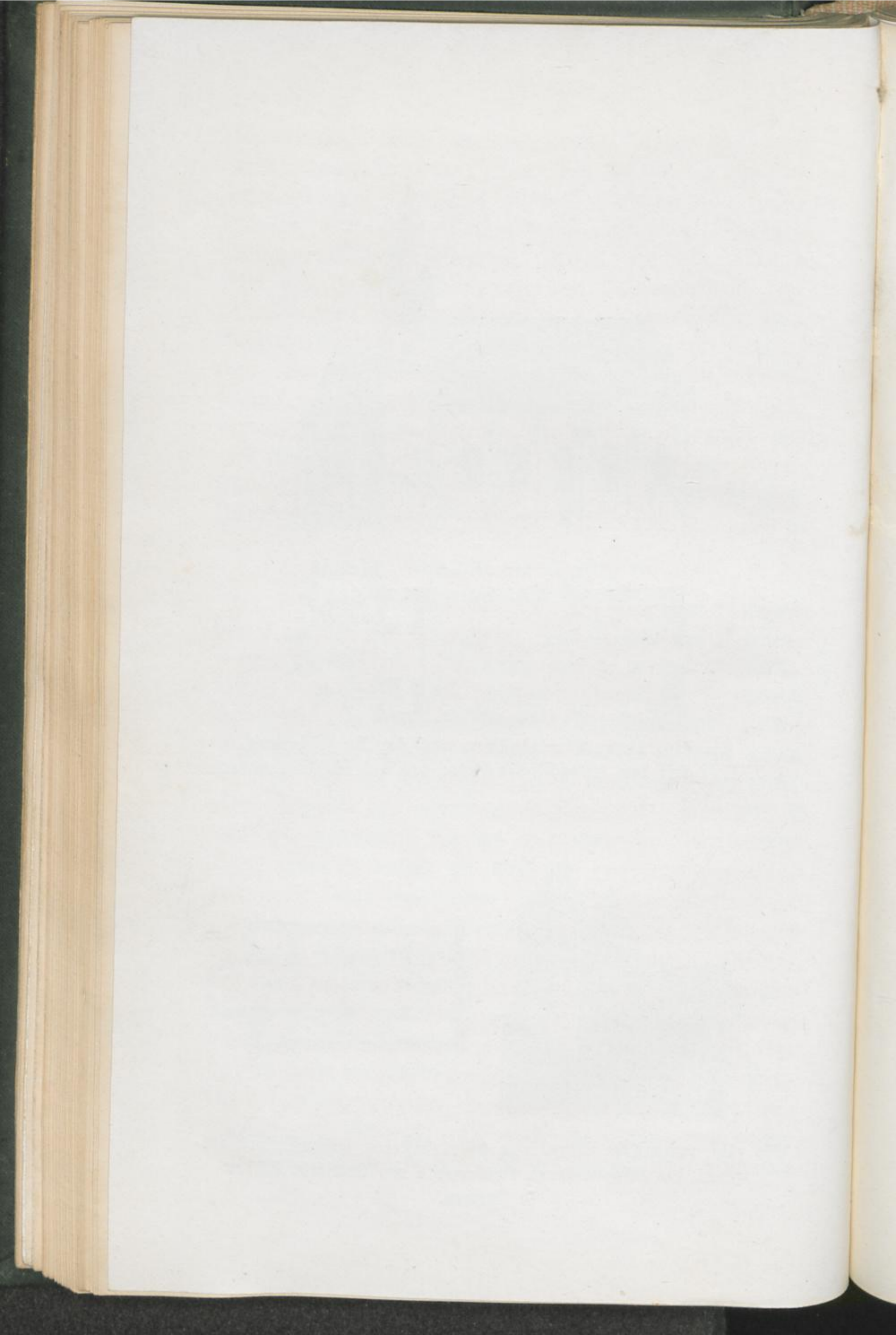
Wir erwähnen der Vollständigkeit wegen diesen Verein, der in Zweck und Einrichtung dem katholischen Gesellenvereine ähnlich ist. Die ungewöhnlich großen Gefahren, welche dem jungen, dem schützenden Familienkreise zumeist entzogenen Kaufmann für Glauben und Sittlichkeit in der Welt drohen, bildeten die Gründe für die Existenz dieses Vereins, der im September 1877 unter besonders wirksamer Beihilfe des damaligen Kaplans Dr. Elz in Mainz und des damaligen Kaplans und späteren Weihbischofs Dr. Schmitz († 1899) als Verband kaufmännischer Congregationen und katholischer kaufmännischer Vereine gegründet wurde. Diese Vereinigungen wollen „Kaufleute wie auch Angehörige gesellschaftlich verwandter Berufsstellungen zusammenscharen, um ihnen in den Gefahren des heutigen Lebens einen festen Halt zu bieten, um durch freundschaftlichen Anschluß an einander, durch religiöse Anregung, durch fachwissenschaftliche und allgemeine Belehrung, durch Einwirkung guter Beispiele sowohl christliche Gesinnung und Gesittung, als auch die Berufs- und gesellschaftliche Bildung zu unterstützen, wie endlich echten und



Die Pfarrkirche Oberlahnsteins nach der Vergrößerung i. J. 1777 mit dem frühgotischen Chore aus dem 14. Jahrhunderte.



Die alte, romanische Pfarrkirche Oberlahnsteins, reconstruiert aufgrund der aufgefundenen Fundamente von Architekt Fischer in Barmen.



lauteren Frohsinn zu pflegen.“ Der nächste Zweck ist also kein materieller, sondern ein idealer; er wird klar und bündig zusammengefaßt in dem Wahlspruche des Verbandes: „Ehrlich im Handel, christlich im Wandel.“ Die Erfüllung der religiösen Pflichten steht im Vordergrund. Weiterhin werden die Vereinszwecke gefördert durch allgemeine und religiös-wissenschaftliche wie durch fachwissenschaftliche Vorträge, durch Besprechungen und Unterrichtskurse, durch Vereinsbibliotheken, Pflege der Geselligkeit, gegenseitige Hilfeleistung mittels der verschiedenen Wohlfahrtseinrichtungen des Verbandes (Stellenvermittlung, Unterstützungs-, Kranken- und Sterbekasse 2c.). Verbandsorgan ist die Zeitung „Mercuria“.

Der hiesige Verein für Ober- und Niederlahnstein, „Union“ genannt, konstituierte sich am 6. Dezember 1903 mit 42 Mitgliedern unter dem Präsidium von Josef Müller. Heute leitet die Vereinsgeschäfte folgender Vorstand: Franz Beck, erster Vorsitzender, Otto de la Haye, zweiter Vorsitzender, Peter Knopp, Kassierer, Wilhelm Gassen, Schriftführer, Christian Keßler, Bibliothekar, Wilhelm Frömbgen und Georg Zaun, Beisitzer. Geistlicher Beirat ist Pfarrer Müller.

Die Pfarrkirche.

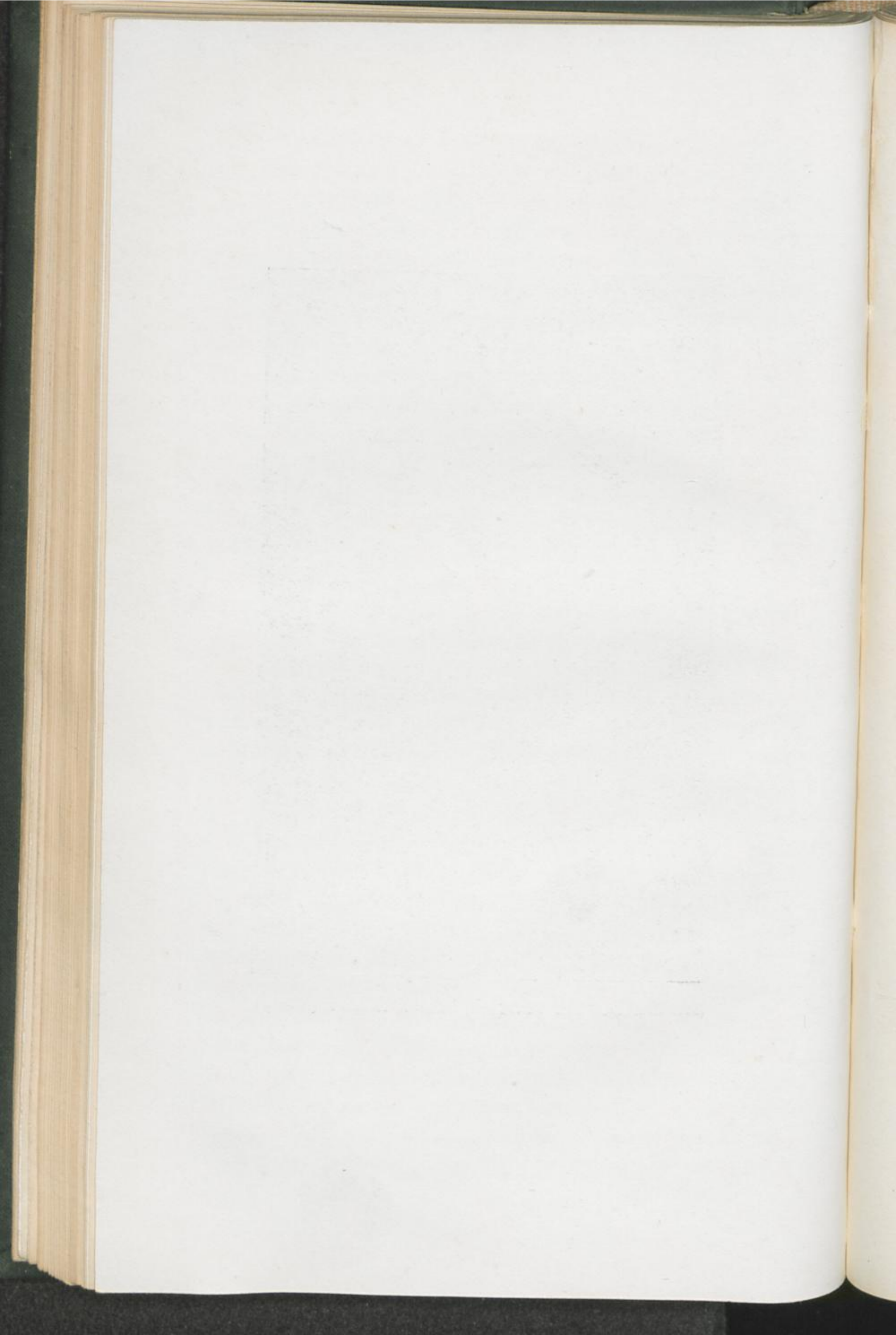
Es wurde bereits bemerkt, daß Oberlahnstein schon in der karolingischen Zeit (um 900) eine Kirche besaß. Im 12. Jahrhunderte erbaute man hier eine romanische, dreischiffige Kirche (siehe Abbildung), von der jetzt noch die beiden Türme stehen; außerdem ist noch daraus das Tympanon (Füllung zwischen dem Rundbogen und dem oberen Abschluß der Türe) erhalten, das jetzt gegenüber dem Hauptportale in die Wand eingemauert ist. Das

Bild zeigt in edlem, romanischen Flachrelief den Heiland auf einem mit spätromanischen Säulchen geschmückten Throne, zu seiner Rechten seine hl. Mutter, zu seiner Linken die hl. Magdalena; außerdem rechts und links zwei stehende Heilige, die wohl die Patrone der an den Ecken in kleinerem Maßstabe dargestellten knieenden Stifter sind; oben noch 2 Englein. Leider ist das wertvolle Skulpturstück vielbeschädigt.

Im 14. Jahrhunderte wurde die romanische Apsis (Halbkreisnische des Chores) niedergelegt und ein größeres, frühgotisches Chor angebaut, das jetzt noch steht. Das auf dem Schlußsteine des Gewölbes angebrachte Wappen Gerlachs I. von Nassau († 1371) weist darauf hin, daß die Pfarrkirche damals unter nassauischen Präsentatoren stand. Dieses Chor ist breiter, als der Raum zwischen den Türmen und ist mit zwei Kreuzgewölben überdeckt, deren Rippen mit einfachem Hohlprofil auf Kragsteinen ruhen, die mit Laubwerk verziert sind. Die Türme bestehen aus 5 Geschossen, die nach oben zu an Höhe abnehmen; das vierte und beim südlichen Turme auch das dritte Geschoß sind mit flach eingeblendeten Rundbogenfriesen belebt, während das fünfte an jeder Seite ein paar Doppelfenster hat, deren Rundbogenpaare in der Mitte auf dunklen Säulchen mit Würfelknäufen ruhen. Der Südturm, dessen Fenster vermauert sind, trägt ein etwas vorgesetztes, sechstes Geschoß von Holz mit Schieferbekleidung; auf diesem strebt ein mit 4 vierseitigen Eckpyramiden umgebener, achteckiger Helm in die Luft. Dieser gotische Helm wurde wahrscheinlich gegen Ende des 14. Jahrhunderts, gleichzeitig mit dem gotischen Chore, aufgesetzt, während der nördliche Turm in seiner ursprünglichen Gestalt bis heute blieb. Im Frühjahre 1775 würde das Schiff der Kirche mit den beiden Seitenschiffen abgebrochen, weil die Kirche sich als zu klein erwies und ein zopfiger, rechteckiger Bau mit flacher Decke und großer Hohlkehle an den Längsseiten angebaut; im Herbste 1777 war der Umbau vollendet.



Grabdenkmal des Pfarrers Johann Richter (1554).



Ueber die Einweihung melden die Pfarrakten: „Im Jahre 1775 am 1. Juli sind eingesegnet (benedicta sunt) worden die Fundamente der neu zu erbauenden Pfarrkirche vom hochw. Herrn Pfarrer G. Krafft unter Assistenz des Kaplans Peter Schmitz und des Franziskanerpaters Franciscus."

Weiterhin: „Im Jahre 1777 am 9. November, am Sonntage vor dem Feste des hl. Martinus, ist die Pfarrkirche in bezug auf das neuerbaute Schiff der Kirche vom hochw. Herrn Harlh, z. Zt. Official, benediciert (benedicta est) worden unter Assistenz des Herrn Dekans des Kapitels von Cunostein-Engers, des Herrn Pfarrers Müller von Niederlahnstein, des Herrn Frühmessers Schlemmer dort, des Herrn Kaplans Jordan aus Engers und mir, des Kaplans Cornelius Coenen in Oberlahnstein."

An der linken Seite des Chores befindet sich ein frühgotischer Wandtabernakel mit einem ziemlich roh ausgeführten gotischen Giebelwimberg; das ursprüngliche Gitterwerk ist verschwunden; dafür schließt eine weiße Marmorplatte mit den Namen der Oberlahnsteiner Pfarrer das leere Innere.

Gegenüber diesem Wandtabernakel ist unter der Fensterbank ein Epitaphium (Grabdenkmal) aus der Mitte des 16. Jahrhunderts im Stile der Renaissance eingelassen; es zeigt in Flachrelief die allerheiligste Dreifaltigkeit. Gott, der Vater, in wallendem mächtigen Barte und buschigen Augenbraunen, das Haupt bedeckt mit der dreifachen Krone, hält in seinen Armen den auf einem Linnentuch gebetteten Leichnam seines göttlichen Sohnes. In Gestalt einer Taube schwebt der hl. Geist über der Gruppe. Fünf allerliebste, dickbackige Englein, 2 links und 3 rechts, halten den faltenreichen Mantel des Vaters auseinander. Unten links aber kniet mit gefaltenen Händen und mit einem weißen Chorrocke bekleidet der Pfarrer Richter; sein Brevier liegt auf dem Boden. Unter dieser Gruppe, die ein mit zierlichem Ornamente belebter Rahmen umfaßt, lesen wir in lateinischen

Lettern folgende Inschrift: Anno 1554, den 12. Tagh Julii ist Her Johan Richter von Epelroit by Hachenborgh verstorben. Der Sele Got Gnat.

Was die im Jahre 1905 aus unserer Pfarrkirche entfernten Seitenaltäre und die noch stehende Kanzel angeht, so lasse ich hier den Eintrag des Pfarrers Coenen im Wortlaut folgen, wie er sich in einem Kirchenbuche vorfindet.

„Im Jahre 1846 den 23. April empfing unsere Pfarrkirche von Herrn Johann Sebastian Rasch, von hier gebürtig, seit langen Jahren in London wohnhaft und von zeit etwelchen Jahren bei seinem nunmehr selig verschiedenen Bruder Herrn Philipp Rasch in Mainz sich aufhaltend, eine alldort verfertigte Kanzel - 800 fl. kosten — nebst eine ewige Ampel ad 99 fl. stehend. Diese Kanzel ist von Schreinermeister Blum zu Maynz gearbeitet, hierher zu Wasser begleitet und am 25. desselben Monats in der Kirche gehörig aufgestellt worden. Beiden Herrn Gebrüdern Rasch ist die hiesige Gemeinde, wie auch die Priesterschaft wegen der Kirche wie auch den Armen erwiesenen vielen Wohlthaten christlich-dankbares Andenken schuldig."

„Ferner wurden von vorbelobtem Herrn Sebastian Rasch zwei zu Maynz gefertigte sehr schöne Seiten-Altäre herabgeschickt, welche am 9. Dezember 1816 dahier ankamen und von Schreinermeister Blum von Maynz begleitet und hier aufgestellt wurden — welche Arbeit am 11. desselben Monates fertig geworden —. Die Altäre kosten zusammen unberechnet der Fracht 1525 Gulden. Die darin befindlichen Gemälde, obwohl nicht bestens gerathen — deren eins die Abnehmung Christi vom Kreuz, das andere die Abnehmung des hl. Sebastianus vom Kreuz durch eine fromme römische Matrone vorstellt — kosten 9 Louisdor, also das ganze fürstliche Geschenk = 1723 Gulden. Gott vergelte diesem, unserer Kirche wie auch den Armen sehr freigebigen Wohlthäter in reichem Maaße an Seel' und Leib."

Nachdem sich bei der stetigen Bevölkerungszunahme die Pfarrkirche als zu klein und enge erwiesen hatte, unternahm es unter Pfarrer Jos. Michels der Architekt G. A. Fischer in Barmen, dieselbe nach Süden hin zu vergrößern. Die südliche Seitenwand wurde auf zwei kräftige Pfeiler gestellt und das Seitenschiff mit einem Chörchen angebaut. Die Bauarbeiten, welche die Firma Gebrüder Leikert hier ausführten, begannen am 5. Juni 1895; am Sonntag, den 8. Dezember desselben Jahres war das schwierige Werk vollendet, das 37 593 Mk. 91 Pfg. kostete. Den Ausbau der Pfarrkirche nach Norden ließ Pfarrer Michels am 15. Mai 1899 beginnen. Am 24 Dezember war der Anbau vollendet; auch hierbei waren derselbe Baumeister und derselbe Bauunternehmer tätig. Die verbaute Summe betrug 42,820,82 Mk.

Das Tonnengewölbe zwischen den beiden Türmen wurde bei dem Umbau entfernt und ein gotisches Kreuzgewölbe eingesetzt. Auch wurde der baufällig gewordene Helm des südlichen Turmes in genanntem Jahre weggenommen und auf Kosten der Zivilgemeinde in einer etwas vergrößerten Form wieder hergestellt. Da die Seitenschiffe in frühgotischem Stile gehalten sind, so zeigt jetzt unsere Pfarrkirche drei Stilarten, den romanischen, frühgotischen und Zopfstil.

Auch die Sakristei erfuhr bei dem letzten Umbau die notwendige Vergrößerung. Leider genügt sie nicht zur Unterbringung der zu einem so ausgedehnten kirchlichen Betriebe nötigen Sachen und wir vermissen sehr eine geräumige Paramentenkammer.

In den Jahren 1904–1905 wurde sodann die Pfarrkirche vom Kirchenmaler Schneider in Cöln ausgemalt und im September 1905 der neue Hochaltar, erbaut von Bildhauer August Schmidt in Cöln, aufgestellt. Im Oktober 1906 erhielt die Pfarrkirche eine weitere Zierde durch den von Bildhauer Weis in Niederlahnstein erbauten Sakramentsaltar.

Wertsachen.

An kostbaren Gefäßen, Kelchen, Monstranzen, Reliquiarien, Leuchtern 2c. besitzt unsere Pfarrkirche nur eine recht bescheidene Anzahl. Zwei silbervergoldete Strahlenmonstranzen aus der Rokokozeit, 6 Kelche, zwei defekte silberne Meßkännchen mit Teller, 8 alte gotische Leuchter sowie eine Anzahl Barockleuchter und 24 große Münzstücke, deren Echtheit noch in Frage steht, bilden heute den Kirchenschatz. Noch im 19. Jahrhundert hatte die Kirche ein Reliquiarium (Reliquienbehälter) in dem die Kinnlade des hl. Märtyrers Dionysius aufbewahrt wurde, der der zweite Patron unserer Kirche ist. (Pfarrer Castor nennt jedoch den hl. Sebastianus als zweiten Patron).

1798 nachts vom 5. auf den 6. März erbrachen Diebe die Kirche und die Sakristei und stahlen folgende Stücke:

1. eine silberne, starkvergoldete Monstranz von sehr schöner gotischer Arbeit,
2. ein silbervergoldetes Ciborium,
3. einen silbervergoldeten Kelch mit Patene und Löffelchen,
4. zwei silberne Kelche mit kupfernen Füßen, letztere, ohne den Oberteil, wurden nach einigen Wochen von Niederlahnsteiner Fischern am Rhein „im Lette" gefunden,
5. ein antiker, silbervergoldeter Communionbecher,
6. zwei silbervergoldete hl. Oelgefäße (Chrismalien) und eine Albe, in welche die geraubten Gegenstände eingewickelt wurden.

1799 nachts vom 12. auf den 13. Februar geschah der zweite Einbruch; es wurden die Leinwanddecken von 2 Altären und der Kanzel, ein Teppich, Wachskerzen und zwei Corporalien aus dem Sakramentsschränkchen entwendet; in die Sakristei kamen diesmal die Diebe nicht.

Fast alle Pfarrkirchen weit und breit wurden in diesen beiden Jahren 1798 und 1799 bestohlen.

„Im Jahre 1800, den 5. Februar, (Eintrag des Pfarrers Coenen) brachte ein Geistlicher (ich schweige Namen und Ort) die eingefaßte und mit der gehörigend anno 1740 vom Rmo. Vic. Confl. (Coblenzer Vikariat) approbierten römisch authentic versehene particul vom hl. Kreutze, welche unter meinem seligen H. Vorfahren H. Gerh. Kraft in festo scti Martini aus unserer Kirche ist gestohlen worden, zurück, wofür ich das von selbem Herrn ausgelegte Lößegeld mit 2 Thlr. nebst 25 alb. Reiße Kost zurückgab. Diese hl. Particul war von den Dieben für 2 Thlr. versetzt an jemand, der von dem Diebstahl nichts wußte; desselben Ostensorium (kleine Monstranz) ist aber nicht zurückkommen."

Weiter finde ich folgenden Eintrag: „1810 den 5. Februar wurde der alte Tabernakul als unbrauchbar versteigt; bei desselben Auseinanderschlagung folgender Brief inwendig sich befand:"

„Anno 1729 den Januarius ist dieser Tabernakul gemacht worden durch einen Meister von Rhenz mit namen Johann David Altenhofen und hat ihn bezahlt Herr Franziskus Alberich Altenkirch dazumal Kirchensänger zu Oberlahnstein und hat die Maas rothen Wein zu Rhenz golten 3 alb., der weiße 2 alb. und das halb malter meel boppardеr Gewicht 8 Kobst und ist gottlob gute zeit und Friede im Land gewesen."

1725 am 24. Dezember bezahlte Barbara Herchen dem Schewendeck 4 Taler aus für einen „gemalten und angestrichenen Kasten, worin das Muttergottesbild stand, so in den Prozessionen pflegt umgetragen zu werden." In einer Sitzung des Kirchenvorstandes 1734 wird beschlossen, „daß Stück Zeug, so Herr Martin Bamberger aus Batavia anhero für die Kirch' geschickt und wovon der Grund mit goldenen Blumen übersetzt ist, mit kostbarem Aufschlag für eine Casel und 2 Leviten ausstaffieren und aus Mitteln der Kirche verfertigen zu lassen, wie auch das

Ober- und Unterkleid, so die Frau Major Fischer legiert, jedoch mit geringerem Zusatz."

Unsere Kirche muß wohl manch wertvolles Stück in Edelmetall besessen haben; denn in einer noch vorhandenen Rechnung im städtischen Archive aus dem Jahre 1797 kommen die Reisegelder eines Boten nach Mainz zur Verrechnung, der dort melden sollte, daß der vor einigen Jahren wegen der Kriegsunruhen nach Mainz geflüchtete Silberschatz der Kirche vorläufig noch dort verbleiben solle. Ueber das Schicksal dieser Kostbarkeiten, deren vorsorgliche Bergung einen Schluß auf ihren besonders hohen Wert zuläßt, konnte ich in Mainz nichts erfahren.

Ueberhaupt will es scheinen, als hätten die berufenen Organe es unterlassen, durch sorgfältige Aufsicht das Kircheninventar zu hüten. Wo ist obenerwähnte hl. Kreuzpartikel, die heute ein kostbarer Schatz unserer Kirche wäre, hingekommen? Wer hat jene eisenbeschlagene Truhe (Reliquiar) mit der Reliquie des hl. Dionys verschleppt oder verkauft oder verhandelt?

In dem 1831 aufgestellten Inventar werden z. B. „zwei silberne Reliquienkasten von gotischer Arbeit, wovon der eine, welcher zugleich vergoldet ist, 4 Pfd. 5 Lot, der zweite von Silber aber 5 Pfd 4 Lot wägt," aufgeführt und das Lot zu 1 Gulden 10 Kreuzer, im ganzen also zu 346 Gulden 30 Kr., bewertet. In den Anmerkungen aber heißt es, daß diese Gegenstände laut Versteigerungsprotokoll vom 14. Febr. 1833 durch den Stadtschultheißen Schnaß (genehmigt von dem Herzoglichen Amte Braubach unter dem 15. ejusdem) für 313 Gulden 33¾ Kreuzer versteigert wurden. Der vielleicht unschätzbare Kunstwert dieser gotischen Reliquienbehälter kam hierbei nicht einmal in Anschlag!

Wo sind die hl Gebeine hingekommen, die den kostbaren Inhalt bildeten?

Weiter finde ich verzeichnet, „ein gelb seidenes, mit Goldfäden durchwirktes Meßgewand mit Kreuz von Silber

nebst Kelchgedeck und zwey solcher Leviten-Stücke mit Silbernem Ausschlag" im Werte von 150 Gulden. Wo sind diese Paramente hingekommen? Vielleicht zieren diese kostbaren Stoffe jetzt die Sitzmöbel eines Geldprotzensalons, nachdem man sie als wertlose, alte Sachen für einige Gulden hingegeben!

Das Inventar vom Jahre 1878 verzeichnet noch einen silbernen Communionbecher im Werte von 85 Mk.; auch er ist nicht mehr vorfindlich.

Es ist ein wahrer Jammer, daß unsere Oberlahnsteiner Kirche nach einem mehr als 1000jährigen Bestehen von all den Schönheiten und Kostbarkeiten einer kunstverständigen und kunstliebenden Vergangenheit, besonders den kirchlichen Kunstprodukten des Mittelalters, deren Bedeutung und Wert gerade unsere Zeit so sehr zu schätzen weiß, nichts oder fast nichts von Wert in unser Jahrhundert hinübergerettet hat! Zum Glück ist es den Bemühungen des Pfarrers Michels gelungen, unserer Kirche das kostbare Antependium, dessen Beschreibung folgt, zurückzugewinnen.

Nachschrift. Meine seitherigen Bemühungen, unserer Pfarrkirche den kostbaren Schatz einer hl. Kreuzpartikel zuwenden zu können, waren bisher, selbst in Rom, ohne Erfolg. Angesichts der großen Schwierigkeiten, heutzutage ein solches Heiligtum zu erlangen, ist es um so freudiger zu begrüßen und anzuerkennen, das Herr Breitscheid, unser Küster, eine im Besitze seiner Familie befindliche und mit der amtlichen Beglaubigung versehene Partikel (Teilchen) des hl. Kreuzes Christi unserer Pfarrkirche als Geschenk überwies. Diese Kreuzpartikel wird an den beiden Kreuzfesten unseres Kirchenjahres, am Feste Kreuzerfindung (3. Mai) nnd am Feste Kreuzerhöhung (14. September) zur öffentlichen Verehrung ausgestellt und zum Kusse dargereicht. Näheres über das Kreuz folgt in der zweiten Abteilung.

Das Oberlahnsteiner Antependium.

Seit unvordenklicher Zeit ist unsere Pfarrkirche im Besitze einer wertvollen, mittelalterlichen Bildstickerei, die wohl wahrscheinlich einst als Schenkung ihr zugewandt wurde. Eine Kopie dieser Stickerei ließ im Jahre 1873 der Herr Domkapitular Dr. Schneider in Mainz im Auftrage des um die Restauration der Kiedricher Pfarrkirche so hochverdienten Baronet Sir John Sutton, der auch das Choralstift in Kiedrich fundierte, für den Marienaltar dort anfertigen.

Nach dem Inhalt der Darstellung, nach der Formengebung und der Gestalt der Schriftzüge fällt die Entstehung der Stickerei in das Ende des 15. Jahrhunderts. Die zu beiden Seiten aufgestickte Zahl 1617 bezieht sich auf eine spätere Ueberarbeitung. „Die Darstellung selbst hat zum Gegenstand die sogenannte himmlische Jagd, eine kindliche, dabei sinnvolle Umdeutung der Tierfabel vom Einhorn auf die Menschwerdung Christi. Wie das Mittelalter gewohnt war, die ganze Weltordnung in ihren gesetzmäßigen wie in ihren sittlichen Erscheinungen auf den Heilsplan Gottes zur Rettung der gefallenen Menschwerdung zu beziehen, so knüpfte man sowohl auf dem Gebiete des Wissens, wie der Kunst, an die Tierfabel an und gab ihr mannigfache Ausdeutungen" (Annalen d. V. f. Nassau. Altertumskunde XX. 1.). In die Reiche der sagenhaften Tiere gehört auch das Einhorn, ein Tier in Pferde- (oder Gazellen)-Gestalt, das auf der Stirn ein gerades, gewundenes und in einer Spitze auslaufendes Horn als mächtige Waffe tragen soll. Als sein Vaterland wird Indien oder Afrika genannt und schon Aristoteles und Plinus erwähnen es, ohne jedoch es gesehen zu haben. In neuerer Zeit haben sich wieder Stimmen für die Existenz des Einhorns erhoben, indem Reisende im Innern Afrikas dort sowohl dieselbe Sage, als auch Zeichnungen des Tieres an Felswänden fanden. Man glaubte, das sonst wilde und unbe-

zähmbare Tier lasse sich nicht erjagen; wenn es aber eine reine Jungfrau sähe, lege es sich friedsam in deren Schoß und werde so vom Jäger erbeutet. Hier sehen wir die symbolischen Beziehungen zur Menschwerdung des Sohnes Gottes, der sich hierzu eine reine Jungfrau auserkoren. Als Jäger erscheint der Engel Gabriel als der Engel der Verkündigung; die Gestalt links mit dem Heiligenschein ist Maria, die Jungfrau, in deren Schoß das Einhorn ruht und die beiden Vorderfüße als Zeichen des Ruhens übereinandergeschlagen hat. Aber noch tiefer ist der Sinn des Bildes Nicht nur die geschichtliche Szene der Verkündigung der Geburt des Heilandes soll veranschaulicht werden, sondern vielmehr der göttliche Ratschluß der Erlösung selbst. Unter dem Bilde des Engels, des Dieners und des Gesandten des Allerhöchsten, der in das Jagdhorn stößt und die himmlische Botschaft meldet („Sei gegrüßt Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit Dir" auf dem Spruchband, das aus dem Horn hervorquillt), ist gleichzeitig Gott Vater gemeint; im Einhorn ist der Sohn Gottes versinnbildet, und oben auf dem Altare auf dem grünenden Stab Arons schwebt der hl Geist in der Figur einer Taube mit dem Kreuznimbus. Der Jäger, der Engel Gabriel, führt an Ketten 4 Hunde, die das Einhorn jagen. Diese 4 Hunde deuten die Beweggründe an, welche im Ratschlusse Gottes die Menschwerdung bestimmten. Der erste Hund, der den weitesten Vorsprung hat, bedeutet, wie das Spruchband meldet, die justitia, die Gerechtigkeit. Die durch die Schuld der Menschen beleidigte Gerechtigkeit erheischte eine Sühne, die nur Gott leisten konnte; der zweite Hund, die misericordia, Barmherzigkeit, deutet an, daß die vom Sohne Gottes gegebene Sühne angenommen ist und daß dafür barmherzige Nachlaß aller Schuld und der ewigen Strafe eintrete. Die in dem dritten Hund versinnbildete veritas, Wahrheit, legt uns nahe, daß durch Christus die ewige Wahrheit der Welt gegeben werden soll, das wahre Licht zur Erleuchtung unseres Lebenspfades. Zuletzt erscheint

der vierte Hund, pax, der Friede, jener Friede, der da auf Bethlehems Fluren den Menschen in Christus verkündet wurde und den er als teures Vermächtnis seinen Jüngern in der Abschiedsrede vor seinem Leiden hinterließ. („Meinen Frieden gebe ich Euch, meinen Frieden hinterlasse ich Euch" Joh. 14. 27). Er erscheint zuletzt, weil er trotz der Geburt des Friedensfürsten so selten von dem unfriedfertigen Menschen verlangt wird.

Die ganze Szene spielt sich ab in dem „eingeschlossenen Garten." Dieser ist eine Anspielung auf das Hohelied 4, 12: „Ein verschlossener Garten ist meine Schwester Braut." Dieser eingeschlossene Garten mit seinen vielen Blumen, Blüten und Bäumen, ist die Kirche Gottes, in der die Blumen und Blüten und Früchte der Heiligkeit gedeihen. Die Türe zu diesem Garten steht offen — ein Zeichen, daß alle Menschen ohne Ausnahme zum Reiche Gottes berufen sind und nach Wunsch eintreten können. Im Hintergrunde sind über der Mauer eine Anzahl symbolischer Bilder angebracht aus dem alten Testamente.

Im ersten Bilde rechts oben sehen wir den knieenden Moses, kenntlich an den beiden Hörnern, vor einem Dornbusche, in dessen Mitte Christus als Halbfigur thront; der Dornbusch, der brennt und doch nicht verbrennt, ist ein Symbol der unbefleckten Empfängnis Maria's, die Mutter wird und doch ihre Jungfräulichkeit nicht verliert. Weiter nach links folgt ein Wasserbrunnen. fons signatus, „die versiegelte Quelle" des Hohenliedes. Durch Christus besitzt die Kirche Gottes in ihrer Mitte die Quelle des Lebens, den Taufbrunnen, auf welchem das Siegel des hl. Geistes ist (II. Cor. 1. 22); aus diesem strömen für alle die ewig lebendigen, ewig klaren Quellen der göttlichen Heilswahrheit. In der Mitte des Bildes erblicken wir sodann einen Altar mit 12 Stäben; der mittlere ist grün geworden und treibt eine Blüte, auf der das Symbol des hl. Geistes ruht. Es erinnert das an jene Begebenheit, als jeder der 12 Stämme Israels einen Stab in das Heiligtum des hl. Zeltes legte;

am folgenden Tage war der Stab Arons (für den Stamm Levi) gegrünt, trug Knospen und Blüten, die sich zu Mandeln ausbildeten. Dasselbe Wunder wiederholte sich an dem Stabe des hl. Josef, durch den er zu Mariens Gatten bestimmt wurde. Der grünende Stab Arons ist ein Sinnbild der Jungfräulichkeit Marias.

Das folgende Bild stellt ein verschlossenes Tempelstor (porta vestibuli) vor. Gemeint ist das östliche Tor des Tempels, von dem der Herr bei Ezech. 44, 2 spricht: „Dieses Tor bleibt geschlossen, nimmer werde es geöffnet, und niemand gehe durch selbes, weil der Herr, Israels Gott, eingezogen ist durch dasselbe; es bleibe also geschlossen." Schon der hl. Hieronymus bezieht, wie auch die mittelalterlichen Symboliker, dieses Tor auf Maria, welche vor, in und nach der Geburt des Heilandes Jungfrau geblieben ist.

Eine knieende Rittergestalt, den Helm neben sich, mit einer Lanze bewaffnet und ein weißes Fell, am Boden liegend, zeigt uns das folgende Bild; es ist das Fell oder Bließ Gedeons (vellus Gedeonis). Die hl. Schrift meldet mit Bezug darauf im Buche der Richter folgendes: Gedeon, der im Auftrage Gottes ein Heer gegen die Feinde Israels sammeln sollte, sprach zu Gott: „Wenn Du Israel durch meine Hand retten wirst, wie du gesagt hast, so will ich dieses wollige Fell auf die Tenne legen; wird an dem Bließe allein Tau sein und der ganze Boden trocken, so weiß ich, daß du durch meine Hand, wie du gesagt hast, Israel befreien wirst. Und so geschah es. Als er morgens frühe aufstand, und das Fell ausdrückte, bekam er eine Schale voll Tau. Aber noch einmal sprach er zu Gott: „Möge Dein Zorn nicht gegen mich entbrennen, wenn ich noch einen Versuch mache und ein Zeichen an dem Bließe verlange. Ich bitte, daß das Bließ allein trocken bleibe, und der ganze Boden (ringsum) von Tau triefe." Und es tat Gott in selber Nacht, wie er verlangt hatte, und es war das Bließ allein trocken und Tau auf dem ganzen

Boden.“ Das Vließ, das also gegen den Gang der Natur allein durch den Tau des Himmels benetzt wurde, ist ein Bild der wunderbaren Empfängnis Christi im jungfräulichen Schoße Marias.

Endlich weist das Spruchband um ein Körbchen mit weißem Inhalt darauf hin, daß hier das Manna des Himmels (manna coeli) aufbewahrt werde. Die in der Wüste vom Himmel gespendete Gabe versinnbildet den vom Himmel kommenden Erlöser.

Endlich wollen wir nicht übersehen, daß die Bäume rechts und links, sowie die Zinnen der Gartenmauer mit zierlichen Vöglein belebt sind. Welch eine Fülle von Gedanken legt uns also unser Antependium nahe! Es enthält in der Tat eine vollständige dogmatische Predigt über den Ratschluß der Erlösung und die Menschwerdung des Sohnes Gottes.

Die Kreuzkapelle neben der Pfarrkirche.

Ursprünglich stand südlich von der Pfarrkirche ganz frei ein Kapellchen mit einer Kreuzigungsgruppe; dieses wurde bei der Erbauung des Südschiffes von Pfarrer Michels, damit es nicht den direkten Zugang zur Kirche versperre, auf die Grenze an das Grünewald'sche Haus versetzt. Die in etwas groben Formen gehaltene Kreuzigungsgruppe, Christus am Kreuze mit Maria und Johannes zu beiden Seiten, aus Stein, ließen die Eheleute Heinrich Weinbach, Zollschreiber und Kellner und Margareta geb. Zarperin am 23. April 1622 errichten. Die Gestalt eines Engels hält mit der rechten und linken Hand die Wappen der Genannten am Fuße des Kreuzes; die viereckige Tafel unter diesen Wappen hat folgende Inschrift:

„Zu Ehren der heiligen fünf Wunden und gantzen Passion unsers Herrn Jesu Christi hab ic Henderich Weinbach

Zollschreiber und Kelner allhie zu Lahnstein dis Werk zu mein meiner Hausfrauen Margareten Zarperin und unser Kinder Gedechtnus uffrichten lassen den 23. April: im Jhar 1622."

Die Oelbergkapelle.

Im Osten der Stadt liegt das kleine Oelbergkapellchen, ehedem beschattet von einer mächtigen Linde, die im Jahre 1903 abstarb und deshalb entfernt wurde. Das Kapellchen enthält in ziemlich derber Ausführung die Gestalt des am Oelberge blutschwitzenden Heilandes, den ein Engel stärkt (weshalb er einen Kelch in den Händen trägt als Sinnbild der Labsal und der Stärkung).

Seit den Zeiten der Kreuzzüge schuf der gläubige Sinn in dem frommen Streben, überall Jerusalem und die Leidensstätten vor sich zu haben, die sogenannten 14 Stationen, d. h. Szenen aus dem Leiden und Sterben Jesu Christi in Holz, Stein oder gemalten Bildern in kleinen, oft an steilen Wegen aufgebauten Häuschen; die Anfangsstation bildet die Darstellung des Heilandes in seiner Todesangst meist in einem größeren Häuschen oder Kapellchen. So war auch unser „Oelberg" die Anfangsstation von 13 weiteren Stationshäuschen, die auf dem Wege zur hl. Geistkapelle aufgestellt waren und von denen am Friedhofe noch eines erhalten ist. Vor der Erweiterung der Stadt nach Osten war das Oelbergkapellchen, zu dem heute noch am Christi-Himmelfahrtsfeste eine feierliche Prozession mit dem Allerheiligsten hinpilgert, ein vielbesuchter Gebetsort, weshalb es auch den eingesessenen Oberlahnsteiner Katholiken eine liebgewordene Stätte ist, deren Erhaltung und Verschönerung ihnen am Herzen liegt.

Ueber die Geschichte des „Oelbergs" ist in den Akten nichts Näheres zu finden.

Die Glocken.

Unsere Pfarrkirche ist im Besitze von vier Glocken, die sämtlich im südlichen Turme hängen.

1. Die große Glocke trägt folgende Inschrift: 1825 goß mich Ewald Schott in Eltville.

Hoch vom Thurm mein Laut erschallet,
Daß ihr fromm zur Kirche wallet,
Und mit Inbrunst, Andacht, betet,
Daß ihr einst im Himmel lebet.

Cornelius Coenen, katholischer Pfarrer, Wilhelm Schnaß, Stadtschultheiß in Oberlahnstein.

Ihr Gewicht ist 27 Zentner; auf der Glocke sind 4 Figuren eingegossen: der auferstandene Erlöser, Maria mit dem Jesukind, St. Josef und St. Martinus als Bischof.

2. Die St. Martinusglocke. Da sie zu den vorhandenen Glocken in völliger Disharmonie stand, wurde sie umgegossen. Sie trug ehedem folgende Inschrift: „In der Ehre Jesu Christi und St. Martini bin ich geflossen, Hieronymus Hach in Aschaffenburg hat mich gegossen. Anno salutis 1583." Die neue Martinusglocke zeigt folgende Inschrift:

„Seit 1583 zu Gottes und Martini Lob ich klang,
Die andern Glocken störte mein Gesang,
1897 hat der Rat beschlossen,
Daß ich ward umgegossen.
Reusch, Bürgermeister seit 1873
Michels, Pfarrer seit 1887.

Gegossen von Georg Pfeifer, Kaiserslautern Nr. 1596."

Ihr Gewicht beträgt 932 kg.

3. Die folgende auf den Ton fis abgestimmte alte Glocke ist ohne alle Verzierung. Oben trägt sie in großen gotischen Lettern eine Inschrift, die bei sehr mangelhafter Orthographie nicht zu entziffern ist: „Dicor Christina michi . . Deus alme propina ut resonem gratum tibi

quotidie. a M D L. A. S. D. Hiernach trägt sie den Namen Christina und ist im Jahre 1550 gegossen. Ihr Gewicht beträgt ungefähr 16 Zentner.

4. Die Ave-Maria-Glocke. Sie trug ehedem die Inschrift: „Gegossen hat mich Ewald Schott von Eltville vor die Stadt Oberlahnstein, anno 1840. Da Mals Stadtschultheiß Herr Schnas und Herr Pfarrer Mohr.“ Da sie zersprungen war, wurde auch sie umgegossen und erhielt folgende Inschrift:

1897
vox mea est pia
dum canto: Ave Maria!
Reusch, Bürgermeister seit 1873,
Michels, Pfarrer seit 1887.

Gegossen von Pfeifer, Kaiserslautern. Nr. 1597. Ihr Gewicht beträgt 431 kg; Ton a.

Gleichzeitig wurde ein neuer, eiserner Glockenstuhl für die 4 Glocken geliefert im Gewichte von 3644 kg nebst zwei neuen Jochen und zwei neuen Läuteräder (345 kg). Die Kosten zahlte die Stadt; Pfarrer Michels gab dazu einen freiwilligen Beitrag von 300 Mark. Die Glocken sind Eigentum der Kirche; die Zivilgemeinde hat die Pflicht der Unterhaltung, der Neuanschaffung bei etwaigem Zerspringen derselben und besitzt dafür das Recht der Mitbenutzung für ihre bürgerlichen Angelegenheiten. Die Glocken haben, von unten an gerechnet die Töne d, e, fis, a. Für das Kilogramm wurde bei einer Legierung von 76% Kupfer und 24% Zinn 1,90 Mark bezahlt.

Das Beinhaus auf dem Kirchhof und unsere Friedhöfe.

Die Sitte, die irdischen Ueberreste der Verstorbenen mit Ehrfurcht zu behandeln, ist allen Völkern aller Zeiten gemeinsam gewesen. Nicht allein die Rücksicht auf das

Wohl der Lebenden und die Ehrfurcht vor dem menschlichen Körper, sondern vor allem der wenn auch vielfach entstellte Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode bestimmte alle Nationen des Altertums, Heiden wie Juden, Zivilisierte wie Unzivilisierte, die Leichen der Ihrigen in einer würdigen Weise zu bergen und ihre Ruhestätten in Ehren zu halten, mochten sie nun ihre Toten begraben oder einbalsamiert oder zu Asche verbrannt in Grabkammern aufstellen. Daß das Christentum diese Sitte erhob und heiligte, ist eine Folge seiner Glaubenslehre. Die Glaubenssätze von der Unsterblichkeit der Seele, von der Gemeinschaft der Heiligen, von der hohen Würde der menschlichen Leiber als Tempel des hl. Geistes, von der Auferstehung des Fleisches, enthielten ganz andere Beweggründe, den Leichnam und das Grab für heilige Gegenstände zu halten, als deren die Heiden und selbst die Juden hatten. Gewöhnlich wird eine Grube in die Erde gegraben, in diese der Leichnam eingesenkt und dann das Grab wieder mit Erde gefüllt — ein schönes Sinnbild der Auferstehung des Fleisches: wie wir das Samenkorn den Furchen der Erde anvertrauen, damit es nach kurzer Ruhezeit wieder erstehe, so legen wir die Leichen unserer Brüder in den dunklen Schoß der Erde, in der festen Ueberzeugung, daß auch sie am jüngsten Tage in neuer Kraft auferstehen werden.

Was den Ort des Begrabens angeht, so begruben die Römer anfangs die Toten in ihren Häusern, später, um das Andenken an sie zu erhalten, an die Landstraßen oder an sonst gern besuchte Orte. Die ersten Christen liebten es, an den Gräbern der hl. Märtyrer begraben zu werden, wo sie von den überlebenden Freunden fleißig besucht und der Fürbitte der in Gott triumphierenden Blutzeugen empfohlen zu werden hoffen konnten. Als nach den Christenverfolgungen die Leiber der hl. Märtyrer in die Kirchen der Städte und Dörfer übertragen wurden, fuhr man fort, die Leiber der Abgestorbenen in ihre Nähe zu legen, in die Kirchen oder um dieselben herum oder in

den Vorhöfen und Kreuzgängen; so entstanden die allgemeinen Kirchhöfe (atria ecclesiae), auch Freithöfe (Friedhöfe) genannt, weil sie an dem Asylrecht des Gotteshauses teilnahmen; sie heißen auch Schlaf- und Ruhestätten (coemeteria, dormitoria) oder auch Gottesäcker. Bischöfe, Aebte, Geistliche, hochverdiente Personen und Stifter wurden und werden auch heute noch innerhalb der Kirchen begraben. Da die Friedhöfe oder die einzelnen Gräber geweiht und somit dem profanen Gebrauche entzogen werden, so sollen sie auch heilig gehalten werden, sollen reinlich, würdevoll und ernst erscheinen. Unter dem Schatten des Kreuzes sollen die Toten ruhen; daher soll inmitten des Gottesackers ein Kreuz errichtet sein Die Ehrfurcht vor dem hl. Orte verbietet auch Anpflanzung von fruchtbringenden Bäumen, Sträuchern, ja sogar das Gras, das auf ihnen wächst, soll nicht verkauft, sondern verbrannt werden. Der Friedhof soll auch wohl verschlossen sein. Die Grabmonumente und Inschriften müssen würdig und erhebend, sinnvoll und bescheiden sein. Menschliche Hoffahrt, Geldstolz und Mode sollen sich auf den Kirchhöfen nicht breit machen. Die Bildwerke der ältesten christlichen Gräber in den Katakomben Roms zeigen uns Sinnbilder der irdischen Not und Prüfung: Job; Noe in der Arche, Jonas im Rachen des Walfisches, Daniel unter den Löwen, die drei Jünglinge im Feuerofen; weiter Bilder der Sünder, die auf Vergebung hoffen: Petrus mit dem Hahn, der gute Hirte, der das verlorene Schaf auf dem Rücken trägt; ferner Sinnbilder der göttlichen Gnade und des göttlichen Sieges: Christus erweckt den Lazarus, speist die Vielen mit wenigen Broten, zieht in Jerusalem ein, Moses geht durchs rote Meer, in dem Pharao versinkt 2c. Auch findet man auf den Grabsteinen die Palme des Sieges, den Anker der Hoffnung, das Lamm, das der Welt Sünde trägt, die Friedenstaube mit dem Oelzweig, den Phönix, der sich in den Flammen verjüngt. Dagegen sind abzuweisen jene modernen Sinnbilder, die dem Heidentume entlehnt sind z. B. der Tod mit der

Sense (Nachbild des Saturnus), die Genien mit gesenkten Fackeln, ägyptische Pyramiden, Urnen, Aschenkrüge, Schmetterlinge (als Sinnbilder der Seele), Mohn (Sinnbild des Schlafes), zerbrochene Säulen, Genien, welche Seifenblasen machen (Sinnbild der Vergänglichkeit) ꝛc. Der würdigste und sinnvollste Schmuck bleibt immer das Kreuz. Aus dem oben angegebenen Grunde, weshalb die Kirche Gräber und Gottesäcker für heilige Stätten hält, wünscht sie auch, daß die Friedhöfe konfessionell getrennt seien. Wo bleibt die Symbolisierung der Gemeinschaft der Heiligen, wenn die Staatsgesetze vorschreiben, auf demselben Friedhofe Getaufte und Ungetaufte, Gläubige und Irrgläubige bunt durcheinander zu beerdigen! Der katholische Kirchhof soll die Ergänzung des Gotteshauses sein. Dieselbe christliche Gemeinde, welche hier in Gemeinschaft mit der Kirche für Lebende und Abgestorbene fleht, will der letzteren von Zeit zu Zeit in spezieller Weise eingedenk sein, indem sie aus der Kirche auf den Kirchhof hinaustritt, um dort den Mitgliedern der leidenden Kirche in der Nähe ihrer irdischen Hüllen die Wohltaten der Gebete zuzuwenden. Faßt die Kirche so die Friedhöfe auf, so erhellt, daß diese als eine spezifisch kirchlichen Zwecken dienende Einrichtung zu betrachten und folglich in erster Linie der kirchlichen Gesetzgebung unterworfen sind. Dabei braucht das Interesse des Staates in sanitätspolizeilicher (Verhütung der Beerdigung von Scheintoten, Ausbreitung von Epidemien), strafprozessualischer und nationalökonomischer Beziehung nicht geschädigt zu werden. In Nassau sind die Kirchhöfe heute nurmehr Gemeinde-Begräbnisstätten geworden.

Eine Folge der hohen Anschauung des Christentums von der Heiligkeit der Gräber als kirchlich geweihter Stätten, welche eine kostbare Saat bergen, sind sie seit den ältesten Zeiten mit zahlreichen Privilegien (Vorrechten) bedacht worden; sie sollen bevorzugte Stätten sein, die gewissen profanen Veranstaltungen entzogen sind; daher

das Verbot zur Abhaltung von Theaterspielen, Tänzen, Jahrmärkten und Gerichtsverhandlungen auf den Friedhöfen. Auch erfreuten sich die Friedhöfe (wie auch die Kirchen, Altäre und Kapellen) des Asylrechtes. Wer sich vor Verfolgung an einen hl. Ort flüchtete, galt für die Dauer seines dortigen Aufenthaltes als unverletzlich; er durfte nicht gewaltsam entfernt, verwundet oder getötet werden; ebenso war das Eigentum, welches er bei sich trug, gegen Wegnahme geschützt und niemand durfte gehindert werden, ihm den nötigen Lebensunterhalt zu reichen.

Verletzung, Schändung, Beraubung der Gräber wurde bereits von den Heiden und Juden, noch mehr von den Christen als Sacrilegien angesehen und von den kirchlichen und weltlichen Gesetzen mit schweren Strafen bestraft. So bestimmten die alten Bußvorschriften, daß der Verletzer eines Grabes 7 Jahre, darunter 3 bei Wasser und Brot büßen solle.

Nach einem uralten Gebrauche liegt die Leiche im Grabe resp. Sarge auf dem Rücken, die Arme zur Seite des Körpers ausgestreckt; oder auch mit über Kreuz gelegten oder gefalteten Händen, das Sterbekreuz haltend. Die Priester sollen mit dem Haupte, die Laien mit den Füßen nach Osten gelegt werden.

Es sei hier eine kurze Antwort auf die Frage eingeschaltet, warum wir Katholiken die Leichenverbrennung verabscheuen. Zunächst ist die älteste Art der Totenbestattung das Begräbnis in der Erde; die Ankündigung Gottes „Du sollst wieder zur Erde zurückkehren, von der du genommen bist“ (Gen. 3, 19), klingt bei allen Völkern in der Sitte des Begrabens wieder. Wo immer aber die Sitte der Leichenverbrennung geherrscht haben mag, wurde ihr durch die Einführung des Christentums ein Ende gemacht; um das Jahr 800 war diese Unsitte in Europa gänzlich überwunden. Die ersten Versuche, sie wieder einzuführen, wurden 1797 zur Zeit der französischen Revolution gemacht und später in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts

erneuert. Sie verliefen ziemlich resultatlos. Erst bei dem dritten Anlaufe gelangte man zu einem greifbaren Ergebnisse. Diese neue Bewegung kam von Italien her und begann am selben Tage, ja zur selben Stunde, in welcher die Eröffnung des vatikanischen Concils stattfand. Am 8. Dezember 1869 wurde nämlich zu Neapel ein internationaler Kongreß der Freimaurerei, welcher als beabsichtigte Gegendemonstration gegen das vatikanische Concil von einigen hervorragenden „Brüdern" einberufen worden war, feierlich eröffnet. Auf demselben übernahmen die Freidenker die formell ausgesprochene und jubelnd begrüßte „Verpflichtung, mit all ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, revolutionäre Gewalt nicht ausgeschlossen, an der schleunigen und radikalen Beseitigung des Katholicismus zu arbeiten." Als ein solches Mittel und zwar als ein vorzügliches erschien ihnen die Verweltlichung der Friedhöfe und die Verwandlung derselben in Verbrennungsanstalten für die Toten; die Leichenverbrennung sollte dem christlichen Glauben an ein jenseitiges Leben in seinen letzten Kundgebungen vernichten. Damit war denn für die Freimaurerei der ganzen Welt das Losungswort ausgegeben und überall ging man sofort an die Arbeit. Als infolge davon den Katholiken unter dem 19. Mai 1886 von Rom aus verboten wurde, einem Leichenverbrennungsvereine als Mitglied beizutreten und die eigene Leiche oder die eines andern verbrennen zu lassen, da wurde von der Loge die Leichenverbrennung als Gesetz der Freimaurerei betrachtet. Trotz aller noch so fanatisch betriebener Agitation war der Erfolg im ganzen ein kläglicher. So wurde in Italien vom 22. Januar 1876 (in Mailand wurde die erste Leiche verbrannt) bis Ende 1886 in 15 Oefen (Crematorien) 787 Leichen verbrannt (es sterben in Italien jährlich 800000 Menschen) und diese waren noch zum Teil aus fremden Ländern herbeigeschafft. Als Hauptgrund für die Leichenverbrennung führt man an, die Kirchhöfe bildeten eine fortdauernde Gefahr für die Umwohnenden und zwar

einerseits durch die schädlichen Gase und Miasmen, welche sie in die Atmosphäre aushauchen, anderseits durch die fauligen Substanzen, womit sie das Grundwasser und damit auch das Trinkwasser anstecken. Allein die Gutachten der hervorragendsten Professoren, Aerzte und selbst solcher, welche die Leichenverbrennung wünschen, lauten einstimmig dahin, daß die Kirchhöfe, wenn sie rationell angelegt und behandelt werden, der Gesundheit der Anwohner durchaus keine Gefahr bereiten. Das folgt auch schon daraus, daß frische Erde das beste Desinfektionsmittel ist und daß merkwürdigerweise statistisch feststeht, daß von allen Berufsklassen durchschnittlich die Totengräber das längste Lebensalter aufzuweisen haben. Gar eigentümlich mutet es einen an zu hören, die Leichenverbrennung sei ein Mittel gegen das Lebendig begraben werden; als ob das Lebendig-verbrannt-werden ein besseres Los sei oder als ob für den Scheintoten bei der Verbrennung größere Wahrscheinlichkeit der Belebung vorhanden sei, als beim Begräbnis. Uns Katholiken ist der Menschenleib etwas Heiliges; er war die Wohnung unserer Seele, oft geweiht und gesegnet beim Empfang der einzelnen Sakramente; er ist zur einstigen — hoffentlich glorreichen — Auferstehung bestimmt; es entspricht einem ganz natürlichen Gefühle und tut dem Herzen wohl, zum Grabe eines geliebten Verstorbenen, der Gattin, des Kindes zu eilen, in dessen Nähe mit dem Gedanken verweilen zu können, daß derselbe nunmehr nach einem vielleicht recht sorgenreichen, müh- und leidvollen Leben im Grabe eine Stätte der Ruhe und des Friedens gefunden habe, an der wir seiner Seele das Almosen des Gebetes oder anderer guten Werke zuwenden. Dem guten Christen jagt der Anblick eines Kirchhofes keinen Schrecken ein, er wünscht seine Toten möglichst nahe seinen Wohnungen beerdigt, nicht an entlegenen Orten, er flieht nicht die Mahnung an den Tod mit dem darauf folgenden Gerichte; er will den Leib der Erde wiedergeben, von der er genommen ist und ihn nicht mit brutaler Gewalt durch Feuer

vernichten. Die ganze moderne Bewegung zugunsten der Leichenverbrennung ist geboren und wird getragen vom Hasse gegen das Christentum und seinen Glauben an die Ewigkeit mit ihrer für alle eintretenden Belohnung oder Bestrafung.

Dem christlichen Gebrauche gemäß war auch unsere Pfarrkirche von dem Friedhofe umgeben und da St. Michael die Seelen in die Ewigkeit hinüberleitet und so Patron der Kirchhöfe geworden ist, hatten auch wir hier, wie es fast überall Sitte war, eine Michaelskapelle östlich vor dem Chore der Kirche. Diese Michaelskapellen hatten auch einen besonderen Raum zum Aufbewahren der bei Wiederbelegung des Kirchhofs noch nicht ganz verwesten Gebeine. Im 18. Jahrhunderte stand noch davon ein turmartiges Gebäude, das sog. ossuarium, das 1731 durch einen kleinen Anbau erweitert wurde. Die letzten Reste dieses Beinhauses, in dem auch eine Feuerspritze untergebracht war, verschwanden bei den Planierungsarbeiten aus dem Jahre 1895.

Im Jahre 1830 wurde der jetzt in einen „Schillerplatz" verwandelte „alte Kirchhof" angelegt, die erste Leiche, die dort ihre Ruhestätte fand, war die der Frau Margareta Gärtner.

Als dieser Friedhof nach 40 Jahren ganz belegt war, legte die Stadt am Fuße des Martinsberges den jetzigen Friedhof an. Der verstorbene Bergmann Michael Aloys Friesenhan und die verstorbene Frau Anna Maria Vos, beide von der Grube Friedrichssegen, waren die ersten Leichen auf diesem Gottesacker, die beide am 14. April 1870 in die Erde gesenkt wurden; drei Tage später, am 17. April trug man die erste Oberlahnsteiner Leiche hinaus; es war die der Witwe Anna Maria Eibel, geb. Fritz.





Zweite Abteilung.

Symbolik des Gotteshauses.

Wie die Heiden ihre Götzentempel, die Juden ihre Synagogen, so erbauten auch die Christen ihre Gotteshäuser, ihre Kirchen, wo immer das christusfeindliche Heidentum es zuließ. Nachdem Kaiser Constantin der Kirche ihre Freiheit gegeben, entstanden allenthalben die herrlichsten Bauten zur Ehre Gottes und für seinen Dienst.

Die Bestimmung oder der Zweck eines Kirchengebäudes ist folgender: das Gotteshaus ist die Wohnung des sakramentalen Christus, die geweihte Stätte des kirchlichen Opfers, der Spendung der Sakramente, der Verkündigung des göttlichen Wortes, sowie der gemeinsamen öffentlichen Gottesverehrung. Nach der Anschauung der katholischen Kirche ist die Bedeutung ihrer hl. Tempel eine dreifache; sie sieht in ihnen: a) durch die wahrhaftige Gegenwart Christi in der Brodsgestalt das Bild des ewigen Reiches Christi im Himmel, b) durch die Versammlung der Gläubigen das Bild des Reiches Christi in der Zeit; c) durch die daselbst gespendeten Gnaden das Bild des Reiches Gottes in uns. In dieser dreifachen Anschauung liegt das Verständnis für alles das, was die Kirche hinsichtlich ihrer Gotteshäuser verordnet; hierin liegt der Schlüssel zum Verständnis jener reichen und tiefsinnigen Symbolik unserer christlichen Tempel.

Unter dem Worte Symbol versteht man „Sinnbild". Der Mensch als Doppelwesen, zusammengesetzt aus Leib und Seele, bedarf zum Erkennen des Uebersinnlichen, des Uebernatürlichen, der Vermittlung der Sinne und der äußeren Natur; er erkennt Gott nur gleichsam durch

Sinnbilder; darum treffen wir bei allen Religionen des Altertums eine mehr oder weniger ausgebildete Symbolik. Die Zeremonien der heidnischen Religionen z. B. die Niederwerfungen, Beugungen, Räucherungen, Lichter, Blumen, Gewinde, Feuer ꝛc. sind nichts anders als Sinnbilder, der äußere Ausdruck der inneren Gottesverehrung. Es wollte der Mensch dadurch seinen Gedanken und seinem Empfinden einen äußeren Ausdruck verleihen. Auch in der christlichen Religion finden sich die Symbole im Gottesdienste (Cultus), wie in der Kunst, zur Veranschaulichung der ewigen Wahrheiten, zum Hinweis auf die verborgenen Geheimnisse des Glaubens, besonders auch als Mahnungen zu religiös-sittlichen Handlungen. Mit der Geschichte der Menschheit beginnt auch die Geschichte der Sinnbilder; denn schon die Erschaffung des Menschen nach Gottes Bild und Gleichnis, nämlich Adams aus dem Lehm der Erde, der Eva aus einer Rippe des Mannes, hatte ihre sinnbildliche Bedeutung. Wenn Kain Früchte, Abel Tiere opferte, so lag darin eine Versinnbildung (Symbolisierung) ihrer Berufsarten. Am reichsten ausgebildet erscheint die Symbolik in dem Gottesdienste der Israeliten, indem alle hervorragenden Handlungen und Bestimmungen sinnbildliche Bedeutung — zumeist hinweisend auf den Messias — hatten, wie überhaupt das ganze alte Testament mit seinen gottesdienstlichen Einrichtungen, großen Männern und Propheten nur ein Vorbild des kommenden Reiches Gottes auf Erden und seines Stifters war. Man nennt deshalb vielfach die alttestamentlichen Sinnbilder, eben weil sie zukünftige Dinge, Handlungen und Personen vorbildeten, auch Vorbilder oder Typen (typisch = vorbildlich). Das Christentum übernahm nun zum Teil diese Sinnbilder aus dem alten Testamente, entlehnte andere aus dem Bereiche der Natur und bildete auf diese Weise, namentlich im Mittelalter, eine überaus reiche, sinnige Symbolik aus; besonders aber fand es in dem reichgegliederten Kirchenbau allerorts geistreiche Beziehungen zum Uebersinnlichen, Göttlichen und es dürfte

interessant und belehrend sein, auf die Symbolik des Kirchengebäudes, ohne die uns vieles an dem Bau und der Einrichtung eines christlichen Gotteshauses unverständlich bleibt, hinzuweisen.

Die ältesten Kirchen hatten die Gestalt von länglichen Vierecken, deren östliches Ende den Altarraum enthielt. Als aber unter Kaiser Constantin das Christentum frei wurde, kam das ehedem so verachtete und geschmähte Kreuz recht zu Ehren, und da ja in der Kreuzform getauft, gesalbt, geweiht, gesegnet, geräuchert wurde, da die Gebetsstellung des Priesters am Altare (gleich Moses, der mit ausgestreckten Armen für Israel im Kampfe gegen die Amalekiter betete*) mit ausgestreckten Armen das Kreuz war, da Kaiser Constantin selbst die Reichsfahne, den Reichsapfel, die Krone und den kaiserlichen Purpur mit dem Kreuze schmückte, da nach dem Kirchenschriftsteller Tertullian († 240 n. Chr.) der Christ „beim Anfange und Fortgange eines jeden Werkes, beim Ein- und Ausgehen, beim Ankleiden und beim Anlegen der Schuhe, bei Tisch, beim Anzünden des Lichtes, beim Schlafengehen, beim Niedersitzen und bei allem, was er tat, die Stirne mit dem Kreuzzeichen bezeichnete, so ist es nicht zu verwundern, daß auch das Kreuz alsbald die Grundform abgab, in der die Gotteshäuser gebaut wurden, sei es nun das Kreuz mit gleich langen Schenkeln (+), wie es bei den Griechen üblich war (griechisches Kreuz), oder das Kreuz mit einem kürzeren Querbalken (†), wie es die Römer machten (römisches oder lateinisches Kreuz). Dabei dachte man wohl an die Worte des Apostels, der die Kirche den Leib Christi nannte (Eph. 1. 22) und machte deshalb das Gotteshaus in seiner Grundform zu einem Abbild Christi des Gekreuzigten. Der Altar versinnbildet das Haupt, das Querschiff die beiden Arme und das Langschiff der Leib Christi.

---

*) Siehe Biblische Geschichte von Schuster-Mey S. 44.

Die Richtung, in der seit den apostolischen Zeiten die Kirchen gebaut wurden, ist die von Westen nach Osten und zwar nach dem Aufgange der Sonne zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche (um anzudeuten, daß die streitende Kirche in Gleichmut Tag und Nacht, d. h. Freud und Leid hinnimmt). Der Altar soll also nach Osten zu stehen. Die Christen sollten beten, wie es den Juden verboten war, nach Osten zum Haupte des Gekreuzigten hin gerichtet; darum hat auch die christliche Kirche von Osten her keinen Eingang wie die Stiftshütte und der salomonische Tempel, wohl im Hinblick auf die Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese, dessen im Osten gelegener Eingang von Cherubinen gegen das Eindringen beschützt wurde; es soll der Christ in der Ostrichtung der Kirche erfassen, daß Christus die Welt erleuchtet als wahrhaftiges Licht, als die „Sonne der Gerechtigkeit", er soll den Weg der Tugend wandeln nach seiner ewigen Heimat zu. Diese Heimat ist das verlorene und wieder zu erringende Paradies, dessen Garten der Herr im Osten pflanzte; von Osten her kündete der Stern die Ankunft des Erlösers; von Osten her litt der Heiland am Kreuze für die Kinder der Nacht und der Sünde im Westen, und von Osten her wird er kommen zu richten die Lebendigen und die Toten. Der Christ betritt daher sein Gotteshaus durch die Türen im Westen, um seinen Ursprung und sein Hinaufsteigen zum höher gelegenen Osten der Herrlichkeit des Herrn, zu jener Himmelsgegend, wohin er seine höchsten Hoffnungen verlegt, zu bezeichnen.

Gerne pflegt man auch den Kirchen eine erhöhte Lage zu geben, wenn es möglich ist, in Erinnerung an das Wort des Heilandes, der die Kirche auf einen Felsen gegründet (Matth. 16. 18), der sie mit der Stadt Gottes vergleicht, die auf dem Berge liegt und nicht verborgen bleiben kann und soll (Matth. 5, 14).

Indessen hat es auch einen schönen Sinn, die Kirchen mitten in die Städte und Dörfer zu bauen. Denn Jesus

Christus, der im hl. Sakramente Tag und Nacht gegenwärtig ist, wohnt dann inmitten seiner christlichen Gemeinde, wie der gute Hirte unter seinen Schäflein und wacht über dieselben; die Schäflein aber weiden um ihn herum, freuen sich der Nähe ihres Hirten, suchen ihn auf, so oft sie vorübergehen oder zeigen ihm durch ihren ehrerbietigen Gruß ihre Dankbarkeit, Liebe und Anhänglichkeit. Nur sollten die Wohnungen der Menschen nicht ganz an die Kirchen angebaut werden, damit der hl. Friede, der ein Gotteshaus umfließen soll, nicht durch weltliches Geräusch und Getöse gestört werde. Daher haben unsere Vorfahren die Kirchen gewöhnlich mit einem eingefreiten Raum umgeben, der deshalb auch Freithof oder Friedhof genannt wurde, auf dem sie auch ihre Toten begruben.

Ursprünglich waren die Kirchen in drei Teile geteilt; der östliche enthielt den Altar und die Betstühle der Priester, der mittlere war der Aufenthaltsort der Gläubigen und in der Vorhalle oder dem Vorhofe standen die Büßer; hier wurden auch die Almosen verteilt. In unserer Zeit unterscheidet man in den Kirchen den Chorraum, in dem der Altar und die Chorstühle für die Geistlichen und die Sänger sich befinden, und das Schiff der Kirche, in dem die Gläubigen Platz nehmen. Meist vom Chore aus zugänglich ist die Sakristei (Secretarium), in der die Geistlichen die priesterlichen Gewänder anlegen, die auch hier aufbewahrt werden, ebenso wie die hl. Gefäße, Bücher, Leuchter, Wachs, Oel und die etwaigen wertvollen Gegenstände; daher heißt sie auch wohl Preißkammer (für Pretiosen) oder altdeutsch Gerkammer (Gewandkammer).

Die Türme an der Kirche gehören ursprünglich nicht zum Wesen des christlichen Gotteshauses. Sie erhielten ihre Bedeutung erst durch das Aufkommen der Glocken, deren Zweck dem Turme die hohe Gestalt verlieh. Seitdem bedeuten die himmelan strebenden Türme, besonders die gotischen, das Aufstreben der menschlichen Sehnsucht nach dem Himmel, des Gebetes und der Tugend, die zum Ewigen

empor verlangen. So ist der hochgebaute Glockenturm ein weithin vernehmbarer Prediger, der mahnend uns zuruft: „Sursum corda“, Empor eure Herzen und eure Gesinnung zum Allerhöchsten! Richtet euer Bestreben zum Himmel und versinket nicht im Irdischen! Der Himmel ist euer Ziel, nicht die Erde!

Der runde Turmknopf, auf dem das Kreuz aufsitzt, besagt, weil das Runde Symbol der Vollkommenheit ist, daß der katholische Glaube in seiner Vollkommenheit und Unversehrtheit verkündigt und angenommen werden muß, weil sich des ewigen Verderbens schuldig macht, wer gegen jene beiden Eigenschaften des Glaubens sich verfehlt (Durandus).

Die Turmspitze endet meist in einem Kreuze, dem Zeichen der Erlösung, um anzudeuten, daß die Lehre des Gekreuzigten alles beherrschen soll; es verbindet gleichsam den Himmel mit der Erde; es verkündet uns den Gekreuzigten als Mittler zwischen Gott und den Menschen; von unten gesehen ist es das Ziel unserer Sehnsucht, von oben gesehen der Ausdruck des höchsten göttlichen Erbarmens.

Ueber dem Kreuze treffen wir etwa seit dem 10. Jahrhunderte vielfach den Hahn, der uns den Gedanken an den Hahnschrei bei der Verleugnung-Petri nahe legt. Dieser Vogel erscheint durchweg als Sinnbild des Herrn, des Siegers über die Macht der Finsternis (der Hahnruf meldet das Schwinden der Nacht und das Aufdämmern des neuen Tages) und die Schrecken der bösen Geister, des Rufens zum lichtvollen Tagewerk; aber auch des Richters, der uns aus dem Schlafe des Todes aufrüttelt. Der Hahn in luftiger Höhe ist ein nimmermüder Prediger, der, eben weil er Christus den Herrn sinnbildet, die Schlafenden, die Darniederliegenden aufweckt, die Schlaftrunkenen schilt, die Ungehorsamen straft, dessen Ruf Hoffnung verkündet, Heil und Trost den Kranken, Rettung den Bedrohten, Zuversicht den Gefallenen. Wie der Hahn sich nach dem herrschenden

Winde dreht, so hat sich auch der Verkündiger der göttlichen Wahrheiten mit seiner Wachsamkeit, seinen Mahnungen und seinem Tadel energisch gegen die von allen Seiten entstehenden Irrtümer und Irrungen zu wenden. Der Umstand, daß der Turmhahn auf einer festen, geraden Eisenstange sitzt, deutet an, daß der Prediger nicht unsichere Menschenweisheit, sondern Gottes unfehlbares Wort verkündet. Der Hahn, direkt über dem Kreuze angebracht, besagt, daß durchs Kreuz das Wort der Schrift und somit des Predigers vollendet und bestätigt worden ist.

Insoweit der Hahn eine Wetterfahne ist und die Richtung des Windes anzeigt, wendet er sich immer gegen den Wind; das deutet an, daß der Prediger ungescheut gegen alles Schlechte ankämpfen soll.

Neben dieser Deutung des Turmes gibt es aber noch eine andere, die hier mitgeteilt werden mag. Für viele Ausleger bedeutet der Turm die seligste Jungfrau Maria und bis heute haben wir diese symbolische Bedeutung in der lauretanischen Litanei vor uns, in der Maria gepriesen wird als „Turm Davids" und als „elfenbeinener Turm."

Auch um die im Turme hängenden Glocken hat sich eine überaus reiche und sinnige Symbolik geschlungen. Es rufen die Glocken die Gemeinde zum Gottesdienst in die Kirche, sie verkünden die Feier der hl. Geheimnisse, bewegen das Herz zur Freude und zur Trauer und sind, gleich den Türmen, in denen sie hängen, Prediger. „In alles Land hinaus ging ihr Schall und bis zu den Grenzen der Erde ihr Wort." (Ps. 18. 5).

Das feinfühlige Mittelalter sah in den Glocken nicht nur totes Erz, sondern betrachtete sie als etwas Persönliches; daher nannte man ihre Einsegnung die Glockentaufe und legte ihr auch einen Namen bei. Wahrscheinlich gab die Furcht der Heiden vor den Glocken die erste Veranlassung zu dieser Personifizierung (Persönlichmachung). Wo die ersten Kirchenglocken durch die Wälder des heidnischen Deutschlands, Englands und Skandinaviens

tönten, glaubten die erschrockenen Heiden die Stimme eines neuen, unbekannten Gottes zu hören, vor dem ihre alten Heimatsgötter fliehen müßten. Der allgemeine Glaube im nördlichen Europa, daß durch den Ton der Glocken die Teufel, sowie auch die Gewitter, der Hagel ꝛc. vertrieben würden, stammt wohl daher. Der heidnische Donnergott Thor wurde von dem Volke am meisten verehrt; aber auch er mußte der Donnerstimme der Glocken des Christengottes oder seiner Engel weichen. Wahrscheinlich wurden die ersten Gewitterglocken geläutet, um die Neubekehrten von der Angst zu befreien, Thor nahe sich ihnen im schrecklichen Gewitter, um sich an ihnen wegen der Bekehrung zu rächen (Menzels Symbolik).

Es sinnbildet also die Glocke den Prediger und ihr Ton seine Lehre. Wie die Glocke zum Gebete ruft, so mahnt des Predigers Stimme zum Bekenntnisse des Glaubens und erinnert so auch an jene Glöckchen, die Moses auf Geheiß Gottes am Gewande des Hohenpriesters anbringen ließ und die ertönten, sobald dieser das Allerheiligste betrat.

Das Metall der Glocke ist hart; so soll auch der Prediger stark, gehärtet, mutig sein gegen die Feinde der Kirche und des göttlichen Wortes. („Ich habe Deine Stirne härter gemacht, als die Stirnen jener sind.“ Ezech. III. 3.).

Interessant ist auch die sinnbildliche Bedeutung alles dessen, was bei einer Glockenweihe oder Glockentaufe geschieht. Zuerst wird die Glocke mit reinem Wasser gewaschen und mit weißem Leinen getrocknet; denn der Prediger soll rein und heilig sein, wie Jesus, als er anfing zu lehren. Auch sei der Verkünder des göttlichen Wortes ein Werkzeug des heiligen Geistes mit seinen sieben Gaben, die durch 7 Salbungen auf dem Metalle versinnbildet werden; „denn nicht ihr seid es, die reden, sondern der Geist des Vaters, der aus euch spricht.“

Weil das Innere des Heroldes Gottes, des Predigers, ganz von diesem Geiste erfüllt sein soll, werden die Glocken

auch an den Innenseiten gesalbt und zwar an vier Stellen, auf daß sich der Prediger ein Beispiel nehme an den vier Evangelisten, die, ganz erfüllt vom hl. Geiste, das Wort Gottes verkündeten und zum Teil niederschrieben. Der Diakon singt bei der Weihe der Glocken das Evangelium von Martha und Maria, damit der Prediger sich zu Herzen nehme, daß er, wie Maria, das Wort des Herrn eher lerne als verkünde. Unter der Glocke raucht inzwischen das Weihrauchfaß; denn wie der Ton der Glocke nach oben dringt, so soll auch der Weihrauch d. h. das Gebet aus frommen Herzen emporsteigen zu Gott dem Herrn. Das Weihrauchfaß bedeutet das christliche Herz; es brennt gleich glühenden Kohlen in der Glut der Andacht als ein zum Herrn aufsteigendes Opfer (Kreuser: Kirchenbau).

Der Glockenklöppel, durch dessen Anschlag der Ton erzeugt wird, ist die Zunge des Predigers, die mit Wissenschaft geziert ist. Der Klöppel schlägt auf beiden Seiten an, um an beide Testamente zu erinnern, aus denen er seine Worte entlehnt. Ein Prediger oder Geistlicher ohne tiefe, religiöse Kenntnisse ist darum eine Glocke ohne Klöppel.

Wie aber dem Tone das Anschlagen vorhergeht, so kann der Prediger erst dann, wenn er durch Geißelung der eigenen Fehler und Gebrechen Besserung in sich geschaffen hat. gegen andere tadelnd vorangehen. Der Glockenbalken (Axe) mahnt, daß der Prediger ebenso an dem Kreuze und der dort gezeigten Liebe festhalte, wie die Glocke mit dem Eisenband an der Axe. Der Hebel, der, vom Querbalken ausgehend, die Glocke in Bewegung setzt, soll des Predigers gerade Gesinnung darstellen; der Glockenstrang, der von oben nach unten geht, weist den Prediger zur Demut hin, damit er sich in seinen Reden auch zur Fassungskraft des Volkes herablasse.

Welch' bedeutsame Lehren und Ermahnungen knüpfen sich also an die Glocken und ihre Weihe in ihrer sinnbild-

lichen Bedeutung! Ein alter Erklärer (glossator) des Kirchenrechtes läßt die Glocke folgendes sprechen:

Laudo Deum verum, plebem voco, congrego clerum,
Defunctos ploro, pestem fugo, festa decoro; d. h.
Ich lobe den wahren Gott, ich rufe das Volk, ich versammele den Klerus, ich beweine die Toten, ich verscheuche die Pest, ich schmücke die Feste.

„Ich lobe den wahren Gott." Daher erschallt feierliches Glockengeläute beim ambrosian. Lobgesang („Großer Gott"), bei Prozessionen und bei feierlichen Momenten des Gottesdienstes. In Gottes Lob und Preis vereinigt sich die Stimme der geweihten Glocken mit der Stimme des gläubigen Volkes, weithin durch die Lüfte erschallend, alle Kreaturen zur Teilnahme mahnend und einladend, selbst die Heerschar der Engel.

„Ich rufe das Volk", „damit in den Söhnen der Christen, wenn sie meinen Schall vernehmen, wachse und zunehme die Andacht und sie eilen zum Schoße der frommen Mutter der Kirche und dem Herrn in der Kirche der Heiligen singen ein neues Lied" (Pontificalum Romanum). Es ruft die Glocke die ganze Gemeinde zur Anhörung des göttlichen Wortes, zum hl. Opfer, zu Andachtsübungen. O, daß alle aus vollem Herzen auf den Ruf antworten möchten mit dem Psalmisten: „Ich freue mich, wenn man mir sagt: Lasset uns gehen zum Hause des Herrn! Es stehen unsere Füße in deinen Vorhöfen, Jerusalem! Wie lieblich sind deine Wohnungen, du Herr der Heerscharen! Es sehnt sich und schmachtet meine Seele nach den Vorhöfen des Herrn! (Ps. 121, 1. Ps. 83, 2).

„Des Menschen Stimme, schreibt Mahrzoll, wäre nicht rein genug, um Unschuldige, Reuige und Unglückliche zum Fuße der Altäre einzuladen. Bei den amerikanischen Wilden ist es das Kind der Familie, welches hilfsbedürftige Unglückliche zum väterlichen Herde hereinführt. Hätten wir die geweihten Glocken nicht, so müßten wir

ein reines Kind wählen, das uns zum Hause des Herrn herbeiriefe."

„Ich versammle den Klerus. Die Glocke ist es, die den Klerus ruft zu den hl. Handlungen seines Amtes, insbesondere den Ordensklerus zum gemeinschaftlichen Chorgebete bei Tag und bei Nacht.

„Ich beweine die Toten." In dumpfen Tönen, in traurigen Schlägen melden die Glocken den Tod eines Gläubigen und mahnen zu einem stillen Gebet für seine Seelenruhe; sie verstummen nicht, bis der Leichnam in der kühlen Erde ruht.

„Ich verscheuche die Pest". Durch die Glocke wird die Luft in den Bereich des Cultus herbeigezogen. Die Glocke will die Luft als die Trägerin vieler Uebel reinigen. Die Luft ist der Wohnsitz der Dämonen (Ephes. 6, 12: „Geister der Bosheit in der Luft"), die Trägerin des schädlichen Stoffes bei epidemischen (ansteckenden) Krankheiten und so eine Vermittlerin des Todes. Das römische Pontifikalbuch versteht nach dem Inhalte der Gebete bei der Glockentaufe im weiteren Sinne unter Pest auch die Nachstellungen des Teufels, die Pest der Ungewitter, der Krankheiten und aller Uebel:

„Vor ihrem Schall soll immerdar fliehen der Feind des Guten, soll in Schrecken geraten das feindliche Heer, sollen weit zurückweichen die feurigen Geschosse des Feindes". „Bei dem Schalle der Glocken soll vertrieben werden das Getöse des Hagels, der Sturm der Wolken, die Gewalt der Gewitter; soll innehalten der feindliche Donner; sollen heilsam und mäßig wehen die Winde; die kraftvolle Hand des Herrn soll niederhalten die Mächte der Luft, damit, wenn sie den Schall der Glocke vernehmen, sie erzittern und entfliehen vor der Fahne des hl. Kreuzes, welche darauf gezeichnet ist." „Wenn der Schall der Glocke durch die Lüfte sich bewegt, soll die Hand des Engels die Kirche Gottes bewahren, soll über den Früchten der Gläubigen,

über ihren Seelen und Leibern heilsam walten ewiger Schutz".

„Ich schmücke die Feste". Wie erhebend, wie feierlich klingt der Glockenton an den hohen Festtagen des Kirchenjahres! Das feierliche Geläute stimmt das empfängliche Christenherz zu hehrer Andacht und zur weihevollen Empfindung des erhabenen Festcharakters. Die oben geschilderten Wirkungen des Glockenklanges dürfen aber nicht anders erwartet werden, als „von Gott durch die Gebete der Kirche, welche bei der Weihe dargebracht werden, sofern die geeigneten Bedingungen vorhanden sind; denn dies ist im allgemeinen dem Gebete des Gerechten verheißen, und als ein solches Gebet ist jenes zu erachten, welches im Namen der ganzen Kirche bei der Glockenweihe verrichtet wird. (Amberger, II § 117)

Vor der Erfindung der Glocken in den ersten christlichen Jahrhunderten wurde ein Läufer (cursor) herumgesandt, um den damals geheimen Gottesdienst anzusagen. Nach den Zeiten Constantins des Großen stellte sich in dem nunmehr öffentlich gewordenen Christentume die Notwendigkeit ein, den Beginn des Gottesdienstes an den bestimmten Tages- oder Nachtzeiten öffentlich anzusagen, ähnlich wie der jüdische Levite, der mit der Silberposaune der Stadt Jerusalem den Gottesdienst und die Tageszeit verkündete. Man half sich, besonders in der griechischen Kirche, mit den sog. heiligen Hölzern, indem man mit Hammerschlägen auf eine Holz- oder Metallplatte den Beginn des hl. Dienstes meldete. Seit diesen Zeiten erhielt sich die Sitte, in der Karwoche vom Morgen des Gründonnerstags an bis zum Abende vor Ostern die hölzernen Klappern oder eine Raspel anzuwenden, während, wie die rheinische Kinderwelt sagt, die Glocken am Gründonnerstag nach Rom fliegen, um den Papst zu sehen und Weck und Milch zu essen. Es schweigen nämlich in der bezeichneten Zeit die Glocken wegen der Trauer über das Leiden und den Tod des Heilandes.

Die ersten Glocken wurden in der italienischen Stadt Nola in Campanien (daher der Name Campana=Glocke) gegossen; als Erfinder wird der hl. Bischof Paulinus von Nola (um 400 nach Chr.) bezeichnet, was aber zweifelhaft ist.

In den Türmen unserer Pfarrkirchen befinden sich heutzutage meist große Uhren, die auch für die kirchlichen Funktionen vor Erfindung der Taschenuhren um so notwendiger waren und noch sind, als die Kirche ihren Dienst, ihr Stundengebet (besonders in den Klöstern) an bestimmte Zeiten und Stunden knüpft. Seit Petrus um die sechste Stunde dem Gebete oblag, bestehen die apostolischen oder kanonischen Gebetstunden, die später noch vermehrt wurden. Als Stundenmesser gebrauchte man die Wasseruhr bei Nacht und die Sonnenuhr am Tage. In großen Dom- und Stiftskirchen finden wir große, oft sehr kunstvolle Uhren in dem Kircheninnern (nicht in den Türmen) aufgeschlagen; so z. B. die berühmte Kunstuhr in Straßburg. (1352 begonnen 1354 vollendet). Welche Fülle von ernsten Gedanken werden uns nahegelegt, wenn in einer Gemeinde vom Pfarrturm herab die Uhr schlägt und sie, wie ein eindringlicher Mahner, die Pfarrkinder bei jedem Stundenschlag zwingt zu erwägen, daß das Leben wieder um eine Stunde kürzer geworden, daß es Pflicht sei, die eilenden Stunden zum Heile auszunutzen, daß wir unaufhaltsam dem Tode und damit dem Gerichte uns nähern und daß eine von den Stunden, welche diese Uhr verkündet, einmal unsere Sterbestunde sein werde. Die Zeiger an den großen Zifferblättern unserer Turmuhren sind gewöhnlich vergoldet. Dies ist für uns alle eine Erinnerung an die Wahrheit, daß die Zeit unseres Lebens von Gold d. i. von hohem Werte, von äußerster Wichtigkeit sei. Es hängt soviel, so unendlich viel von ihrer guten Anwendung ab: die Erreichung unserer erhabenen Bestimmung zur Heiligkeit und Seligkeit. „Mein Sohn! benütze die Zeit und hüte dich vor dem Bösen", mahnt uns schon der alte Sirach (IV, 23)

und der hl. Laurentius Justinianus, Patriarch von Venedig schreibt: „Wer begreift wie kostbar die Zeit ist? Das wissen jene am besten, die sie verloren haben".

Symbolik einzelner Teile der Kirche.

Das Gotteshaus ist aus Steinen aufgebaut; diese sind ein Symbol des Einzelmenschen, sofern er ein Glied der Kirche Gottes ist. Stein ist auf Stein geschichtet zum großen Bau, indem einer den andern tragen, einer den andern stützen soll in brüderlicher Liebe und Eintracht; die größeren, quaderförmig zubehauenen und geglätteten Steine, hinter denen in der Mauer die kleineren liegen, sind die Heiligen, die Gläubigen im höheren Stande der Vollkommenheit, die durch ihr Verdienst und Gebet die schwächeren Glieder in der Kirche zusammenhalten (Durandus). Der Mörtel, das Bindemittel der Steine, zusammengesetzt aus Kalk, Sand und Wasser, bedeutet die christliche Liebe. Die mittelalterlichen Symboliker deuten den kochenden Kalk als die Liebe, die sich mit dem Sande, d. h. dem Irdischen vermischt, weil die wahre Liebe für das Irdische, für Arme und Notleidende, sorgt. Dazu kommt noch das Wasser, d. h. die Gnade des hl. Geistes, die der Liebe und Werktätigkeit die Festigkeit verleiht. Der wichtigste Stein am Gebäude ist der Grundstein, der geweiht wird zur Verscheuchung der bösen Geister. Dieser Grundstein versinnbildet Christus den Herrn; denn „niemand kann ein anderes Fundament legen, außer dem, das gelegt ist und das da ist Christus Jesus." (1. Kor. III. 10). Christus ist der Eckstein, den die Bauleute verworfen haben, das wahre Fundament der Apostel, auf dem die ganze Kirche in unüberwindlicher Festigkeit ruht.

Die Kirchenwände bedeuten die Gläubigen, aus denen sich die Kirche Gottes aufbaut, in der Breite ihre

Ausdehnung über den ganzen Erdkreis, in der Länge ihre Hoffnung und Richtung nach dem Himmlischen. In den beiden Wänden rechts und links ihrer Länge nach kommt der Gedanke zum Ausdruck, daß die Kirche sich zusammensetzt aus Juden und Heiden; ihr Zusammenschluß erfolgt durch den Grund- und Eckstein, der Christus ist Hieran erinnert eine Zeremonie bei der Kirchenkonsekration durch den Bischof. Bei dieser zeichnet er mit dem Bischofsstabe in den aschenbestreuten Boden von der linken Chorseite bis zur rechten Westseite des Schiffes und von der rechten Chorseite bis zur linken Westseite in Kreuzform das Alphabet griechisch und lateinisch; das bedeutet, daß das Evangelium von den Juden zu den Heiden übergegangen ist und am Ende der Tage zu den Juden wieder zurückkommen wird.

Die Decke der Kirche, die den Innenraum nach oben abschließt, wird allgemein auf den Prediger bezogen, der den Schmuck und die Stütze der Kirche ausmachen soll.

Wände und Decke bilden das Schiff der Kirche — eine schöne Bezeichnung der Bestimmung unserer Kirche, die auf dem Meere dieser Zeitlichkeit hinsteuert zum Hafen der Ewigkeit, wo die Fahrt endet und die Gefahr. Unzählige Male wird seit den apostolischen Zeiten die Kirche verglichen mit der Arche Noas, welche die Insassen vor dem Tode der Sintflut rettete und dem Schifflein des Petrus, in das der Herr stieg, um das Volk zu belehren.

Selbst die Ziegeln, welche das Dach bedecken und so das ganze Gebäude schützen, haben eine sinnbildliche Bedeutung; sie sind die Krieger und Fürsten, welche die Kirche gegen ihre Feinde zu beschützen die Pflicht haben.

Im Hinblick auf die Worte unseres göttlichen Heilandes: „Ich bin die Türe; wenn durch mich jemand hineingeht, wird er gerettet werden“ (Joh. 10. 9) und „niemand kommt zum Vater, wenn nicht durch mich“ (Joh. 14. 6) stellt die Türe, das Portal, das den Eintritt in das Heiligtum vermittelt, Christum selbst dar,

der den Gläubigen den Weg zum Heiligtum des Glaubens zeigt. Die mittelalterlichen Baukünstler machten die Kirchentüren meist eng, weil der Weg schmal und die Pforte enge ist, die zum Himmel führt; die zahlreich auftretenden zweiteiligen Türen erinnern an die beiden Testamente. Da die Türe Christus bedeutet, pflegte man auch die Türen mit großer Pracht auszustatten und mit Bildwerken aus dem alten und neuen Testamente zu schmücken; solche Türen aus Metallguß oder Schnitzwerk finden wir noch häufig an den deutschen Domkirchen.

In der Nähe der Türe befindet sich ein Weihwasserbecken; der Christ besprengt sich mit dem geweihten Wasser aus demselben und wird so zur inneren Reinigung und Heiligung gemahnt. „Besprenge mich mit Hysop und ich werde gereinigt werden".

Auch die Kirchenfenster, die das Tageslicht einlassen, versinnbilden die Klarheit und Wärme des Sonnenlichtes der göttlichen Gnade, die sich in die Seelen der Gläubigen senken möge und die nach innen sich ausweitenden Fensteröffnungen verdeutlichen die 5 Sinne, die nach außen eng sein sollen, um keinerlei Eitelkeit Raum zu gewähren, nach innen aber weit, um ungehindert die geistigen Güter aufnehmen zu können (Durandus). Hohe farbige Glasfenster stellen den Gläubigen die Farbenpracht des himmlischen Jerusalems vor Augen.

Der Fußboden in der Kirche veranschaulicht bald die Grundlage des Glaubens, bald in der geistigen Kirche die Armen im Herrn, die durch ihre Selbstverdemütigung dem Pflaster gleichen, (es klebte meine Seele am Boden (Ps. 118. 25), bald endlich das Volk, durch dessen Mühen die Kirche gestützt wird. (Sauer's Symbolik).

Von jeher war man bestrebt; das Haus des Königs der Könige möglichst prachtvoll auszustatten und so wandte man dem Fußboden und seiner Belegung immer besondere Aufmerksamkeit zu. Daher verziert man ihn mit bunten Steinen, mehrfarbigen Platten mit den verschiedensten

geometrischen Figuren, mit eingelegten Arbeiten von Blumen und auch Tieren mosaikartig. Kreuze, Heiligenfiguren, Engel oder Symbole, die auf ein hl. Geheimnis oder Gnadenmittel hindeuten, sollen jedoch als Bodenbelag nicht Verwendung finden, „um das Heilige nicht mit Füßen zu treten." Aus diesem Grunde ist die Ausschmückung des Bodens unseres Chores eine verfehlte, weil das Muster in den Mettlacher Plättchen das Kreuz trägt.

Die Pfeiler und Säulen, die Sinnbilder der tragenden Kraft, stellen die Apostel, die Evangelisten, die Bischöfe und Lehrer der Kirche dar, die den Tempel Gottes durch ihre Lehre geistig tragen und stützen.

Welche Bedeutung und Aufgabe die in dem Schiffe der Kirche aufgestellten Kanzeln haben, ist wohlbekannt. Ursprünglich predigte in den nicht allzugroßen Versammlungsräumen der ersten christlichen Jahrhunderte der Bischof von seinem Sitze (cathedra) aus. Später, als die Kirchen an Größe zunahmen, erfolgte die Predigt von dem Ambo her; das war ein anf mehreren Stufen aufgestelltes Lesepult an den Cancellen oder den Schranken (Gitter), die das Schiff der Kirche von dem Chore trennten. In manchen Kirchen befanden sich zwei solcher Lesepulte, wie z. B. in der Kirche S. Clemente in Rom; in diesem Falle wurde auf dem zur Rechten die Epistel, auf dem zur Linken das Evangelium gesungen.

Ist in der sogenannten Katechumenenmesse die Epistel verlesen, die den alten Bund versinnbildet und den Vorläufer Johannes, der dem Herrn des neuen Bundes die Wege bereitete, dann schreitet der Vorleser die Stufen hinab, um sich zum Altare zurückzubegeben; der Gesang, der unterdessen ausgeführt wird, heißt daher Stufengesang oder Graduale. An ihn schließt sich sodann die Verlesung des Evangeliums; das Meßbuch wird auf die andere Seite getragen unter anderen Gründen auch darum, weil die Epistelseite den alten Bund oder das jüdische Volk versinnbildet, das einst das auserwählte war; aber

das Evangelium wandte sich von ihm weg; es wurde von ihm genommen wegen seiner Ungläubigkeit und den Heiden verkündet (Matth. XXI. 43).

Die mittelalterliche Kunstfertigkeit stellte die das Chor abschließenden Schranken vielfach in kunstvoll durchbrochenen architektonischen Formen her, so daß sie einer auf Säulen stehenden Brücke ähnlich sahen, die man mittels einer Treppe an der Seite erstieg. Ein solcher Einbau zwischen Chor und Schiff hieß Lettner (Verstümmlung des Worts lectorium = Lesepult); er trug vielfach einen kleinen Altar. Die Pfarrkirche zum hl. Valentin in Kiedrich besitzt einen solchen Lettner. Unser jetziger Predigtstuhl oder die Kanzel verdankt ihren Ursprung den Bettelorden; daher finden wir in den vor dem 13. Jahrhunderte erbauten Kirchen keine Kanzeln. Die Bettelorden sind der Orden des hl. Franziskus (1210 bestätigt) und des hl. Dominikus (1216 bestätigt). Seit dieser Zeit haben wir Kanzeln in der uns bekannten Form auf der Evangelienseite unserer Kirchen, entweder an der Wand, oder an einem Pfeiler. Maßgebend für den Ort der Aufstellung der Kanzel ist der Umstand, daß der Prediger möglichst nach allen Seiten hin von der Gemeinde gesehen und gehört werden kann und daß auch den akustischen Verhältnissen des Baues Rechnung getragen wird. Im Schiffe und nicht im Chore findet die Kanzel ihre geeignete Stelle, weil die Predigt in Beziehung zum hl. Meßopfer erst eine vorbereitende Tätigkeit ist, auf der Evangelienseite, weil die Predigt eine Verkündigung des Evangeliums ist. Daß der Bau der Kanzel mit der Architektur des ganzen Kirchenbaues übereinstimmen muß, bedarf keiner Erklärung; ebensowenig bedürfen der näheren Erörterung die bildlichen Darstellungen, die man vielfach an der Kanzel oder an dem Schalldeckel über ihr wahrnimmt; z. B. die Taube, das Symbol des hl. Geistes, der gute Hirte, der ein Schäfchen auf seinen Schultern trägt, die vier Evangelisten, die vier lateinischen Kirchenväter, die Bergpredigt, das Kreuz, der Anker, das Herz (die Symbole

des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe). Als Kanzelträger dienen zuweilen auch Tiergestalten, z. B. der Löwe als Sinnbild der Glaubenskraft oder der Hirsch als Sinnbild des Durstes nach dem Worte Gottes.

Da die Kirche der eigentliche Ort zur Spendung der hl. Sakramente ist, so treffen wir in ihr auch die sog. Beichtstühle an. Sie sind die Richterstühle der göttlichen Barmherzigkeit, die Zufluchtsstätte der Sünder, Orte der Sündenvergebung, an denen Ruhe und Friede, Trost und Erquickung dem reuigen Herzen zufließen. In der alten Kirche wurde das öffentliche Sündenbekenntnis an dem Chorgitter oder den Chorschranken verrichtet und von da aus auch die Lossprechung erteilt. Die Privat- oder geheime Beichte geschah, wenigstens für die Männer, in der Nähe des Altars, indem sich der Beichtende vor oder neben den auf einem Sessel sitzenden Priester kniete. Die Frauen, denen der Eingang in das Presbyterium (Chorraum) nicht gestattet war, beichteten an den Chorschranken (Cancellen).

Erst gegen das 13. Jahrhundert verlor sich dieser Gebrauch; man stellte an einer überall sichtbaren Stelle Beichtstühle auf, die an der Seite ein kleines Gitter hatten. Beichtstühle in Form von Häuschen, wie sie jetzt üblich sind, kamen erst seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts auf und werden in Seitennischen oder in offengelegenen Seitenkapellen aufgestellt und tragen als bedeutsamen Schmuck vielfach Bildnisse des Heilandes am Kreuze, der büßenden Magdalena, des weinenden Petrus, des verlorenen Sohnes 2c.

Was die Kirchenstühle betrifft, so hatte ursprünglich der Bischof seinen erhöhten Sitz an der hinteren Schlußmauer im Chore und zwar hinter dem Altare; die Sitze der Priester standen auf beiden Seiten (Chorstühle) Als man später den Altar mehr nach der Schlußwand des Chores hinaufrückte, wurde der Sitz des Bischofs auf der Chorseite und zwar, um seine Würde anzudeuten, auf

der Evangelienseite und unter einem Baldachine angebracht. Das Volk kniete meistens auf dem Boden. Die bequemere Einrichtung unserer zum Sitzen und Knien zugleich eingerichteten Kirchenstühle gehört erst der späteren Zeit an. Die neuere in Italien und Frankreich herrschende Sitte, statt der feststehenden Kirchenstühle kleine, wandernde Stühle einzuführen, entspricht nicht der Würde und Schönheit des Gotteshauses, namentlich, wenn diese nur für einen Mietspreis abgegeben werden.

Das Vermieten feststehender Kirchenstühle an einzelne Personen oder Familien, wie es in Amerika Brauch ist, führt leicht zu Unzuträglichkeiten.

Die Kirchenstühle sollen eine dem Stile der Kirche entsprechende, schöne Form haben und bequem sein. Stühle, bei denen die Kniebretter sich zu enge an den Vorderstuhl anlehnen, sind unpraktisch und oft wahre Marterbretter.

Weiterhin weisen wir noch hin auf den Taufstein, den wir in jeder Pfarrkirche finden, den aber die altchristliche Kirche in der heutigen Form nicht kannte. So lange in den ersten christlichen Jahrhunderten die Christenverfolgungen dauerten und es keine bleibenden, religiösen Versammlungsorte der Gläubigen gab, wurde die hl. Taufe in den Häusern, Kerkern, an den Ufern der Flüsse und mit besonderem Verlangen im Jordanflusse, in dem auch Christi Taufe stattfand, gespendet. Nachdem im Jahre 313 durch Kaiser Constantin den Christen freie Religionsübung zugestanden war, baute man, vorwiegend an den Bischofssitzen, sogen. Baptisterien oder Taufkirchen, die dem hl. Johannes dem Täufer gewidmet waren. Sie enthielten eine muldenartige Vertiefung mit Wasser gefüllt, zu der man auf Treppenstufen hinabstieg, weil die Taufe damals noch durch dreimaliges Untertauchen gespendet wurde. Der Grund, weshalb diese Taufkirchen außerhalb der Hauptkirche errichtet und nicht, wie später in dieselben eingefügt wurden, liegt in der Anschauung der Kirche über das Wesen der Taufe. Die Taufe ist die Pforte, durch welche die Außen-

stehenden in das Innere der Kirche, in das Heiligtum, eingeführt werden, um wirkliche Glieder am geheimnisvollen (mystischen) Leibe Christi zu werden. Auch forderte die Rücksicht auf den Anstand einen abgesonderten Ort, der auch anderseits ausreichend groß sein mußte, da nur zweimal im Jahre, nämlich in der Oster- und Pfingstvigil, das Sakrament gespendet wurde Der regelmäßige Standort der Baptisterien war die Nordseite der Hauptkirche; denn der Norden sinnbildet das Reich der Finsternis, dem die Täuflinge und Katechumenen noch angehörten. Um zur Taufe zu gelangen, machte der erwachsene Nichtchrist eine ziemlich lange Vorbereitungszeit durch. Zunächst mußte er sich in die Listen eintragen lassen (hierdurch entstanden von selbst die Geburts- und Sterberegister an jeder Kirche). Sodann wurde er einem Geistlichen zum mündlichen Unterrichte überwiesen, der sich nur auf das Notwendigste beschränkte und die geheimnisvollen Lehren von den Sakramenten, der hl. Dreifaltigkeit 2c. ausschloß. Die so mündlich Unterrichteten hießen Katechumenen und ihr Lehrer Katechet. Drei Stufen mußten sie durchlaufen. Auf der ersten Stufe hießen sie die Hörenden, indem sie die Vorträge anhörten; auf der zweiten die Knieenden, weil sie knieend mit gebeugtem Haupte den Segen des Bischofs erhielten; sie nahmen auch an bestimmten Gebeten teil; auf der dritten Stufe trugen sie den Namen Verlangende oder Auserwählte; sie mußten verschiedene Uebungen in Werken der Buße und Frömmigkeit mitmachen, so Gebete zu Gott um Sündenvergebung, zuweilen öffentliches Sündenbekenntnis, Fasten, Wachen, Almosen geben 2c. auch wurden sie eingehend über das Sakrament der Taufe unterrichtet, lernten das Glaubensbekenntnis und das Gebet des Herrn. Der hl. Messe wohnten sie bis nach der Predigt am Schlusse des Evangeliums (Katechumenenmesse) bei und wurden dann mit einem Segensspruche entlassen. Nachdem sie so unterrichtet und sorgfältig geprüft waren, traten sie durch den Empfang der Taufe in die Kirche ein.

Als Neugetaufte (Neophyten) erhielten sie sodann den Unterricht in allen Glaubenswahrheiten des Christentums. Acht Tage trugen sie das weiße Taufkleid, wohnten in demselben der hl. Messe bei und empfingen das hl. Abendmahl (Weißer Sonntag).

Mit dem Schwinden des Heidentums hörte das Katechumenat von selbst auf; es wurden die Kinder bald nach der Geburt getauft, und darum begannen naturgemäß die Einzeltaufen der Kinder zu allen Jahres- und Tageszeiten; damit fiel auch das Bedürfnis nach Taufkirchen weg. Daher verlegte man die Taufkapellen in die Kirche und wies dem Taufstein in der Nähe der Haupttüre an der Westseite meist in einer Vorhalle, oder auch gleich links, seinen Platz an. Hier an dem Taufsteine, in dem das Taufwasser, wohl verschlossen mit einem passenden Deckel, aufbewahrt wird, sollen die Kinder getauft werden.

„Da es für Kinder einen anderen Weg, das Heil zu erlangen, als die Taufe nicht gibt, so sieht man leicht ein, welch' schwere Schuld jene auf sich laden, welche sie der Gnade des Sakramentes länger, als es nötig ist, entbehren lassen, zumal ihnen wegen ihrer Schwäche fast zahllose Lebensgefahren drohen" (catechismus romanus n. 34). Ordentlicher Weise soll die Taufe nicht über drei Tage verschoben werden, ja, da selten jede Gefahr fern ist, auch nicht so lange ohne gewichtige Ursache.

In Privathäusern darf, den Notfall ausgenommen (Kranheit oder Todesgefahr des Kindes), niemand getauft werden, außer den Kindern von Königen und Fürsten, wenn es nur in ihren Kapellen oder Oratorien geschieht und mit dem geweihten Taufwasser.

Der Taufstein selbst soll aus Marmor oder aus einer anderen nicht porösen Steinart verfertigt und mit einem gut anliegenden Deckel verschlossen sein, der das Bild des hl. Johannes des Täufers oder die Darstellung der Taufe Jesu im Jordan trägt.

Eine besondere Zierde des Gotteshauses zumal bei Festzeiten bilden die Fahnen, die auch den feierlichen Prozessionen, bei denen sie getragen werden, einen besonders festlichen Charakter verleihen. An einer Fahnenstange hängt in Kreuzform eine Querstange und an dieser herab ein viereckiges Tuch, das meist unten in drei Teile (sie sollen die Dreifaltigkeit versinnbilden) aufgeschlitzt und mit religiösen Bildern oder Monogrammen in Malerei oder Stickerei kunstvoll belebt ist. Wann derartige Fahnen in den kirchlichen Gebrauch kamen, ist nicht festzusetzen; sicher war die Fahne (das Labarum), die Kaiser Constantin in Kreuzform, geziert mit dem Monogramm Christi (☧), herstellen ließ, auf den kirchlichen Gebrauch derselben von Einfluß. Die sogen. Standarten, bei denen das viereckige Fahnentuch direkt an die Fahnenstange befestigt wird, kamen 820 durch Kaiser Leo von Byzanz zur Einführung und wurden, namentlich von Bruderschaften und Congregationen bei Prozessionen getragen. Die Bedeutung der Fahnen ist bekannt Das Leben der Christen hier auf Erden ist ein Kampf. Wie das Kreuz, so erinnern auch die Fahnen als Symbole des Kampfes, des Sieges und des Triumphes Christi und seiner Kirche an diesen Streit, an das Zeichen, unter welchem wir kämpfen, an den Führer, zu welchem wir im Leben und Tod unerschütterlich halten sollen, an den Sieg, welcher den treuen Streitern gesichert ist, an den Lohn, welcher ihrer wartet.

In Anschlusse an diese Bedeutung sehen wir daher vielfach das Osterlamm und Christus, den Auferstandenen, auf Kirchenbildern oder in figürlicher Darstellung eine Fahne als Siegeszeichen tragend. Als Fahnenträger der himmlischen Heerscharen treten in der kirchlichen Kunst auch die Engel auf. Heilige Fürsten werden zum Zeichen ihrer Herrscherwürde, besonders wenn sie auch als Krieger ausgezeichnet waren, mit Fahnen, die ihr Wappen tragen, abgebildet, so z. B. der hl. Ludwig von Frankreich, der hl. Leopold von Oesterreich, der hl. Erich von Schweden. Der hl. Johannes

der Täufer trägt häufig einen in ein Kreuz endigenden Stab, um den ein flaggenartiges Band mit der Inschrift: Ecce agnus Dei (siehe das Lamm Gottes) geschlungen ist, als ein Symbol des Eifers, mit welchem er die Juden zu der Armee anzuwerben bemüht war (siehe die Statue des hl. Johannes am Taufstein in unserer Kirche). Die Fahne ist auch vielfach Attribut der ritterlichen Heiligen; der hl. Georg, der Drachenbesieger, trägt eine weiße Fahne mit rotem Kreuz; ähnlich der hl. Johannes Capistranus, der die christlichen Soldaten zum Kampfe gegen die Türken begeisterte, die hl. Ritter der thebaischen Legion (Mauritius, Ursus, Viktorin, Venantius, Benignus 2c.

Von zahlreichen Gläubigen bei Prozessionen begleitet, ist die Fahne in dieser Hinsicht ein getreues Sinnbild und Abzeichen über Tod und Leben, dem ungezählte Scharen von Heiligen folgen.

Es dürfte hier am Platze sein, über die Symbolik der Farben, welche die Kirche bei ihrer Liturgie anwendet, einige Winke zu geben.

Nicht bloß bei den gebildeten, sondern auch bei den kulturell tief stehenden Völkern finden wir eine gewisse Farbensymbolik. Man erfaßt eben die Farbe als das Symbol des Gedankens, als den Ausdruck irgend eines Gefühles oder einer Gemütsstimmung. Die Farbe ist der Name einer gewissen sinnlichen Empfindung, welche die von einem bestimmten Gegenstande ausgehenden Lichtstrahlen im Auge hervorbringen und demgemäß im inneren Sinne eine entsprechende Seelenempfindung hervorrufen. Wie im gewöhnlichen Leben aus dem Wechsel der Farben Leid oder Freud ersehen werden kann, benutzt auch die Kirche die Farben und ihre Bedeutung, um ihre Gemütsstimmungen uns mitzuteilen und dadurch ähnliche Stimmungen in uns hervorzurufen; für sie sind die Farben der Ausdruck der Wirkungen des göttlichen Lichtes und der Gegenwirkung seitens der Geschöpfe.

Mit der allmählichen Entwicklung der gottesdienstlichen Verrichtungen (Liturgie) wurden auch die Farben und ihre sinnbildliche Sprache herangezogen und festgelegt. Während der alte Bund vier Farben bei der Kleidung der jüdischen Priesterschaft benutzte, nämlich den königlichen Purpur der priesterlichen Macht, den feuerfarbenen Scharlach der Lehre, die leuchten und brennen soll, das Weiß der Unbeflecktheit und das Gelb des guten Gewissens, hat die neutestamentliche Kirche, fünf Farben bestimmt, um ihr Empfinden kund zu tun; es sind dieses die weiße, rote, grüne, violette und schwarze Farbe; diese wendet sie an bei den Paramenten des Altars, des zelebrierenden Priesters, der Meßdiener, der Vorhänge, Teppiche, Decken rc. Alle übrigen Farben, besonders gelb, blau, himmelblau rc. sind vom kirchlichen Gebrauche ausgeschlossen.

1. Die weiße Farbe. Weiß oder Licht ist im christlichen Sinne die Farbe der Unbeflecktheit und Makellosigkeit. Nach der hl. Schrift erschienen die Engel bei der Auferstehung und der Himmelfahrt, Christus selbst bei der Verklärung und alle jene Heiligen „die dem Lamme folgen“, in weißen Gewändern. Daher schmückt sich die Kirche mit weißen Gewändern an allen Festen des Herrn, als des in der Zeit erschienenen Lichtes und Lebens, an den Festen Unserer lieben Frau, welche das Licht zur Welt geboren, welche eine unbefleckte Jungfrau vor, in und nach der Geburt war und von der es im Hohenliede vorbildlich heißt: „Wer ist die, welche hervorkommt, wie die aufsteigende Morgenröte, schön wie der Mond, auserkoren wie die Sonne“; an den Festen der Engel, der lichtbekleideten Boten Gottes, der Bekenner und Jungfrauen und am Kirchweihfeste.

Da das allerheil. Sakrament das Leben, der Trost und die Freude der Kirche und eine unermeßliche Quelle des Lebens, des Trostes und der Freude ist für alle, so bedient sich die Kirche der weißen Farbe bei allen Paramenten, welche mit der hl. Eucharistie in Verbindung

treten, z. B. bei der hl. Messe, beim sakramentalen Segen oder bei Prozessionen mit dem Allerheiligsten, bei dem Baldachin („Himmel"), dem Antependium des Altars, dem Ciborium-Mäntelchen, der Stola, der Bursa, dem Pluviale (Chormantel) und der inneren Auskleidung des Tabernakels. Allerdings kann die weiße Farbe durch Gold oder die Goldfarbe ersetzt werden. Die weiße Farbe fehlt nie, auch wenn der Priester andersfarbene Paramente trägt; die Kleidung, die den ganzen Körper bedeckt, ist immer weiße Leinwand.

2. Die rote Farbe. Diese ist vorgeschrieben für Pfingsten, für die Apostelfeste, ausgenommen das Fest des hl. Johannes, des Lieblingsjüngers Jesu, da er eines natürlichen Todes starb, für die Märtyrerfeste und für die Feste, welche mit dem Leiden oder dem Kreuze des Herrn, mit den Werkzeugen der Passion oder mit der Verehrung der hl. Reliquien in Verbindung stehen Somit trägt sie, gleich der weißen Farbe einen festlichen Charakter. Wie angemessen erscheint sie also am Pfingstfeste, wo der hl. Geist in der alles überwältigenden Sturmeskraft und im Symbol leuchtender Feuerzungen über die Apostel kam und sie geistig durchglühte! Die Gewalt der siegenden Liebe Christi verkündet das Rot der Passions- und Kreuzesfeste sowie der Märtyrerfeste. Ihr rotes Blut haben die hl. Blutzeugen in ihrer reinen Gottesliebe dahingegeben; gesiegt haben sie in dem Momente, als sie unterlagen und ihre Feinde den Leib töteten und die dabei dennoch die unbesiegbare Gewalt des Geistes anerkennen mußten. Rot ist daher bei ihnen, wie bei allen Völkern, die Farbe des Sieges, des Triumphes, der Herrschaft und der Gewalt gewesen. Gehört ein Heiliger zu den Jungfrauen und zu den Märtyrern zugleich, so hat nach kirchlicher und damit auch nach künstlerischer Anschauung der Märtyrer den Vorzug mit der roten Farbe; denn „eine größere Liebe hat niemand, als daß er sein Leben einsetze für seine Feinde". (Joh. XV, 13).

3. Die grüne Farbe. Grün ist die Lieblingsfarbe des menschlichen Auges, die Farbe des Frühlings, der aufkeimenden Saaten, der knospenden Blumen, das Feierkleid der werdenden und wachsenden Natur, das Bild der Hoffnung, des Entgegenstrebens zu einem besseren und vollkommeneren Zustande, nämlich zur Vollendung und Reife. In diesem Stande aber befindet sich die Kirche Gottes auf Erden; ihre Kinder entwickeln sich und wachsen entgegen der Vollendung und der „völligen Befreiung von der Dienstbarkeit der Verderbtheit zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“ (Röm. 8. 21). Daher ist diese Farbe für das ganze Kirchenjahr, wenn nicht Festtage oder Bußtage (Advent- und Fastenzeit) gefeiert werden, vorgeschrieben; sie tritt, da nun fast an jedem Tage ein Heiligenfest gefeiert wird, meistens nur auf in der Zeit nach Epiphanie bis Septuagesima und von Pfingsten bis Advent.

4. Die violette Farbe. Bescheidenheit, Demut und besonders der Geist der Buße und Abtötung sollen durch die violette Farbe geweckt werden; daher trägt die Kirche zur Zeit des Advents als der Zeit der sehnsüchtigen Erwartung und der bußfertigen Vorbereitung auf die Ankunft des Erlösers diese Farbe; ebenso in der zweiten Bußzeit von Septuagesima an als der Zeit der Vorbereitung zur geistigen Auferstehung während der Fastenzeit. Vorgeschrieben ist diese Farbe weiterhin an den Quatember — und Vigilfasten, an den Bitttagen, bei manchen Segnungen (Weihwasser) und Weihungen, überhaupt bei allen gottesdienstlichen Akten, welche die Entsündigung der Kreatur zum Ziele haben (Bußsakrament), oder bei welchen gläubige Sehnsucht nach göttlicher Hilfe und Gnade (Bittprozessionen) oder bußfertige Zerknirschung die vorherrschende Grundstimmung sein soll. Auch das Fest der unschuldigen Kinder wird in dieser Farbe begangen; denn es klagt und weint die Kirche mit den Müttern von Bethlehem. Die Worte bei Matth. II, 18: „Eine Stimme in Rama ward gehört, Weinen und viel Klage; Rachel beweint ihre Kinder und

läßt sich nicht trösten, weil sie nicht mehr sind" gelten für die Kirche immer noch; am Oktavtage dieses Festes schaut sie weniger auf die grausame Ermordung der unschuldigen Kleinen, als vielmehr auf die Herrlichkeit, deren sich diese Erstlinge der Blutzeugen am Throne des Lammes erfreuen und trägt deshalb die rote Farbe.

5. Die schwarze Farbe. Schwarz ist der Mangel des Lichtes, also die Farbe der natürlichen und geistigen sowie der unterirdischen Finsternis. Schwarz ist das Kleid der Trauer um die Verstorbenen; also werden die Begräbnisse und Totenämter für die Erwachsenen in dieser Farbe gehalten. Kinder, die vor dem Gebrauche ihrer Vernunft starben, werden jedoch in weißer Farbe eingesegnet und beerdigt, weil ihre unschuldigen Seelen bereits in die ewigen Freuden eingegangen sind. Aus demselben Grunde werden die Todestage der Heiligen nicht in schwarzer Farbe gefeiert, weil ja diese Tage ihre Geburtstage für die ewige Herrlichkeit sind.

Am Karfreitage erscheint der Priester jedoch in schwarzen Gewändern am Altare; es soll das Leid über jenen grauenhaften Gottesmord, der den Erlöser ans Kreuz schlug, es soll die Trauer um die Sündenmenge der ganzen Welt, es soll der Schmerz des mitfühlenden Menschen mit dem Leiden des Gottmenschen in den Vordergrund des christlichen Bewußtseins gestellt werden; auch soll damit angedeutet werden die Verfinsterung der Natur, das Erlöschen des Lebenslichtes in dem Schöpfer des Lebens und die bange, tiefe Trauer der schwachen Jünger, von denen in der schwersten Stunde ihres Herrn und Meisters keiner dem Lichte Zeugnis gab."

Auch unter sich stehen die liturgischen Farben in bedeutungsvollem Zusammenhange als Ausdruck der Aufgabe der Kirche und des Stufenganges im geistigen Leben. In der Kirche hebt die Sonne der Gerechtigkeit den Menschen aus der Nacht der Sünde (schwarz) empor zur Erkenntnis seiner Schuld, führt ihn zur demütigen Reue (violett),

erweckt in ihm die Hoffnung auf Vergebung (grün), leitet ihn zur wirklichen Entsündigung durch Christi Blut im hl. Geiste (rot) und zieht ihn endlich durch die Bande der Liebe zur Herrlichkeit der Kinder Gottes (weiß). (Pastoral von Amberger).

Hier darf auch wohl der Grund angeführt werden, warum die Geistlichen eine schwarze Kleidung tragen. Es geschieht dies zum Unterschiede zur weißen, glänzenden Farbe, die sie beim Gottesdienste tragen; hierbei erscheinen sie als Stellvertreter Christi, sie verkünden sein hl. Wort und Evangelium, sie feiern das hochheilige Geheimnis des Altars im hl. Meßopfer, sie leiten den Gläubigen durch die Sakramente den Strom der Gnaden in ihre Herzen; dagegen im gewöhnlichen Leben tragen sie ein Gewand in der Trauerfarbe, indem sie den Fall und die Sünden der Menschen beklagen und mitten in dem Getriebe und Getöse der Welt und der Erdendinge den Tod verkünden sollen, der einmal allem ein Ende machen wird. Nur der Papst trägt nach römischem Herkommen ein weißes Kleid (Soutane) und bei den Funktionen nie eine andere Farbe der priesterlichen Gewänder, als die weiße oder rote; so betet er am Allerseelentag die Gebete (absolutio) über die Tumba im roten Chormantel, während der funktionierende Kardinal und die Diakonen schwarze Gewänder tragen.

Das Priesterkleid der Kardinäle zeigt purpurrote Farbe zum Zeichen ihrer steten Bereitwilligkeit, für Christus und seine Kirche ihr rotes Blut zu vergießen; auch tragen sie einen roten, breitkrämpigen, mit 15 Flocken gezierten Hut; er wird ihnen in feierlicher unter dem Vorsitze des Papstes gehaltener Versammlung der Kardinäle (Konsistorium) überreicht und soll sie ebenfalls mahnen, für die Rechte der von ihnen regierten Kirche eventuell ihren Kopf einzusetzen.

Die Bischöfe tragen violette Soutanen und haben, wie wir das bei Gelegenheit der Ausspendung der hl. Firmung beobachten, noch mancherlei andere Auszeichnungen. Bei seinen kirchlichen Funktionen trägt der Bischof auf dem

Haupte die Mitra, auch Inful genannt, eine hutähnliche Kopfbedeckung mit zwei Spitzen zur Erinnerung an die zwei Testamente, die sich gegenseitig ergänzen und bestätigen als Vorbild und Erfüllung, als Andeutung und Vollendung.

Aus der Mitra fließen zwei Bänder oder Borden auf den Rücken herab; sie sinnbilden den Buchstaben und den Geist des Gesetzes, das der Bischof predigen und nötigenfalls als Blutzeuge verteidigen soll.

Die Handschuhe, die er trägt, sind nicht Modeschmuck, sondern vielbedeutende, ernste Mahner, daß die Linke nicht wisse, was die Rechte gutes tut; ferner, daß es sich für den Opferer gezieme, reine Hände zum Herrn zu erheben.

An sein Verlobtsein mit der Kirche, der er vorsteht, mahnt ihn der Ring, den er trägt und an die Pflichten, welche aus der Treue entspringen. Reicht der Bischof jemanden, z. B. bei einer Audienz, die Hand, so soll man dieselbe nicht drücken oder schütteln, wie es im gewöhnlichen Leben Sitte ist, sondern sie ehrerbietig an den Mund führen und den Ring küssen. Auch trägt der Bischof in der Hand einen Stab, dessen Spitze gekrümmt und vielfach kostbar und künstlerisch geziert ist; er ist das Zeichen der vollen Bischöflichen Gewalt. In seiner eigenen Diözese trägt ihn der Bischof so, daß die Krümmung nach vorn gerichtet ist; damit ist ausgedrückt, daß ihm in dem Bistume die bischöfliche Gewalt zustehe; in einer fremden Diözese stellt er die Krümmung nach hinten, weil er hier keine Rechte hat. Der Stab ist also oben gekrümmt — der Bischof soll die Verirrten zur Herde Christi zurückziehen — in der Mitte gerade — er soll den geraden Weg der Wahrheit gehen — unten spitz — er soll die Gleichgültigen strafend und aufstachelnd ermuntern. Auf seiner Brust trägt endlich der Bischof an einer goldenen Kette ein Kreuz (Pektorale), das ihn immer daran erinnert, daß auch sein Amt eine Bürde ist, reich an Mühen, Ent-

täuschungen und Pflichten, die er im Hinblicke auf den Gekreuzigten freudig auf sich nehmen und willig tragen soll.

Es ist Sitte, daß die Katholiken, wenn sie dem Bischofe auf der Straße begegnen, z. B. bei Gelegenheit der hl. Firmung, wenn er abgeholt wird, oder wenn er sich sonst auf den Straßen zeigt, niederknieen; der Bischof erkennt daran, daß sie seine Diözesanen sind und erteilt ihnen dann den Bischöflichen Segen.

Geistliche, welche vom Papste in Rom einen Titel (z. B. „Monsignore“ oder „Prälat“) erhalten haben, tragen ein violettes Collar (Halsbinde) und je nach dem Range auch ein violettes Gewand und ebensolche Handschuhe und Strümpfe.

Das Kreuz und seine Bedeutung.

Weil das Kreuz und die Kreuzesform in allem, was das Christentum bietet, so vielfach Anwendung findet, so soll hier noch einiges über die Bedeutung des Kreuzes hervorgehoben werden. War die Kreuzesstrafe bei Heiden und Juden ein Akt der höchsten Grausamkeit, Beschimpfung und Verfluchung („Verflucht jeder, der am Kreuze hängt.“ Gal. 3. 13), die entehrende Strafe der Sklaven, so gab der Umstand, daß unser Heiland Jesus Christus bei seinem Erlösungswerke den Kreuzestod wählte, daß also das Kreuz der Opferaltar des Erlösers auf Golgatha wurde, dem Kreuze und dem Kreuzestode eine entgegengesetzte Bedeutung. Am Kreuze erhöht, schwebte der Gottmensch und Weltheiland zwischen Himmel und Erde, von der Erde emporgehoben, um „alles an sich zu ziehen“, unsägliche äußere Schmerzen und innere Qualen erduldend, aber eben dadurch dem himmlischen Vater sich opfernd und den Himmel mit der Erde versöhnend. Nahe dem Opferaltare des Kreuzes

standen Maria, die schmerzdurchbohrte, in ein Meer von Leiden versenkte Mutter des göttlichen Dulders, sein Lieblingsjünger und einige fromme Frauen. Aus den Wunden der Hände und Füße des Gekreuzigten floß reichlich das Erlöserblut, kostbarer und segenspendender, als die vier Ströme des Paradieses. Ein erschütterndes Schauspiel! Aus dem Tode entsprang das Leben und der, welcher am Holze gesiegt, wird durch das Holz wieder besiegt. Das Kreuz ist der Opferaltar des allerheiligsten Hohenpriesters, der Lehrstuhl der ewigen Wahrheit und der Thron des höchsten Richters. Das Kreuz auf Golgatha ward zum Markstein zwischen der alten und neuen Zeit in Geschichte und im Leben der Völker, zum Mittelpunkt der Welt und Weltgeschichte, zum großen Opferaltar, um den sich alle Völker der Erde scharen. Alle Ehre, Anbetung und Danksagung, welche Gott der Herr von den Menschen seit Adam bis zum Ende der Zeiten erhält, alle Gnade und alles Licht, alle Liebe und alle Herrlichkeit, die den bereits vollendeten Seligen zuteil geworden, alles das ist der Kraft des Opferblutes entquollen, welches vom Holze des Kreuzes auf Calvaria herabgeronnen. Was immer auf Erden wahrhaft zu Gott gebetet und gefleht, ihn gesucht und nach ihm verlangt, von Adam bis zum letzten der Sterblichen auf Erden, alles, was ringt und streitet, was bangt und zagt, was Versöhnung begehrt und Erlösung — alles das liegt vor diesem Altare des Kreuzes auf den Knieen, dem gekreuzigten Hohenpriester und dem mit der Sündenlast der Welt beladenen Opferlamme huldigend, oder ihn, wie der Schächer am Kreuze, vertrauensvoll um ein „Gedenke mein“ bittend.

Hören wir nun zunächst, was uns die Legende über das Kreuz berichtet Zahlreiche Sagen und Lieder ranken sich um den hl. Kreuzesstamm wie grüne Epheuranken, Sagen, die alle, wie verschieden auch ihr Charakter durch nationale Färbung sein mag, im Orient wie im Occident das glaubensinnige Bestreben zeigen, das Werkzeug

unserer Erlösung recht angemessen verherrlichen. Nach einigen soll das Kreuz aus vierfachem Holze gezimmert gewesen sein; doch haben die mikroskopischen Untersuchungen, welche seitens neuerer Gelehrten an verschiedenen Kreuzreliquien vorgenommen wurden, festgestellt, daß dieselben aus Pinien- oder Cedernholz bestehen. Die Legende vom hl. Kreuze ist folgende: Als der Erzvater Abraham tödlich krank geworden, sandte er seinen Sohn Seth an die Pforte des Paradieses, um einige Tropfen des vom Lebensbaume herabträufelnden Oeles der Barmherzigkeit zu erhalten, welches ihn unfehlbar gesund machen würde. Aber der Erzengel Michael gab dem Boten statt des verlangten Wunderheilmittels eine vertröstende Weissagung vom Messias, der nach viertausend und soviel Jahren auf der Erde erscheinen und dann den Vater der Menschheit salben und heilen werde. Jedoch erhielt Seth ein Reis vom Baume des Lebens, und da Adam starb, begrub Seth ihn auf Golgatha, genau an der Stelle, auf der später das Kreuz Christi errichtet wurde. Das Reis aber pflanzte er zu Jerusalem in die Erde, da wuchs es und wurde zu einem großen Baume. Als man in Salomons Tagen für den Tempelbau Holz suchte, ward man auf den merkwürdig schönen Baum aufmerksam und fällte ihn. Wie man ihn aber auch behauen mochte, er wollte zu nichts passen, weshalb ihn die Bauleute ärgerlich in den Schafsteich warfen. Von dort wurde er herausgeholt und zu einem Stege über den Cedronbach verwendet. Als die Königin von Saba kam, um Salomons Herrlichkeit zu schauen, erkannte sie in ihrer Weisheit die Geschichte und Bestimmung des geheimnisvollen Holzes und weigerte sich, dasselbe mit ihren Füßen zu betreten. Der Baumstamm blieb dann bis zur Zeit Christi erhalten und fand endlich Verwendung, um als Opferaltar das Lamm Gottes, die kostbare, lebenspendende Frucht zu tragen (Wetzer und Welte).

Die geschichtliche Darstellung der Kreuzauffindung, zu deren Andenken am 3. Mai in der katholischen Kirche

das Fest Kreuzerfindung gefeiert wird, ist nach dem römischen Breviere folgende: Nachdem Kaiser Constantin die Kraft des hl. Kreuzes, dessen Bildnis ihm erschienen war, im Siege über Maxentius (312) erfahren hatte, wurde seine Mutter Helena im Traumgesichte aufgefordert, die hl. Ueberreste des Kreuzesholzes aufzusuchen. Voll glühender Sehnsucht kam sie mit vielem Gefolge und reichen Schätzen nach Jerusalem, um das Grab des Heilandes und das Werkzeug unserer Erlösung auffindig zu machen. Das Unternehmen war schwierig; nach der zweiten Zerstörung von Jerusalem hatten die Römer die der christlichen Erinnerung geweihten Stätten hoch mit Erde und Schutt überworfen, und Kaiser Hadrian hatte sein Möglichstes getan, um sie vollends unkenntlich zu machen. Die Grabeshöhle war verschüttet und über ihr und auf Golgatha waren der Venus (Göttin der Liebe) und dem Jupiter (höchster heidnischer Gott) Bildsäulen und Tempel errichtet, so daß die Christen, um nicht als Götzendiener zu gelten, nicht mehr dahin gingen. Aber Helena's Eifer schrack vor keinem Opfer zurück. Im Auftrage ihres Sohnes wurde der Tempel abgebrochen, die Götzenbilder entfernt und der Schutt abgetragen. Nach langer, mühsamer Arbeit entdeckte man die Felsengrotte des hl. Grabes und unweit davon in östlicher Richtung drei Kreuze samt Nägeln und der Inschrift, die vom Stamme getrennt lag. Ohne Zweifel mußte eines dieser Kreuze das unseres Erlösers sein; allein man hatte kein sicheres Merkmal, um dasselbe von den Schächerkreuzen zu unterscheiden. Da kam Makarius, Bischof von Jerusalem, nach inbrünstigem Gebete auf den Gedanken, die Kreuze zu einer todkranken Matrone tragen zu lassen. In Gegenwart des Kaisers und einer großen Volksmenge ließ man die Kreuze durch jene Frau berühren. Nach zweien streckte sie umsonst die siechen Hände aus. Kaum aber hatte sie das dritte berührt, als sie plötzlich vollkommen genesen war und von ihrem Lager aufstand. Auch ein Toter soll durch die Kraft des auf ihn niederge-

legten Kreuzes zum Leben erweckt worden sein; so berichtet wenigstens der hl. Paulinus von Nola. Die Nägel und einen Teil des Kreuzes sandte Helena an ihren Sohn nach Konstantinopel. Dieser ließ einen Nagel zu einem Pferdezaum und einen zweiten zu einem Helm verwenden, um im Kriege stets unter dem Schutze des Herrn zu streiten. Den größeren Teil des Kreuzesholzes ließ die Kaiserin in Silber fassen und übergab denselben dem Bischof von Jerusalem zur Aufbewahrung. Nachdem Constantin den Bericht über das Geschehene und die Geschenke von seiner Mutter empfangen hatte, schrieb er an Makarius und gab demselben den Auftrag, über der Stätte des hl. Grabes eine Kirche zu bauen, welche an Pracht alles übertreffe, was bis dahin irgendwo gesehen worden. Auch befahl er den Statthaltern der Provinzen des Orients, alles Kostbare, was dazu dienen könnte, reichlich dorthin zu liefern. Im Jahre 335 wurde in Gegenwart vieler Bischöfe dieses Gotteshaus eingeweiht, und das hl. Kreuz, d. h. der größere, von der hl. Helena in Jerusalem zurückgelassene Teil in derselben niedergelegt. Der Gedenktag an diese Feier (Einweihung und Aufstellung des hl. Kreuzes) wird alljährlich am 14. September als das Fest Kreuzerhöhung gefeiert.

Kaiser Constantin, dem das Kreuz am Himmel als Siegeszeichen erschienen war, hob die Bedrückung und Verfolgung der Christen und auch die Kreuzigung insofern auf, als er den Behörden verbot, fürderhin gerichtlich auf das Kreuz als Todesstrafe zu erkennen. Hatte das Kreuz als Holz des Fluches mit Jesu Tod für seine Anhänger seinen Schrecken und seine Verabscheuungswürdigkeit verloren, war es zum Lebensbaum geworden, den die Apostel und ihre Nachfolger ehrfurchtsvoll begrüßten, so begann es von jetzt an das ganze Kulturleben der christlichen Gesellschaft zu durchdringen. Es schmückte Gewand und Krone der Fürsten, erschien bald auf den Münzen, vertrat die Stelle des Szepters, glänzte auf der Weltkugel in der Hand der Kaiser, fand Aufstellung in den Häusern, Kirchen, auf

den Altären, auf den Türmen, an den Wegen, Straßen, freien Plätzen, auf den Büchern, den Waffen rc. Die Kunst bemächtigte sich alsbald dieses Wahrzeichens des Christentums und stellte anfangs einfache Kreuze, oft von einem Sternenkranz umgeben dar; später, im 6. Jahrhunderte, kam zu dem einfachen, leeren Kreuze die Darstellung mit dem Heilande an demselben (die eigentlichen Cruzifixe). Bis zum 12. Jahrhunderte wurde der Heiland immer als mit 4 Nägeln an das Kreuz geheftet dargestellt, später bloß mit drei Nägeln, wobei die übereinandergeschlagenen Füße mit einem Nagel durchbohrt waren. Weintrauben und Aehren als Schmuck des Kreuzes deuten hin auf das hl. Meßopfer, die unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers; Epheu, der sich um das Kreuz windet, bedeutet die Treue des Glaubens; Rosen, ums Kreuz geschlungen, versinnbilden die Liebe des Gekreuzigten. Die grüne Farbe mancher Kreuze weist hin auf den grünen Lebensbaum, die rote auf das an ihm vergossene, rosenfarbene Blut des Erlösers. Rote Kreuze kommen oft als Ordens- und Wappenzeichen vor, z. B. bei den Templern, weiße bei den Johannitern. Das schwarze Kreuz wählten sich die deutschen Ritter zum Kennzeichen; gelbe Kreuze waren das Kennzeichen der wiederbekehrten Albigenser.

Ursprünglich hielt man es für unziemlich, den Heiland unbekleidet darzustellen; Christus trug daher stets ein langes Gewand. Die heute beliebte Darstellung des Gekreuzigten, der nur mit einem Hüftentuche bekleidet erscheint, führt Menzels Symbolik auf die Franziskaner zurück, deren Lieblingsheilige Brigitta den Heiland am Kreuze in einer Vision nur mit dem Hüfttuche bedeckt erblickte. Damit der entblößte Leib nicht anstößig wirke, legte man in ihn den Ausdruck des höchsten Leidens und bildete ihn nicht selten sogar häßlich in abschreckender Magerkeit und Krümmung seines Leibes oder mit entsetzlichen Wunden ab.

Die mittelalterlichen Künstler liebten es, den Erlöser am Kreuze mit wagrecht ausgestreckten Armen (als wollte

er in seiner Liebe die ganze Menschheit umfassen), nicht leidend, sondern betend und heiter, in einem langen, roten Gewande (Königspurpur) und mit einer edelsteingeschmückten Krone darzustellen: es ist der im Leiden triumphierende Christus; im 17. und 18. Jahrhunderte wählte man lieber die porträtsähnliche Darstellung, Christus als Mann der Schmerzen, die Handnägel näher zusammengerückt, so daß der Körper schwer an ihnen herabhing. Eigentümlich ist die Darstellung des Kreuzes mit den einzelnen Leidenswerkzeugen ohne den Körper Christi; man begegnet ihr vielfach in Franziskanerkirchen und verwendet sie gerne als Missionskreuze. Ein solches Kreuz besitzt auch unsere Kirche zum Andenken an die hl. Mission vom 3.—18. März 1907.

Alttestamentliche Vorbilder des Cruzifixes sind die von Moses aufgestellte eherne Schlange und der Fels, aus dem Moses den durstenden Israeliten das rettende Quellwasser schlug (Hinweis auf die Seitenwunde Christi).

Die Verehrung des hl. Kreuzes (wie auch der anderen Reliquien Christi, Dornenkrone, Nägel rc.) hat ihren Grund in seiner nahen, unmittelbaren Beziehung zum göttlichen Heilande, dessen Glieder es berührten, dessen hl. Blut es überströmte. Diese Verehrung ist selbstverständlich keine Anbetung, wohl aber eine auf den Heiland selbst bezogene Verehrung, die sich in Gebet, Predigt, Poesie, Kunstdarstellungen und symbolischen Handlungen äußert. Auch die Abbildungen des Kreuzes in Malerei und Plastik stellen das anbetungswürdige Erlösungswerk dar, sie repräsentieren dem Auge des Gläubigen den für das Heil der Welt sich opfernden Gottmenschen. Daher genießen sie auch mit Recht die hohe Verehrung des gläubigen Christen; daher erhält das Cruzifix den Ehrenplatz in der Wohnung; daher schreckt auch selbst das roheste Gemüt zurück vor einer Entehrung oder Schändung des Kreuzes.

Auch in der Kirche, beim Gottesdienste, bei der Ausspendung der hl. Sakramente und der Sakramentalien be-

dient sich unsere Liturgie des Kreuzes und des Kreuzzeichens in ausgiebigster Weise. Es sinnbildet den Glauben. Wenn das Evangelium in der hl Messe gelesen wird, bezeichnen sich Priester und Volk, wie bereits beim Beginn der hl. Messe und vor den Gebeten, mit dem Kreuze; sie bekennen ihren Glauben an das Evangelium. Wird das Allerheiligste vorübergetragen, so sinkt der Gläubige auf die Kniee, bekreuzt sich und bekennt damit seinen Glauben.

Das Kreuz ist das Wappenschild der Kirche. Sie zeichnet ihr Eigentum mit dem Kreuze; so jeden Ort, den sie zum liturgischen Gebrauche weiht, jedes Leinen, das sie am Altare verwendet, jedes Gerät, jedes Stück des priesterlichen Ornates.

Das Kreuz ist das Symbol unserer Hoffnung auf unseren Gräbern, des Sieges auf unseren Fahnen, das Symbol der Gnade, indem alle Sakramente und Segenswünsche von diesem Zeichen begleitet sind.

Die liturgische Verehrung des Kreuzes ist eine doppelte: 1) am Karfreitag, wo sie mit der feierlichen Enthüllung unter dem Gesange: Ecce lignum crucis .... „Seht das Holz des Kreuzes" beginnt und 2) die gewöhnliche Verehrung durch Verneigung und Incensation (Beräucherung).

Ist eine Kirche im Besitze einer Kreuzpartikel (kleines Teilchen), so genießt diese vor allen andern Reliquien eine besondere Verehrung und Bevorzugung seitens der Kirche und auch der Gläubigen.

Da auch unsere Kirche in den Besitz eines solchen Heiligtums gelangt ist, (siehe oben unter „Wertsachen"); so möchte ich einen Einwand kurz berühren; der seit der Reformation vielfach erhoben wird, nämlich „die Unerschöpflichkeit der Kreuzreliquien, deren Gesamtheit die Holzmasse zu einem Kriegsschiffe abgeben könne"; das sei ein offenbarer Beweis für katholischen Aberglauben und absichtlichen Betrug. Dem gegenüber hat nun der Gelehrte Rohault de Fleury, der alle namhaften Kreuzpartikel der

ganzen Welt studiert und in einem großen Werke (Mémoire sur les instruments de la passion, Paris 1870) beschrieben hat, aufgrund zuverlässiger Angaben älterer und neuerer Zeit, eine genaue Berechnung der Gesamtmasse aller nachweislich vorhandener Kreuzpartikel angestellt. (Die größte der jetzt existierenden Kreuzpartikeln dürfte die von Notre dame in Brügge (Belgien) sein; die meisten sind verschwindend klein und haben nur 1—2 cbmm Ausdehnung). Er hat nun festgestellt, daß die Summe aller in Berechnung kommenden größeren und kleineren Partikel ungefähr 9—10 Millionen cmm ausmacht. Nun enthält aber ein Kreuz von etwa 3—4 Meter Länge mit einem Querbalken von etwa 2 Meter Länge, bei einer Breite von 12 und einer Dicke von 8 cm nicht weniger als 6000 $\times$ 120 $\times$ 80 oder 57,600000 Kubikmillimeter. Diese Maße sind sicher nicht zu hoch angenommen. Nehmen wir nun an, daß dem forschenden Auge des oben genannten Gelehrten, wie aller anderer Altertumsforscher, die Hälfte aller in den verschiedenen Kirchen und Ortschaften des Erdkreises bewahrten Kreuzpartikeln entgangen seien und die obengenannte Summe aufs doppelte erhöht werden müsse, so ergeben sich erst 18 bis 20 Millionen cmm, während der Inhalt des Kreuzholzes 57 Millionen Millimeter beträgt; mithin macht die Gesamtmasse der bekannten oder vermuteten Kreuzpartikeln bloß ein Drittel vom Holze eines ganzen Kreuzes aus. (cf. Wetzer und Welte).

Im Gottesdienste findet das Kreuz mannigfache Anwendung und zwar 1. als Altarkreuz zwischen zwei oder mehreren Leuchtern mit Wachskerzen. Bezüglich des Christuskörpers wünscht die kirchliche Behörde die Darstellung mit ausgespannten Armen, nicht den Gebrauch des sog. jansenistischen Christus, d. h. jener Form bei welcher die Arme des Heilandes nicht horizontal, alles umspannend, sondern vertikal (senkrecht), die jansenistische Anschauung von der geringen Zahl der Auserwählten bezeichnend, ausgestreckt sind (Dekret der Ritencongregation

vom 14. Juni 1633). — 2. Liturgisch ist ferner der Gebrauch des Prozessionskreuzes, das bei Bittgängen, Prozessionen, Aufzügen des Klerus vorangetragen werden soll und 3. des Brustkreuzes (Pektorale), das aus Edelmetall verfertigt, Kardinäle, Bischöfe, Aebte und Aebtissinnen, niedere Prälaten, vielfach auch die Domherrn zum Zeichen ihrer Würde an grüner, violetter oder schwarzer Schnur oder an goldener Kette auf der Brust tragen. Das Brustkreuz enthält Reliquien oder eine Kreuzpartikel.

Ueber das Kreuz in seiner Verwendung beim Kirchenbau und in der Kirche wurde das Nötige an den betreffenden Stellen hervorgehoben.

Das Kreuz im übertragenen Sinne. In der hl. Schrift, wie auch im kirchlichen Sprachgebrauche dient das Wort „Kreuz" nicht bloß 1. zur Bezeichnung des schimpflichsten Marterwerkzeuges (Holz des Fluches, Pfahl der Schande) oder 2. zur Bezeichnung des Holzes, an dem der Heiland litt und starb, sondern es bedeutet 3. auch soviel als Christi Versöhnungstod und die Predigt davon, „den Juden ein Aergernis, den Heiden eine Torheit, den Gläubigen aber Kraft und Gnade"; ferner 4. alles Schmerzliche, bittere Körper- und Seelenleiden, Prüfungen, Bedrängnis und Trübsal, Heimsuchungen Gottes, „Kelch" des Leidens rc.; endlich 5. das Dulden und Kämpfen, die Selbstüberwindung und Selbstverleugnung, die Nachfolge Christi auf den Calvarienberg. Daher redet man von einer Schule des Kreuzes, einer Wissenschaft des Kreuzes, von einem Kreuze, das uns Gott, oder das uns Menschen auferlegen rc. Die Verpflichtung, dieses Kreuz zu tragen, besteht nach den bekannten Aussprüchen des Evangeliums („der Mensch nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach" rc.) für jeden Christen; es soll ihn prüfen, läutern, bewähren; er soll durch Tragen seines Kreuzes Buße tun, Genugtuung leisten, seine Gottesliebe betätigen, sich Verdienste sammeln. Daher soll das Kreuz, um seinen Zweck, weshalb es auferlegt wird, zu

erreichen, geduldig, ja freudig, mit Mut, Dankbarkeit und treuer Ausdauer getragen werden. Unter dieser Voraussetzung wird dann das Kreuz in seiner Vollendung, als das „Zeichen des Menschensohnes am Himmel" beim letzten Gerichte dem treuen Kreuzträger als das Zeichen seines höchsten Triumphes und seiner Seligkeit entgegenstrahlen.

Die Altäre unserer Pfarrkirche.

Die erhabenste Stätte unseres Gotteshauses, der heilige Mittelpunkt, gleichsam der Brennpunkt der Kirche und des Gottesdienstes, ist der Altar. (Man verstehe unter Altar den sarkophag- oder sargähnlichen Aufbau mit Platte, nicht aber den Altaraufsatz oder die hohe Rückwand auf dem Altare).

Der Altar ist die Opferstätte des neuen Bundes und hatte ursprünglich die Form eines Tisches, nach dem Vorbilde des ersten Altares, jenes hl. Tisches*), an dem der göttliche Heiland selbst das erste hl. Meßopfer darbrachte und jenes altehrwürdigen Altartisches des hl. Petrus, an dem er die hl. Messe las.

Zu Zeiten der Christenverfolgungen dienten als Altäre vielfach die Steinsarkophage der hl. Märtyrer in den Katakomben, ja selbst die Brust eines Märtyrers, wie wir das vom hl. Märtyrer Lucian von Antiochien († 312) wissen, der am Leibe gefesselt und auf dem Rücken liegend, in seinem Kerker am Feste der hl. drei Könige das heilige Opfer darbrachte, nachdem man ihm Brod und Wein auf seine Brust gelegt hatte.

---

*) Zu Rom in der Basilika des hl. Johannes vom Lateran wird über dem Sakramentsaltare ein Teil jener Tischplatte aufbewahrt, an der Christus mit den Aposteln das letzte Abendmahl gefeiert und das allerheiligste Sakrament eingesetzt hat.

Nach diesen beiden Vorbildern (Tisch und Sarg) gestaltete sich die Form unserer Altäre aus, die jetzt vorschriftsmäßig aus dem steinernen Unterbau, der Altarplatte und dem Sepulcrum (= Grab), d. h. jenem Orte bestehen, in den hl. Reliquien eingeschlossen werden. Unser Hochaltar ist ein solch' unbeweglicher Altar, der, wie jeder andere Altar, vom Bischofe geweiht (consekriert) werden mußte. Es gibt aber auch bewegliche (tragbare) Altäre, die man auch Altarsteine nennt; es sind das viereckige Marmorplatten, in denen gleichfalls Reliquien eingeschlossen sind; diese Altarsteine kommen meist bei den Nebenaltären, auf deren Altarplatten sie aufgelegt oder eingelassen werden, zur Verwendung. Das ist der Fall auch bei unseren Nebenaltären. Der Altar liegt als Berg des Opfers Christi auf einem erhöhten Platze; drei Stufen, die an die drei göttlichen Personen erinnern, führen zu dem Altare hinauf. Die Altarplatte wird seit den apostolischen Zeiten mit drei gesegneten Linnentüchern bedeckt, teils wegen der beim hl. Opfer zu beobachtenden Reinlichkeit und damit kleine Splitterchen der hl. Hostie wieder gesammelt werden können oder das etwa verschüttete hl. Blut leichter aufgefaßt werden kann; teils erinnern diese Tücher an die verschiedenen Leinwandtücher, in welche der Leichnam Jesu eingewickelt und dem Grabe übergeben wurde. Nach seiner symbolischen Bedeutung ist der Altar mit dem größten Schatze der Kirche, dem hl. Opfer, Christus, der Gottmensch selbst. Aus dem Charakter des hl. Meßopfers erkennen wir ferner auch leicht, daß der Altar das Grab des Herrn darstellt; endlich stellt der sichtbare Altar, auf dem mit Christus sich auch die Gläubigen aufopfern, ein Bild ihres eigenen Herzens dar. Damit das von der Salbung der Altarplatte noch vielleicht vorhandene Oel nicht in die Leinwanddecken eindringe, liegt direkt auf der Altarplatte noch eine Wachsleinwand — Chrismale — genannt; es schützt zugleich auch die Altartücher vor der Feuchtigkeit des Altarsteins. Außer der Zeit der hl. Messe

hält eine Staubdecke, auch Vespertuch geheißen, den Linnenbelag frei von Verunreinigungen.

An der Vorder- oder Stirnseite des Altars wird gewöhnlich eine Art Vorhang angebracht, der oft reich bestickt und mit kostbaren Steinen geziert war; er heißt Antependium und bedeutet, wenn der Altar selbst das Symbol Christi ist, den Schmuck der Liebe, die uns zieren soll, überhaupt den vielfältigen Tugendschmuck. Unsere Pfarrkirche besitzt ein solches Antependium aus dem 15. Jahrhunderte; auf ihm ist in dem „eingeschlossenen Garten" die Jagd des sagenhaften Tieres Einhorn eingestickt. Wegen seines hohen Kunstwertes wurde das seltene Stück aus dem Gebrauche zurückgezogen. (Näheres siehe Seite 82—86). Wir verwenden am Hochaltar nur bei Trauergottesdiensten ein schwarzes Antependium. Reiche Domkirchen hatten in früherer Zeit solche Antependien in Form von rechteckigen Vorsatztafeln aus Edelmetall, in Felder eingeteilt mit reichem Bilderschmuck und kostbaren Steinen.

Zu den weiteren Ausrüstungsbestandteilen des Altars gehört ferner das Kreuz, das, mitten auf dem Altare zwischen 2 Leuchtern aufgestellt, unsern Heiland Jesus Christus darstellt als Mittler in der Kirche zwischen Heidentum und Judentum, beide einigend als der wahre Eckstein, als das Ziel der Sehnsucht der bethlehemitischen Hirten wie der Magier aus dem Morgenlande. Das Kreuz soll als das Wahrzeichen unseres Königs in seinem Hause, auf seinem Altare aufgepflanzt sein wie in einer königlichen Residenz, damit es allzeit von seinen Soldaten verehrt werden kann; es soll das Leiden Christi immer den Gläubigen vor Augen halten und sie zur Nachahmung ihres Herrn dadurch, daß sie ihr Fleisch mit seinen Fehlern und Begierden kreuzigen, anhalten. Das Altarkreuz soll nicht klein und unbedeutend sein, da es alsdann vom Volke nicht gesehen wird und auch der Symbolik des Altars nicht entspricht, der das Bild des Calvarienberges darstellen und deshalb auf seiner Spitze, allen sichtbar, das Geheimnis

des Glaubens, das Kreuz tragen soll (fulget crucis mysterium = das Kreuzgeheimnis glänzt empor").

Beim hl. Opfer und fast bei allen gottesdienstlichen Verrichtungen bedient sich die Kirche des Lichtes, weniger um die Dunkelheit zu verscheuchen, als vielmehr wegen seiner sinnbildlichen Bedeutung. Das Licht bedeutet unsern Heiland Jesus Christus, das Licht der Welt, die Sonne der Gerechtigkeit; es ist ein Bild seines erleuchtenden Wortes, seiner erlösenden Gnade, seiner sich selbst verzehrenden Opferliebe, ein Bild des himmlischen Glorienlichtes. Als lichtgebende Stoffe werden reines Bienenwachs in Form von Kerzen und als Oel in der Lampe vor dem Allerheiligsten reines, aus Pflanzen gewonnenes Oel verwendet.

Soweit es sich nicht um eine rein künstlerische oder praktische Beleuchtung großer Altäre und ihrer Bilder oder Statuen handelt, verwendet die Kirche nicht das elektrische Licht, dieses stolze Zeichen der Herrschaft über die Natur; es ist zu kalt, zu nüchtern, zu blendend; ebenso verbietet sie auf unseren Altären das giftige Leuchtgas, das aus der schwarzen, den dunklen Tiefen der Erde entstammenden Kohle gewonnen wird; auch Petroleum und tierische Fette (Stearin) schließt sie aus. Nur das reine, weiche, aus der Frucht der Olive bereitete Oel und Kerzen aus reinem Bienenwachs erscheinen ihr würdig, beim Gottesdienste gebraucht zu werden. Das heilkräftige, reine Oel strömt aus der gepreßten Frucht der Olive; diese, mit ihrem unverwüstlichen Lebenssafte, ihrem wohlriechenden Holze, den immergrünen Blättern, den bescheidenen Blüten und Früchten, galt von jeher als Bild des stillen Friedens, des demütigen Sinnes, welcher nicht zu glänzen sucht, aber um so ausdauernder ist. Ihre Frucht muß gepreßt werden, um das Oel zu liefern. Nach einer sinnigen Legende war das Kreuz Jesu aus Olivenholz. Jedenfalls strömt die Gnade aus dem gebrochenen, durchbohrten Herzen des Heilandes; daher hat sie eine solche Heilkraft für das

menschliche Herz, wenn sie in demütiger Beharrlichkeit erstrebt und gesucht wird.

Das Wachs, aus dem die Kerze bereitet ist, hat die arbeitsame Biene aus dem Schönsten, was die Erde aufweist, aus den Blumen des Feldes und den Blüten der Bäume bereitet. Es umgibt einen aus Pflanzenfasern bestehenden Docht und verleiht der Kerze die nötige Festigkeit, daß sie schlank und gerade der Höhe zustrebt. Aber im warmen Lichte wird es weich und bildsam, ja es zerschmilzt, um andern zu leuchten. Darum ist die Kerze ein schönes Sinnbild des Gottmenschen, der sich selbst für das Heil der Menschen hingab; aber auch ein Bild des Christen; sein Herz soll, wie das edle Wachs, mit wahrem Bienenfleiße aus den zahllosen Blumen und Blüten, die der Schöpfer auf den Wegen eines jeden einzelnen Menschen ausstreut, die merkwürdige Verbindung von Festigkeit und Weichheit gewinnen, wie sie dem Wachse eigen ist. Fest und widerstandsfähig soll es sein, ohne hart und gefühllos zu werden. Es soll über den Schmutz und Staub der Erde emporstreben zu den Höhen des Lichtes und an diesem Lichte weich und empfänglich werden für alles Gute — „vor den Menschen ein Mann, vor Gott ein Kind." Mannesmut und Mannesstärke lassen sich so schön vereinigen mit jener kindlich weichen Empfänglichkeit, welche der Heiland von den Seinen verlangt.

Oel und Kerze leuchten nicht von selbst, sie können nur den Stoff, die Grundlage bieten für die Erscheinung, die wir Licht nennen. Den Alten war das Licht, das Feuer bekanntlich ein Element; wir wissen, daß dasselbe Bewegung ist, daß es seine Gesetze hat und von einer Quelle ausgegangen ist, die für unsere Erde die Sonne ist. So ist das Licht ein treffendes Bild für die Gnade, die im Gotteshause dem Menschen geboten wird; sie ist die geheimnisvolle Ausstrahlung des ewigen Lichtes und ist ihrem innersten Wesen nach Leben und Bewegung; sie weckt und bringt zur Entfaltung gleich duftenden Blüten die guten

Eigenschaften des Herzens, die angeborenen und erworbenen Vorzüge des Charakters. Das Licht der Gnade bewirkt und weckt übernatürliches Leben, wenn es nicht gedankenlos aufgesogen oder hochmütig zurückgeschleudert wird. Auch die Gnade hat ihre Gesetze. Wenn ein Herz ihrem Zuge folgt und das Gute tut, dann gewinnt es eine immer wachsende Fähigkeit und Fertigkeit zum Guten, ganz ähnlich, wie die Kräfte des Geistes und die Sinne des Leibes durch den vernünftigen Gebrauch vollkommener werden, durch Vernachlässigung aber ihre Kraft einbüßen. Eines jener Gesetze hat der hl. Jakobus (I, 17) ausgesprochen mit den Worten: „Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk ist von oben, herabsteigend von dem Vater der Lichter". Die Gnade, das geistige Licht, hat seine Sonne, seinen Ursprung in Gott. Um diese Wahrheit darzustellen, hat die Kirche angeordnet, daß alles Licht zu gottesdienstlichen Zwecken von der Lampe genommen werde, welche vor dem Tabernakel brennt. Am Karsamstage wird dieses Licht geweiht, wenn die Kirche die Erinnerung an die Auferstehung des Herrn feiert; denn das geistige Licht der Gnade geht aus von dem verklärten Leibe des Auferstandenen; ohne ihn giebt es kein Licht, keine Gnade, kein Heil.

Auf dem Hochaltare stehen nach kirchlicher Vorschrift 6 Leuchter, die vom Kruzifix aus nach den Seiten des Altars an Größe abnehmen sollen. Weil die Evangelienseite in der Kirche die bevorzugtere ist, sollen die Kerzen auch von dieser Seite aus angezündet werden. Die Nebenaltäre sollen wenigstens zwei Leuchter haben mit brennenden Kerzen während des hl. Opfers.

Die beiden Kerzen, die bei einem levitierten Hochamte rechts und links von dem das Evangelium singenden Diakon getragen werden, bedeuten, daß Freude und Verlangen nach dem göttlichen Worte — dem Evangelium — in den Herzen der Gläubigen entzündet werde und weisen darauf hin, daß Christus einst seine Jünger zu zwei und zwei aussandte, die frohe Botschaft des Heiles

zu verkünden. Bekannt ist auch, daß die Weihe und der Gebrauch der Osterkerze, die von Ostern ab bis zu dem Schlusse des Evangeliums am Himmelfahrtsfeste während des Hochamtes gebrannt wird, ausschließlich ein Sinnbild Christi, des Erlösers der Menschheit ist.

Auch die bei dem hl. Opfer gebrauchten Bücher — Meßbuch und Evangelienbuch (beim Levitenamt) — werden teils wegen ihrer Bestimmung, teils wegen ihres Inhaltes von jeher mit besonderer Sorgfalt behandelt und oft mit prunkvollen Einbänden, ja selbst mit goldenen oder silbernen mit Edelsteinen und kostbaren Schließen versehenen Deckeln ausgestattet. Sie enthalten eben das von Christus stammende und von ihm Zeugnis gebende Evangelium — die frohe Botschaft unseres Heiles. Diese kostbaren Buchdecken werden als eine Nachbildung der edelsteingezierten Platte auf der Brust des Hohenpriesters im Alten Bunde gedeutet.

Die hohe Verehrung der Evangelien- oder Meßbücher prägt sich auch in der Beschaffenheit und Ausschmückung der Pulte aus, auf denen sie beim Levitenamte ruhen. Diese Pulte sind oft künstlerisch ausgestattet und haben vielfach die Gestalt eines Adlers mit ausgebreiteten Flügeln in Erinnerung an die Psalmstelle 17, 11: „er flog auf des Windes Schwingen" (et volavit super pennas ventorum). Die an den Festtagen über das Pult aufgelegte Pultdecke soll die Gefügigkeit der Christenherzen versinnbilden, jene weichen Herzen, in die der Ewige sein Gesetz schreiben will (Ezech XI, 19: „wegnehmen will ich das Herz von Stein aus ihrem Leibe und ihnen geben ein Herz von Fleisch, damit sie nach meinen Geboten wandeln . . .")

Einen ähnlichen Sinn hat auch das weiche Kissen, auf dem das Meßbuch ruht: die Bereitwilligkeit der christlichen Seele gegenüber dem Joche des Herrn und seinen Geboten, aber auch der in der Ruhe bestehende Trost des Lebens oder die zeitlichen Sorgen. Bei uns sind übrigens

derartige Kissen nicht im Gebrauch; wir verwenden an ihrer Stelle ein kleines Meßpult.

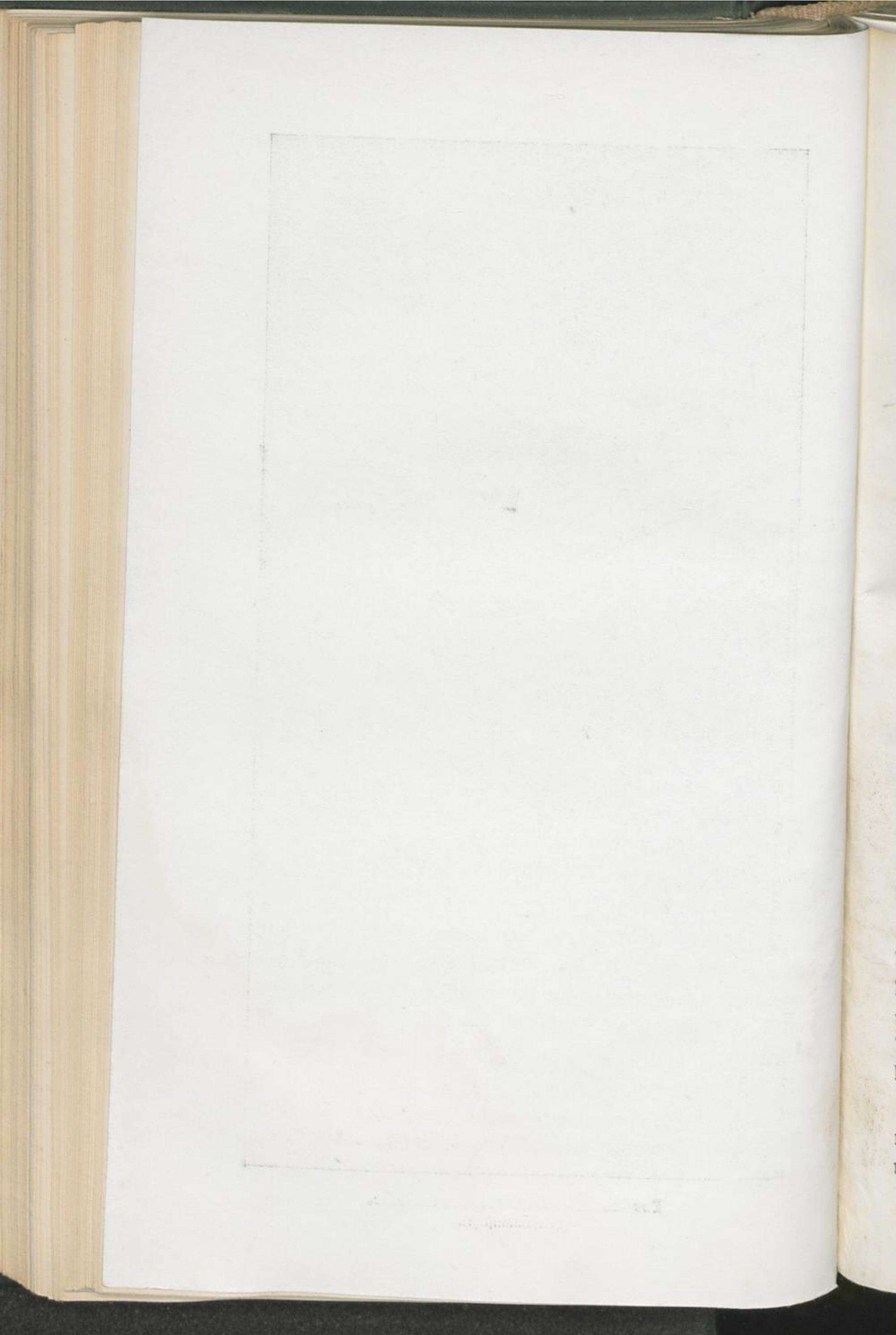
Bedeutsam ist auch die Symbolik des bei dem Gottesdienste gebrauchten Rauchfaßes; es erinnert an jene goldene Schalen, in denen vor dem Throne des Lammes im himmlischen Jerusalem Engel ohne Unterlaß die Gebete der Heiligen darbringen und so an die himmlische Kirche selbst; aber auch an die Kirche auf Erden, welche erfüllt ist mit den Gebeten der Gläubigen, welche Gebete sie fortwährend zum Himmel sendet; endlich an das Herz eines jeden Christen, das oben offen zur Aufnahme, unten geschlossen zum Festhalten, das Feuer der Liebe und den Weihrauch der Andacht, des Gebetes und der guten Werke zum Allerhöchsten emporsenden soll.

Der Gebrauch des Weihrauches war bei den Opfern im alten Testamente von Gott geboten als Symbol des Opfers des neuen Bundes. Der Weihrauch ist Sinnbild des reinen, nach Vergeistigung strebenden, zum Himmel führenden und die Erde mit Wohlgeruch füllenden Gebetes. Er steigt aber erst empor und entwickelt seinen Wohlgeruch, wenn er sich im Feuer vernichtet; so ist auch das wahre Gebet ein geistiger Prozeß der Selbstvernichtung, nämlich der vollständigen Hingabe an den Herrn; das Gebet ist Opfer, ein Brandopfer der Liebe. In dem Emporwallen des süßen Weihrauchduftes und in dem durch den Gegenschlag der Gewölbedecke verursachten Niederfluten desselben läßt sich unschwer ein Bild für das Wechselverhältnis von Gebet und göttlicher Barmherzigkeit erkennen.

Endlich gehören noch zu den Ausrüstungsgegenständen eines Altars die nach der Feier der hl. Messe vom Altare zu entfernenden Canontafeln, auf denen ein Teil der Meßgebete gedruckt ist, sowie die Wein- und Wasser-Kännchen, deren Bestimmung bekannt ist.



Der Hochaltar in der Pfarrkirche.
(Gesamtansicht).



I. Der Hochaltar.

Betrachten wir nach diesen allgemeinen Andeutungen unsern neuen Hochaltar, so haben wir zunächst Altar und Altaraufsatz zu unterscheiden. Der eigentliche Altar hat die Form eines Sarkophages und besteht aus edlem Gestein, aus Villmarer Marmor. Als Altarplatten trug er bis 1905 zwei große Marmortafeln, von denen die Fuge mitten auf dem Unterbau sich befand. Infolge dieser Konstruktion besaß er nicht das sog. Altarprivilegium.

Ein privilegierter Altar ist derjenige, mit welchem der Papst durch eine besondere Begünstigung die Gnade verbunden hat, daß, wenn ein Priester an demseben für die Seele eines Christgläubigen, welcher in der Gnade Gottes aus diesem Leben geschieden ist, die hl. Messe liest, diese Seele aus dem Schatze der Kirche einen vollkommenen Ablaß fürbittweise erhält, so daß sie um der Verdienste Jesu Christi, der allerseligsten Jungfrau und aller Heiligen willen aus den Peinen des Fegfeuers erlöst wird (Benedict XIV Instit. 56 n. 15). Dieser Ablaß wird wohl sicherer gewonnen, als alle anderen Ablässe für die Verstorbenen, weil er eben an die Darbringung des hl. Meßopfers geknüpft ist und dieses als Sühnopfer die Kraft hat, alle etwaigen Hindernisse bei der göttlichen Gerechtigkeit aus dem Wege zu räumen.

Um nun das Altarprivilegium zu erhalten und damit den armen Seelen, für die das hl. Opfer dargebracht wird, die Wohltat des vollkommenen Ablasses zugewendet werde, wurde eine neue, den kirchlichen Vorschriften entsprechende Altarplatte durch die Firma Gebrüder Mösch, Steinhauer hier, beschafft.

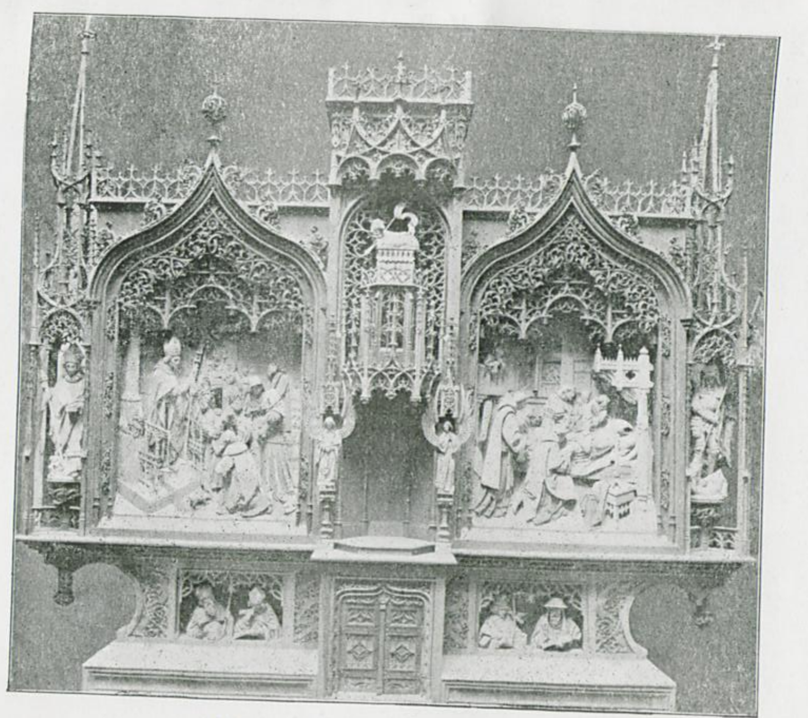
Am 26 August 1905 erhielt nun der Altar von unserm hochwürdigsten Herrn Bischofe Dr. Dominikus Willi, nachdem in das eingehauene Sepulchrum (= Grab) hl.

Reliquien eingelassen und wohl verschlossen waren, die Weihe; er wurde konsekriert und besitzt jetzt das genannte wertvolle Privilegium.

Obwohl die Stirnseite des Altars in drei Felder geteilt und mit gotischem Maßwerke verziert war, erschien sie doch gegenüber dem reich polychromierten (bemalten) Altaraufsatze zu nüchtern und einfach und es wurde der Versuch gemacht, die drei Felder durch Mosaik zu beleben. Die Firma P. Bayer in Köln entledigte sich ihrer Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit durch Anbringung von drei Darstellungen in drei Feldern in Glasmosaik mit Goldhintergrund. Nach den Zeichnungen von Professor Klein in Wien sehen wir im Mittelfelde, wie die beiden Jünger in Emmaus den Herrn am „Brotbrechen" erkannten, ein Hinweis darauf, daß an diesem Altarstein auch ein Brotbrechen stattfindet, d. h. das hl. Meßopfer dargebracht wird. Als Vorbilder des hl. Meßopfers im Alten Bunde erblicken wir rechts den Priesterkönig Melchisedech, wie er Brot und Wein opfert und links, wie Abraham im Begriffe steht, seinen einzigen Sohn dem Herrn zum Opfer darzubringen.

Diese kunstvolle, aus kleinen, bunten Glassteinen mühsam zusammengefügte Zeichnung wirkt außerordentlich brillant und erhöht die Gesamtwirkung des Altars und des Altaraufsatzes.

Wenden wir uns nun zu dem neuen Altaraufsatz. Bis in die 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein besaß unsere Pfarrkirche einen mächtigen Hochaltar im Barockstil, der als Hauptfigur Maria mit dem göttlichen Kinde enthielt; rechts und links von ihr standen Johannes der Täufer und Johannes der Evangelist. Ueber dieser Gruppe befand sich das jetzt in der hl. Geistkirche aufbewahrte Gemälde der allerheiligsten Dreifaltigkeit und darüber wieder ein reichverschnörkeltes Wappenschild. In der genannten Zeit wurde dieser Altar, der aus der Prämonstratenser Abtei Romersdorf bei Engers stammen soll, abgelegt, die Colossalfiguren in Nischen im Chore



Unterer Teil des Altaraufsatzes.



aufgestellt, der jetzige marmorene Altarunterbau angefertigt und ein schmuckloser Altaraufsatz aus Holzkasten mit einem Drehtabernakel, gekrönt von einem Cruzifix und 2 rauchfaß-schwingenden Engeln, aufgestellt. Der hochherzigen Mild-tätigkeit einer für die Zierde unserer Pfarrkirche begeisterten Oberlahnsteiner Dame verdanken wir den im September 1905 aufgestellten prächtigen Altaraufsatz, den Herr Bildhauer August Schmidt in Köln anfertigte, und der der künstlerischen Leistungsfähigkeit dieses Herrn ein ganz hervorragendes, glänzendes Zeugnis ausstellt.

Weil die Pfarrkirche dem hl. Martinus von Tours als ihrem Patrone geweiht ist, so sollte, nach altem kirchlichen Herkommen, der figürliche Schmuck den heiligen Martinus zum Gegenstande haben. Zu beiden Seiten des Tabernakels und der Expositions-(Aussetzungs)-Nische, die ein reiches Glanzgoldmuster ziert, bemerken wir in außer-ordentlich reicher spätgotischer Umrahmung zwei große Gruppenbilder: Martinus, wie er lehrt auf der Evangelien-seite, Martinus, wie er stirbt auf der Epistelseite. Die Ausübung seiner lehramtlichen Tätigkeit war eine Haupt-lebensaufgabe unseres hl. Patrons; daher wurde diese Darstellung gewählt. — Wir sehen demnach in dem Gruppenbilde auf der Evangelienseite den hl. Martinus, angetan mit den bischöflichen Gewändern, auf seinem Haupte die Mitra (Bischofshut), in seiner Rechten den Krummstab, von den Stufen der Kirche aus, mit ernsten Gesichtszügen, selbst durchdrungen und ergriffen von dem Inhalte der Glaubenswahrheiten in lehrender Haltung dastehen. Der Künstler hat es verstanden, diese Figur mit Adel und Hoheit zu umkleiden. Seinen Worten lauscht eine andächtige Menge. Bärtige Männer folgen gespannt seinen Ausführungen, eine Mutter weist ihr Töchterchen an, achtzugeben; tief ist der Eindruck, den die Worte des Heiligen auf den Greisen machen, der im Vordergrund auf seine Knie niedersinkt, während eine stattliche Matrone neben ihm sinnend überdenkt, was sie eben hört. Daß auch von

weither Heilsbegierige zu seinen Predigten herbeieilten, zeigt uns der Esel mit dem gerade abgestiegenen Reisenden.

Links oben schaut aus dem Nachbarhause eine alte Frau heraus; neben ihr sitzt ihre Lieblingskatze, ein alter Kater.

Diese Alte ist wohl eine Wahrsagerin, die, dem Christentume unhold, der Predigt fern bleibt.

Interessant ist, daß am Fuße der Treppe zwei Hunde an einem Knochen herumzerren; es ist damit angedeutet der Unterschied zwischen dem nach Erkenntnis, nach Wahrheit und nach dem Ewigen trachtenden Menschen und dem sich nur um das Gegenwärtige, das Leibliche kümmernden Tiere.

Wie mächtig und voll nachhaltiger Wirkung der Eindruck der Predigten unseres hl. Patrons war, ersehen wir aus den Reliefs des Hintergrundes: dort werfen links die Neubekehrten ihre heidnischen und abergläubigen Bücher in ein mächtiges Feuer, während rechts ebensolche ein heidnisches Götzenbild, dem sie ehedem göttliche Ehren erwiesen hatten, zerstören und damit den Glauben an den einzig wahren Gott und ihre Bekehrung bekunden.

Das Gruppenbild auf der Epistelseite schildert uns den Tod des hl. Martinus.

Auf ein heiliges Leben folgt auch ein heiliges Sterben. Obwohl Martinus wußte, daß die Auflösung seines Lebens nahe sei, veranlaßten ihn die Streitigkeiten der Geistlichen in der Pfarrei zu Candes zu einer Reise dorthin. Zuvor berief er seine sämtlichen Jünger um sich, umarmte und segnete sie und setzte als ihren Abt einen der Mönche, namens Galbert. Dann reiste er mit dem zahlreichen Gefolge seiner Schüler ab. An den Ufern der Loire bemerkte er Tauchervögel, welche auf Fische lauerten. „Hier, sagte er, habt ihr das Bild der Teufel; sie stellen ihre Garne für die Unwissenden auf, fangen solche, welche an nichts denken, und verschlingen die Gefangenen, ohne sich an denen, welche sie fangen, sättigen zu können . Diese



Oberer Teil des Altaraufsatzes.



geistreiche Vergleichung gab mittelalterlichen Künstlern Veranlassung, an den Säulen-Capitälen der gotischen Kirchen Vögel mit Fischen in den Schnäbeln anzubringen.

Nachdem der Heilige seine Mission glücklich erfüllt und den Frieden wiederhergestellt hatte, dachte er bereits an die Rückkehr. Da verließen ihn plötzlich seine Kräfte; er rief alle seine Begleiter zusammen und kündete ihnen seine nahe Auflösung an. Weinend eilten seine treuen Jünger und seine Mönche an sein Todeslager.

Diesen Moment hat der Künstler dargestellt. Der Heilige liegt langgestreckt auf seinem Lager; seine aufrecht gefaltenen Hände, die das Sterbekreuzchen festhalten, verraten uns, daß er betet und Gott seine scheidende Seele empfiehlt Zunächst an seinem Lager kniet ein Mönch in der Kleidung eines Diakons und betet ihm die Sterbegebete vor, ein zweiter besprengt ihn mit Weihwasser und ein dritter hält die Sterbekerze. Hinter dem Sterbebette erscheinen die Armen, deren Freund und Wohltäter er gewesen und sinken betend auf ihre Knie. Links oben betet auf einer Galerie ein Mann, tiefe Trauer um den geliebten Bischof in seinen Zügen. Die Medizinfläschchen auf dem Schemelstuhle neben dem Kerzenlichte geben uns Kunde, daß ärztliche Hilfe in Anspruch genommen war; sie vermochte aber nicht, den nahenden Tod zu verscheuchen. Seine Jünger und Schüler waren trostlos. „Vater, warum willst Du uns verlassen? Wem überträgst Du die Sorge für Deine verwaisten Kinder? Reißende Wölfe werfen sich auf Deine Herde; wer wird uns gegen ihre Bisse schützen, wenn der Hirte geschlagen ist? Wir wissen wohl, daß Du Christus besitzen willst. Aber Dein Lohn ist gesichert und Du wirst davon nichts verlieren; habe daher mehr Mitleid mit uns, die Du verlässest!“ Der Heilige, welcher immer voll Mitleid war, wurde durch diese Klagen gerührt und unter Tränen sagte er: „Herr, wenn ich Deinem Volke noch notwendig bin, ich weigere mich nicht der Arbeit; doch Dein Wille geschehe.“

Als ihn seine Schüler, um ihm etwas Erleichterung zu verschaffen, auf die Seite legen wollten, sagte er: „Laßt mich doch lieber den Himmel anschauen, als die Erde.“ Nach diesen Worten sah er nach der Legende den Satan neben sich; er sprach zu ihm: „Was willst Du hier machen, grausames Tier? Du wirst nichts in mir finden, Unglücklicher; ich werde aufgenommen werden in den Schoß Abrahams.“ Nach diesen Worten gab er seinen Geist auf und zwar an einem Sonntage den 8. November im Jahre 397 um Mitternacht in seinem 81. Lebensjahre und im 25. Jahre seines bischöflichen Amtes.

Der Eindruck dieser Gruppe auf den Beschauenden ist ein tief ergreifender und unwillkürlich durchzuckt ihn wohl der Gedanke: „Ach, wäre doch auch uns eine so glückliche Sterbestunde beschieden, wie diesem heiligen Bischofe.“

Man beachte, daß die Fenster des Sterbezimmers offen stehen; durch sie sieht man einen Bischof, der horchend die Hand erhebt und einige Englein aus den Wolken heranschweben. Es ist das ein Hinweis auf die Legende, nach welcher der hl. Severin in Cöln, der gerade einen Rundgang in die Kirchen der Stadt unternommen hatte, durch einen lieblichen Gesang der Engel Kunde erhielt, daß soeben der hl. Martinus im Herrn entschlafen sei. —

Die zweite Etage des Altars zieren unter reich gegliederten Baldachinen zwei Reiter, hoch zu Roß, der hl. Ritter Georg, der Patron unserer Diözese und der hl. Martinus, der Patron unserer Kirche.

Der hl. Georg ist einer der gefeiertsten Blutzeugen Christi, das Vorbild aller Ritterlichkeit, dem schon seit den ältesten Zeiten Kirchen und Altäre gewidmet waren. 13 ritterliche Orden tragen seinen Namen; auch der höchste englische Orden, der vom König Eduard III. i. J. 1330 errichtete Orden des Hosenbandes, der aus 25 Rittern besteht, hat den hl. Georg zu seinem Schutzpatron erkoren. Dargestellt wird der Heilige zu Pferd und im Kampfe mit einem Drachen. Mittelalterliche Schriftsteller (Jakobus de

Voragine um 1200) berichten über den Grund dieser populär gewordenen Darstellungsweise folgendes. Georgius, der Tribun von Cappadocien, kam einst zur Stadt Silene in Lybien, in deren Nähe sich in einem Sumpfe ein Drache aufhielt. Um das Ungeheuer von der Stadt fern zu halten, gaben die bedrängten Bewohner demselben täglich zwei Schafe und als diese anfingen zu fehlen, eines ihrer Kinder nach dem Lose preis. Endlich war das Los auf die Tochter des Königs gefallen; acht Tage lang zögerte dieser, dem Drachen sein Kind auszuliefern, mußte aber endlich dem Drängen des Volkes nachgeben und die mit königlichen Gewändern geschmückte Jungfrau dem Ungeheuer zuführen. Unter Tränen begleitete er sie. So findet sie der ritterliche Jüngling Georg; die Jungfrau erzählt ihm ihr trauriges Geschick und mahnt ihn zur Flucht. Georg aber tröstet sie mit der Versicherung, er werde sie in Christi Namen erretten. Darauf steigt Georg zu Pferde, waffnet sich mit dem Kreuze, greift den heranstürmenden Drachen an und verwundet ihn schwer mit der Lanze. Hierauf heißt Georg die Jungfrau ihren Gürtel dem Drachen um den Hals legen. Diese tut es, und der Drache folgt ihr wie ein Hund zur Stadt. Beim Anblick des Ungeheuers entflieht das versammelte Volk; Georg aber beruhigt es und sagt, daß Gott ihn zur Rettung des Volkes gesandt habe und daß er auch den Drachen töten werde, wenn alle an Christum glauben wollten und sich taufen ließen. Daraufhin läßt sich der König und das ganze Volk taufen; Georg aber tötet den Drachen mit dem Schwerte. Die ihm vom Könige gereichte reiche Belohnung verteilte er unter die Armen. (Detzel, Ikonographie).

Das Titelbild unseres neuen Gesangbuches hat auch dieses Ereignis zum Gegenstand. Die Ritter, die Cavalleristen, die Waffenschmiede und die Büchsenmacher verehren den hl. Ritter Georg als ihren Patron, wie auch die Diözesen Mainz und Limburg; ebenso die Länder Deutschland, England, Rußland und Brasilien; insbesondere

Bayern, Piemont, Mantua, Genua, Lüttich, Ulm rc. Auf den St. Georgstalern ist der Heilige mit dem Drachen geprägt; man trug diese Münze gern mit sich, indem man in abergläubischer Weise annahm, sie mache hieb- und schußfest. — Als Gegenstück zu dieser bis ins einzelnste künstlerisch ausgeführten Gruppe erblicken wir auf der Epistelseite den hl. Martinus zu Pferde, wie er im Begriffe ist, einem Bettler einen Teil seines Mantels abzuschneiden. Obwohl noch Katechumene und noch nicht getauft, übte Martinus, den sein heidnischer Vater zum Kriegsdienst bestimmt hatte, bereits christliche Frömmigkeit, besonders Mildtätigkeit gegen die Armen. Einst ritt er zu kalter Winterszeit nach Amiens, als am Tore ein halbnackter Bettler ihn um ein Almosen anflehte. Martinus hatte schon alles weggegeben; da teilt er mit seinem Schwerte seinen Reitermantel und gibt die Hälfte dem Bettler. Nachts darauf sah er den Heiland in der Gestalt dieses Bettlers mit seinem Mantel bekleidet vor sich stehen und hörte ihn sprechen: „Martinus, obwohl Katechumene, hat mich mit diesem Mantel bekleidet". Die Soldaten und die Tuchmacher verehren ihn auch als ihren Patron. Vielfach wird auch der hl. Martinus als Bischof mit einem Stabe und mit einer Gans neben sich abgebildet, wie z. B. auf dem Hochaltar in Osterspai. Durch das Geschrei einer Gans soll nämlich das Versteck aufgefunden worden sein, worin sich der Heilige, um der Wahl zum Bischofe zu entgehen, verborgen hatte. Zwischen beiden herrlichen Reitergruppen etwas erhöht erblicken wir unter dem mit 3 Türmen geschmückten Baldachin die seit dem Mittelalter vielbeliebte Darstellung der allerheiligsten **Dreifaltigkeit**, anklingend an das berühmte, im Belvedere zu Wien hängende Bild von Albrecht Dürer.

Gott der Vater, als Kaiser mit einer Krone dargestellt, hält in seinen Armen den Heiland am Kreuze so, daß über dem Kopfe des Heilandes noch Raum ist für den in Gestalt einer Taube versinnbildeten hl. Geist. Es ist

nur **ein** Gott; dieser **eine** Gott existiert nicht in einer, sondern in **drei** Personen. Dieses gegen alle Irrlehren siegreich verteidigte Grunddogma unserer Kirche und unserer hl. Religion hat auch die christliche Kunst in Symbolen (Sinnbildern) oder in figürlichen Darstellungen zum Ausdruck zu bringen versucht. Die Gottheit kann als solche, da sie absoluter Geist ist, überhaupt in sinnlich wahrnehmbarer Weise nicht dargestellt werden. Darum hält sich die Kunst an den hl. Schriften des Alten und Neuen Testamentes und was darin in Worten ausgedrückt ist, sucht der Künstler mit **seinen** Mitteln darzustellen.

Daniel sieht in seinen Gesichten (VII, 9) den „Alten der Tage (= den Lebenden in Ewigkeit) auf seinem Throne sitzen, sein Gewand weiß, wie der Schnee und die Haare seines Hauptes gleich weißer Wolle". Aehnlich der hl. Johannes in seiner geheimen Offenbarung. Es legt die hl. Schrift Gott dem Vater selbst menschliche Eigenschaften zu: Adam hört seine Stimme im Paradies, es vernahm sie Jakob von der Höhe der Himmelsleiter herab und Moses aus dem Dornbusche; auch erschien der Herr dem Abraham in Gestalt von drei Männern. Die erlösende zweite Person nahm mit der menschlichen Natur auch die menschliche Gestalt an; daher ist die künstlerische Darstellung Christi in Gestalt eines Mannes und speziell Gott Vaters als eines Greises wohl berechtigt.

Die Kaiserkrone auf seinem Haupte ist das Zeichen der Weltregierung (ebenso der Reichsapfel in seiner Hand).

Unser Bild zeigt Gott den Vater mit einem Antlitz voll Kraft und würdevollem Ernste, sein Blick strahlt feierliche Ruhe und **Milde**; das lange Haupt- und Barthaar, sowie die buschigen Augenbrauen drücken nach der Symbolik der Alten die Allmacht aus — eine unübertrefflich würdige und Ehrfurcht gebietende Figur.

Da das Wort (= zweite Person in der Gottheit) Fleisch geworden ist unb unter uns gewohnt hat", so bietet die Darstellung des Mensch gewordenen Gottes dem Künstler

weniger Schwierigkeiten, und in unserer Dreifaltigkeitsgruppe sehen wir deshalb den Leib Christi am Kreuze, also Jesus in seiner Eigenschaft als Welterlöser.

Die dritte göttliche Person, der hl. Geist hat sich uns Menschen in zwei Gestalten oder auch Symbolen geoffenbart: in Gestalt einer Taube am Jordan bei der Taufe Christi und in Gestalt von feurigen Zungen am Pfingstfeste.

In unserer Gruppe befindet sich der hl. Geist in Gestalt einer Taube, mit einem Nimbus am Kopfe und Lichtstrahlen aussendend, über dem Kreuze.

Zu beiden Seiten der Reitergruppen wachsen gleichsam als Blütenkelche aus zierlichen Blumenornamenten die Figürchen des hl. Petrus mit seinen beiden Schlüsseln und der hl. Agnes mit ihrem Symbol, dem Lämmchen auf dem einen Arm und die Martyrerpalme in der Linken, heraus — zwei Figürchen, die das Entzücken des Beschauers und namentlich des Kenners bilden. Nach alter Sitte sind in den beiden Figürchen die Stifter des Altares in ihren Namenspatronen angedeutet.

Die heilige Agnes gehört zu den von den Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern am meisten gefeierten heil. Jungfrauen. Agnes, die schöne, dreizehnjährige Tochter eines vornehmen Römers, war von Jugend auf im Christentume erzogen worden. In ihrer begeisterten, keuschen Liebe zu Jesus, ihrem Heilande, verschmähte sie die Liebe eines sich ihr nahenden vornehmen Römers. Voll Erbitterung über seine Abweisung zeigte er sie als Christin an. Nachdem der Stadtpräfekt seine ganze Ueberredungskunst ohne Erfolg bei ihr angewandt hatte, drohte er ihr, sie in einem öffentlichen Hause der Schande preisgeben zu lassen. Mutig und im Vertrauen auf Gottes Schutz erklärte sie ihm: „Känntest Du den Herrn, dem ich diene, Du mutetest solches mir nicht zu. Ich verkünde Dir, daß mein Herr weder mich verlassen, noch zugeben wird, daß man meines jungfräulichen Kranzes mich beraube.“ Und wirklich beschützte

der Herr seine Dienerin. Ein frecher Mensch, der sich ihr nahen wollte, stürzte geblendet und halb entseelt zu Boden. Als eine Verächterin der Götter wurde sie sodann zum Tode durch Enthauptung verurteilt. Freudig eilte das Mädchen zur Richtstätte und bot „gesenkten Hauptes" ihren Hals dem Scharfrichter dar. Laut auf weinte das zuschauende Volk, als der furchtbare Streich den Kopf von ihrem hl. Leibe trennte. Ihr Todesjahr ist das Jahr 304 und ihre Gedächtnistage sind der 21. und 28. Januar (Agnes secundo), ersterer als ihr Todestag, letzterer als der Tag ihrer Erscheinung bei ihren Eltern. Acht Tage nach ihrem Tode erschien sie nämlich, umgeben von einer Schar Jungfrauen, ein weißes Lamm neben sich, ihren Eltern. Ein Lamm ist daher ihr Attribut entsprechend ihrem Namen (agnus = Lamm) (cf. Wetzer und Welte 339). St. Agnes ist sonach das Vorbild aller Gottesbräute, das Sinnbild der fleckenlosen Unschuld, die Patronin der Keuschheit. — Mit dem Namen der hl. Agnes steht die Bereitung und Segnung der Pallien in Verbindung. Unter Pallium versteht man eine drei Finger breite, weißwollene, mit sechs schwarzseidenen Kreuzen durchwirkte Binde, welche einen Bestandteil der päpstlichen Pontificalkleider bildet. Dieses Band liegt ringförmig um die Schultern; vorn und hinten hängt noch ein Streifen davon herab. Es soll ein Ersatz sein für den von dem hl. Petrus hinterlassenen Mantel und versinnbildet die Macht seines hohen Amtes als Lenker und Leiter der Kirche Gottes. Dieses Pallium wird auch den Erzbischöfen (Metropoliten) auf ihr Ansuchen verliehen als ein Zeichen ihres Anteils an den Regierungsrechten. Die Zubereitung der Pallien geschieht auf folgende Weise. Am Tage der hl. Agnes, deren Name schon selbst auf das Lamm, nämlich Christus, den höchsten Hirten der Kirche, hindeutet, werden jährlich zu Rom in der ihr geweihten Kirche, während im Hochamte das Agnus Dei gesungen wird, zwei weiße Lämmer von den apostolischen Subdiakonen dargebracht, auf dem Altare niedergelegt und

gesegnet. Unter sorgfältiger Ueberwachung werden diese Tiere dann zur Weide gebracht, bis die Zeit der Schur herankommt Aus ihrer Wolle spinnen die Klosterfrauen am Spiegelturm in der Nähe des Capitols sodann die Wollstreifen für die Pallien. Diese werden dann von den Subdiakonen abgeholt und im St. Petersdome eine Nacht hindurch auf das Grab der Apostelfürsten gelegt. Der Papst, der als Stellvertreter Jesu Christi, des guten Hirten, in dem Pallium sinnbildlich gleichsam das verlorene Lamm auf seinen Schultern trägt, verleiht es sodann den Erzbischöfen als den Teilnehmern an mehreren seiner oberhirtlichen Rechte. Solange der Erzbischof das Pallium nicht erbeten und erhalten hat, darf er diejenigen Rechte, die er vor den gewöhnlichen Bischöfen voraus hat, nicht ausüben; diese Rechte sind: Berufung eines Provinzialconcils, Visitation der Kirchenprovinz, Annahme von Appellationen als zweite Instanz. (Wetzer und Welte K. L.).

Die Diöcese Limburg bildet mit den Bistürmern von Mainz, Fulda, Rottenburg und Freiburg die oberrheinische Kirchenprovinz. An der Spitze derselben steht der Erzbischof von Freiburg, der als unser Metropolit das Pallium bei den feierlichen Hochämtern im dortigen Dome trägt.

Weiterhin zieren den Altar unter turmartigen, zierlich durchbrochenen Baldachinen die Figuren des hl. Erzengels Michael und des hl. Nicolaus links und rechts von den beiden Hauptgruppen. Auf der Epistelseite steht die ritterliche Gestalt des hl. Erzengels M i c h a e l (= wer wie Gott?) in mittelalterlicher Rüstung, mit aufgeschlagenem Visiere, wie er dem Drachen den Spieß in den Rachen stößt.

Der hl. Michael, der Fürst der Engel, genoß schon im alten Bunde hohe Verehrung als Schutzgeist des auserwählten Volkes (Daniel 12, 1: „Michael, der große Fürst, der für die Söhne deines Volkes steht“). Als Kämpfer gegen den Drachen, den Satan und das Böse überhaupt,

Die Statuen des hl. Michael und des hl. Nicolaus im Hochaltare.

ist er auch Schutzgeist der streitenden Kirche und endlich wird er auch als Führer der Seelen ins Paradies verehrt, wie es im Offertorium der Requiensmesse angedeutet ist (der Heerführer, der hl. Michael, führe sie (die Seelen) dir vor zum himmlischen Lichte). Sein Fest wird auf den 29. September gefeiert und leidet seinen Ursprung her von der Erscheinung des hl. Erzengels i. J. 493 auf dem Berge Garganus in Apulien (Italien). Von den auf dem Berge weidenden Ochsen eines gewissen Garganus blieb einer zurück. Die Knechte fanden ihn schließlich in einer Höhle. Der Ochs wollte aber nicht heraustreten und aus Zorn schoß einer der Knechte einen Pfeil auf ihn, der aber zurückprallte und den Schützen selber traf. Staunend berichteten die Knechte das Geschehene ihrem Herrn. Dem Garganus aber erschien der hl. Erzengel Michael und sagte ihm, in der Höhle sei eine Kirche, die ihm und den übrigen Engeln geweiht sei. Als bald darauf heidnische Scharen heranstürmten, erbebte der Berg, wie einst Sinai, Blitze schlugen aus ihm heraus uud die Heiden wurden vernichtet (Menzel, Christl. Symb.). Seitdem wurde dieser Berg neben Jerusalem, Rom und Compostolla (Spanien) einer der berühmtesten Wallfahrtsorte des Mittelalters. Bekannt ist auch eine zweite Erscheinung des hl. Michael auf dem Berge St. Michel, einem kaum zu ersteigenden Felsenberge am Meere bei Rouen (Frankreich), wo man ihm eine Kirche baute, die ebenfalls ein viel besuchter Wallfahrtsort wurde. Hier, glaubten die Franzosen, halte der Engel Wache für Frankreich gegen die Engländer.

Zum dritten Male erschien der Engel während der Bittprozession, die Gregor der Große zur Abwendung der Pest nach St. Peter in Rom veranstaltet hatte, über dem Grabmale des Kaisers Hadrian, indem er sein Schwert in die Scheide steckte, zum Zeichen, daß die Pest jetzt enden werde. Zum Andenken an jene Begebenheit erhielt das Grabmal, das die Form eines mächtigen runden Castells hat, den Namen Engelsburg; später wurde die große Erz-

statue eines Engels, der das Schwert in die Scheide steckt, auf dieser Burg aufgestellt.

Militärische Orden erwählten sich vielfach den hl. Michael zum Schutzpatron und auf den Fahnen der christlichen Heere wurde darum häufig das Bild dieses „kriegerischen Erzengels“ mit großen goldenen Flügeln gemalt. Als Heinrich I. unter diesem Panier den großen Sieg über die Ungarn bei Merseburg erfochten, glaubten diese Heiden, der Gott mit den goldenen Flügeln habe ihm geholfen, und sie machten nun ihren Götzen auch goldene Flügel, auf daß sie jenem an Macht gleich kämen. (Menzel: Symb.).

Als Patron der Sterbenden wird St. Michael auch abgebildet, wie er mit einer Wage die Seelen wägt, während der Teufel daneben steht und das Wägen beaufsichtigt. Diese seine Eigenschaft als Führer der Seelen war wohl die Veranlassung, daß ihm die Beinhäuser oder Totenkapellen, auf dem die Pfarrkirche umlagernden Fried- oder Kirchhof standen, geweiht waren.

Der Name „E n g e l“, gleich Bote, Abgesandter, kennzeichnet diese von Gott erschaffenen, rein geistigen und persönlichen Wesen, nicht ihrer Natur, sondern ihrem Amte nach als Diener Gottes und Vollzieher des göttlichen Willens. In der christlichen Kunst treten sie in menschlicher Gestalt auf mit Heiligenschein und vom 4. Jahrhundert an mit Flügeln, den Symbolen der Schnelligkeit ihres Gehorsams. Weiter werden die Engel in der Malerei und Skulptur als j u n g und b e k l e i d e t dargestellt. Sie blühen in ewiger Jugend und altern nie. Betreffs der Kleider pflegte das Mittelalter sie sinnig mit langem, wallenden Gewande, weiß oder bunt, mit Albe, Gürtel, Stola und Chormantel mit Schnalle darzustellen. Die Flügel sind meist wie Taubenflügel, zuweilen auch mit Pfauenfedern ausgestattet und blau — grün — rot (Farben des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe) bemalt. Die Engel erscheinen in der Kunst auch immer b a r f u ß; denn wer Flügel hat, bedarf der Schuhe nicht. Wie die Seligen des Himmels, mit langen Gewändern

bekleidet, in der hl. Schrift geschildert werden, so sollen auch die Engel nie nackt, sondern züchtig bekleidet in der Kunst auftreten. Die Cherubim und Seraphim bedecken sich mit ihren Flügeln. Erst mit dem Auftreten der Renaissance im 16. Jahrhunderte erscheinen die Engel in Bild und Plastik mehr oder minder nackt, amorettenartig, oft wahre Fleischklumpen, denen nur ein kleines Bändchen oder ein Zipfelchen von der Kleidung übrig gelassen ist. Es scheint fast, als wollten jene Meister ihre anatomischen Kenntnisse offenbaren; denn Andacht erweckende, auferbauliche Gestalten sind das nicht, die in läppischer, gaukelnder Stellung mit gespreizten Beinen auf den Kanten eines Gesimses oder auf Kanzeln und Altaraufsätzen sitzen In der alten Einrichtung unserer Kirche traf man auch solche wenig erbauliche Figuren, wie z. B. die fast unbekleideten, dafür aber wohlgenährten drei Engel, welche die Attribute von Glaube, Hoffnung und Liebe (Kreuz, Anker, Herz) trugen und auf dem Kanzeldeckel balancierten; ebenso unpassend waren die beiden rauchfaßschwingenden Engel mit ihren nackten Beinen auf dem alten Hochaltare. Attribute (Merkmale oder Erkennungszeichen) der Engel sind der Stab der Boten Gottes; ferner der Lilienstengel als Sinnbild der jungfräulichen Reinheit; der Palmzweig, den sie als Siegeszeichen den hl. Martyrern bringen, die musikalischen Instrumente und Notenblätter, die andeuten, daß sie in ewigem Jubel und mit allem, was Wohlklang ist, Gott verherrlichen. Auf Bildern, die sich auf das Leiden des Heilandes beziehen, tragen die Engel die Leidenswerkzeuge, (wie z. B. in dem Chore des linken Seitenschiffes) im Kampfe mit den bösen Geistern ein flammendes Schwert, oder wie St. Michael, eine Lanze mit einem Kreuze am oberen Ende; sie stoßen in die Posaunen am letzten Gerichte; Raphael als Pilger mit Stab und Kürbisflasche (Tobias), Gabriel priesterlich in weißem Gewande mit einer Lilie (bei der Verkündigung). Nicht biblisch, aber der Tradition angehörig und von der Kunst aufgenommen

sind die Engel Uriel, der ein Buch oder eine Rolle trägt, was die Erfüllung der Weissagungen bedeuten soll, Jophiel, der mit dem flammenden Schwerte die ersten Eltern aus dem Paradiese treibt, Jadkiel, der Abrahams Opfer verhindert, Chamuel, der dem Heilande auf dem Oelberge den Kelch des Leidens reicht, Haniel, der Begleiter des Heilandes bei der Passion, der daher Rohr und Dornenkrone trägt (Menzels Symbolik).

Gott dem Vater gegenüber erscheinen die Engel als Boten, als Werkzeuge seines Willens; dem Sohne Gottes gegenüber sind sie keine Werkzeuge seines Willens. Was Christus tut, tut er durch die Allmacht seines Wortes oder einer Handberührung, nie mittelbar durch Engel; aber die Engel kommen und dienen ihm, beten ihn an, verkündigen ihn, lobsingen ihn, beklagen ihn. Den Menschen gegenüber treten die Engel auf als Boten Gottes, die das Heil verkünden, die warnen, schützen, begleiten, strafen rc. wie das die Lebensgeschichte einzelner Heiligen uns zeigt.

Beim Eintritt in die Kirche bemerken wir vielerorts einen Engel, der das Weihwasserbecken hält; es deutet das hin auf jenen Engel, der da das Wasser im Teiche Bethesda (Siehe Bibl. Gesch. S. 149) hütete, dessen Wasser die Kranken heilte. Die unermeßliche Zahl der Engel wird in Bildern oft dargestellt, indem der ganze obere Raum eines Bildes dicht mit Engelsköpfen angefüllt ist, gleichsam ein Glorienschein aus Engeln gebildet, so z. B. auf dem berühmten Bilde der sixtinischen Madonna in Dresden. Gar sinnig wurden im Mittelalter die Engel verwandt bei einer Kreuzigungsgruppe; da zieht z. B. ein Engel die Gestalt eines Kindchens aus dem Kopfe des rechten Schächters, während ein geflügeltes Teufelchen ein solches aus dem Haupte des linken Schächters zieht; das Kindchen stellt die Seele des Sterbenden dar; Engel halten Kelche unter die blutrinnenden Wunden des Heilandes am Kreuze und fangen so das hl. Blut auf; Engel schweben in der Luft, weinend und klagend, andere mit vorwurfsvoller Geberde, als wollten

sie sagen: „Welch' ein Verbrechen habt ihr getan an dem unschuldigen Jesus!" Engel halten den Mond und die verdunkelte Sonne ꝛc. Die Engel sind in Rangordnungen geteilt, die unter sich in vollkommener Harmonie stehen. In der christlichen Kunst bilden sie, wohl im Hinblick auf die allerh. Dreifaltigkeit, eine heilige Dreimaldrei:

1. Die unterste Stufe bilden die Engel, Erzengel und Kräfte; sie vollziehen die Befehle Gottes gegenüber den Geschöpfen, wie ihr Name (Boten) anzeigt.
2. Ueber diesen stehen im Range die Mächte (Gewalten), Herrschaften und Oberherrschaften (Fürsten).
3. Die erhabensten Engelklassen sind die Throne, Cherubim und Seraphim; sie stehen am Throne des Allerhöchsten, glühen vor Liebe und schauen Gottes Wesenheit. Throne heißen jene Engel, auf denen gleichsam die Macht Gottes ruht; sie werden neben den Cherubim auch bezeichnet als die feurigen Räder, auf denen in der Vision des Propheten Ezechiel der Thron Gottes ruht, und als die feurigen Regenbogen, auf denen Gott und Christus als Weltenrichter zu thronen pflegt.

Die Cherubim sind die Engel der Allmacht, Urkräfte, durch die Gott im Raume wirkt. Mit flammendem Schwerte hütet ein Cherub' den Eingang des Paradieses, damit Adam nicht zum Baume des Lebens vordringe. Auf der Bundeslade knieen zwei Cherubim mit in die Höhe gerichteten Flügeln; sie bilden den Thronsitz Gottes, weil auf ihnen die Lichtwolke ruht. Cherubimgestalten waren dem kostbaren Byssusteppiche und dem Vorhange in der Stiftshütte eingewebt. Die Flügeltüren am Eingang zum Heiligen, das innere Getäfel, der Vorhang waren mit Cherubsgestalten verziert. Im Allerheiligsten standen zwei kolossale Cherubsgestalten aus vergoldetem Oelbaumholz. Alle diese Bilder hatten die Bedeutung, daß man an ihnen die Stätte der Gnadengegenwart Gottes erkennen sollte. Im ganzen Alten Testamente treten die Cherubim als Träger des gött-

lichen Thrones, als Assistenten desselben, als Zeugen seiner Gnadengegenwart auf; in der Apokalypse des Neuen Testamentes stehen sie in nächster Nähe vor dem Throne Gottes, singen das „Dreimalheilig", geben die Erlaubnis näher zu treten ꝛc.

Von den Seraphim redet die hl. Schrift im Alten Testamente, als sie der Prophet Isaias bei seiner Berufung um Gott geschart sah. Sie werden vom Propheten geschildert als mit drei Flügelpaaren ausgerüstet, deren eines zur demütigen Bedeckung des Antlitzes, ein zweites zur Bedeckung der Füße, ein drittes zum Fliegen diente; ihre Beschäftigung ist der unablässige Lobpreis der Herrlichkeit Gottes und die Vermittlung zwischen Himmel und Erde, indem einer derselben mit glühender Kohle die von dem Propheten selbst für unrein erklärten Lippen reinigte und ihn selbst damit entsündigte. Da das Wort Seraph „verbrennen" bedeutet, werden die Seraphim als die Träger reinster Liebesglut angesehen, welche alles mit gleicher Glut und Liebe zu Gott entflammen möchten; daher der Ausdruck: seraphische Liebesglut, der in Gebetbüchern häufig vorkommt. Ein Teil der Chöre der heiligen Engel ist in dem beliebten Liede unseres Gesangbuches (Nr. 333: Herr, großer Gott, dich loben wir) verzeichnet.

Gegenüber der Statue des hl. Erzengels Michael an dem entsprechenden Platze auf der Evangelienseite steht die Figur des hl. Nicolaus zum Andenken daran, daß einst in unserer Pfarrkirche sich ein Altar dieses Schutzpatrons der Schiffer befand. Dieser große Bekenner-Bischof wird wird im Morgen- und Abendlande von jeher als großer Wundertäter verehrt. Ihn zeichnete ein ganz besonders großes Vertrauen auf Gott aus und er hörte nicht auf, Gott mit Bitten zu bestürmen, bis sein Gebet mit Erfolg gekrönt war. Seine außerordentliche Liebe zu den Armen veranlaßte ihn, sein Vermögen unter sie auszuteilen; seine Mildtätigkeit aber spendete ihre Wohltaten stets im Verborgenen. Einem verarmten Adeligen, der aus Armut die

Unschuld seiner drei Töchter preiszugeben im Begriffe stand, warf er dreimal hintereinander des Nachts einen Beutel mit Gold in das Schlafgemach, sodaß er seinen Töchtern eine anständige Aussteuer zu ihrer Verheiratung geben konnte; damit war die Unschuld der Mädchen gerettet. Diese der Jugend zugewandte Mildtätigkeit gab die Veranlassung dazu, daß bis auf den heutigen Tag der St. Nicolaustag am 6. Dezember das Fest der Kinderbescheerung geworden ist.

Als St. Nicolaus einst auf einer Reise nach dem gelobten Lande das Schiff bestieg, sagte er den Schiffern, obwohl der Himmel heiter und das Meer vollständig ruhig war, einen gewaltigen Sturm vorher. Als dann dieser Sturm in der Tat sich mit großer Heftigkeit einstellte, betete der Heilige inständig, und siehe! der Sturm legte sich plötzlich. Die Schiffer erkannten daran die Heiligkeit des Bischofs und fingen an ihn zu verehren. Daher hat ihn die Schifferzunft zu ihrem Patron erwählt und er hat als Abzeichen vielfach einen Anker neben sich. Auf seiner Rückreise aus dem gelobten Lande wurde er zu Myra in Lycien zum Bischof gewählt. Als solcher war er ein eifriger Beschützer armer Witfrauen und suchte besonders arme, verlassene Kinder auf, für deren Taufe und christliche Erziehung er Sorge trug; daher wird er auch abgebildet mit drei Kindern, die in einem Kübel (Taufbecken) neben ihm stehen. So steht die Statue des hl. Nicolaus auf unserem Hochaltare als Bischof, mit dem Bischofsstabe in der Hand, in der Nische, zu seinen Füßen der Kübel mit den 3 Kindern. In seiner Linken trägt er ein Buch mit drei Brotstücken, weil er während einer Hungersnot einem Kaufmann erschien und ihm gebot, ein großes Schiff mit Getreide nach Myra zu fahren. Hierdurch wurden die Bewohner der Stadt vor dem Hungertode gerettet und seit dieser Begebenheit erwählte ihn auch die Bäckerzunft zu ihrem Schutzheiligen. Bei dieser Statue muß ganz besonders auf den Gesichtsausdruck aufmerksam gemacht werden; aus diesen hageren, Abtötung und Selbstbeherrschung zeigenden Zügen leuchten dem Be-

schauer die Herzensgüte und der Ernst der Lebensauffassung des Heiligen entgegen.

Betrachten wir den Altaraufsatz des Hochaltars nochmals in seiner Construktion, so bemerken wir, daß zwischen der Altarplatte und den großen Reliefdarstellungen, die mehr in die Breite ausladen, ein niedriger und schmaler Zwischenaufsatz (Predella genannt) sich befindet, der in den beiden zierlich umrahmten Nischen noch 4 Brustfiguren aufweist.

In diesen Figuren sind die vier abendländischen oder lateinischen Kirchenväter dargestellt, nämlich St. Ambrosius, St. Augustinus auf der Evangelienseite und St. Gregor der Große und St. Hieronymus auf der Epistelseite.

Der hl. Ambrosius, der Sohn des Oberstatthalters von Spanien, Britannien und Gallien, wurde im Jahre 340 in Trier geboren und studierte später in Rom die Beredsamkeit und Jurisprudenz mit solchem Erfolge, daß er Statthalter in Mailand wurde. Dem Volke war er mehr Vater als Richter. Als 374 nach des Bischofs Auxentius Tod sich Clerus und Volk nach der damaligen Sitte versammelten, um einen neuen Bischof zu wählen, entstand zwischen den arianisch Gesinnten und den Rechtgläubigen Streit. Während Ambrosius Worte der Versöhnung und Mäßigung an die Menge richtete, rief plötzlich ein Kind: „Ambrosius, Ambrosius Bischof!“ und begeistert wiederholte die ganze Versammlung diesen Ruf. Trotz seines Sträubens mußte er die bischöfliche Würde annehmen, empfing die Taufe und widmete sich den theologischen Studien. Als Bischof von Mailand trägt er in seinen bildlichen Darstellungen den Bischofsstab und einen Bienenkorb. Ein Schwarm Bienen soll sich, als er als Kind in der Wiege lag, auf seinen Mund gesetzt haben, ohne ihn zu stechen, und ihm Honig in den Mund getragen haben. Der Honig aber ist das Bild der Beredsamkeit, mit welcher er das Wort Gottes verkündete und selbst dem mächtigen Kaiser Theodosius dem Großen gegenübertrat. Theodosius

hatte nämlich, infolge seines raschen Temperamentes in Thessalonich, weil dort wegen der Schauspiele bei einem Auflaufe des Volkes einige kaiserliche Beamte ermordet worden waren, unter Schuldigen und Unschuldigen ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Ambrosius schrieb dem ihm befreundeten Kaiser, was Liebe, Heiligkeit und Freundschaft ihm eingab, um den Kaiser zur Buße zu bewegen. Allein der Kaiser achtete wenig auf diese Mahnungen und versuchte zur Kirche zu kommen. Doch trat ihm Ambrosius an der Kirchentüre entgegen und verweigerte dem Kaiser den Eintritt, bis er Buße getan habe. Das geschah denn auch. Die Eleganz, Kraft und Salbung der Reden des Heiligen waren eine Hauptursache der Bekehrung des hl. Augustinus. So waren z B. die Reden des hl. Ambrosius über die Jungfräulichkeit von so hinreißender Wirkung, daß die Mütter Mailands ihren Töchtern den Besuch der Predigten des Heiligen untersagten, damit sie nicht das jungfräuliche Leben dem Ehestande vorziehen möchten. Der seinen Namen tragende Lobgesang „Te Deum laudamus“ („Großer Gott wir loben dich“) ist von Ambrosius nicht verfaßt, sondern wohl nur von ihm aus dem Griechischen übersetzt und zusammengestellt. Ambrosius starb am 4. April 397. Sein Leichnam ruht neben den Leibern des hl. Gervasius und Protasius in der Basilika in Mailand, die seinen Namen trägt.

Neben der Büste dieses Heiligen steht in unserer Predella diejenige des hl. Augustinus (geb. 354 zu Tagaste in Numidien [Nordafrika], gest. 430 zu Hippo), der wohl einer der hervorragendsten Bischöfe, größten Kirchenlehrer und scharfsinnigsten Theologen aller Zeiten ist. Er ist dargestellt, wie er eben eines seiner gelehrten Werke schreibt; sinnend und grübelnd überliest er das soeben Geschriebene, indem er, in Gedanken verloren, die Feder zum Munde führt. Die feurige Beredsamkeit des hl. Ambrosius und die unaufhörlichen Gebete und Tränen seiner Mutter, der hl. Monika, erwirkten ihm die Gnade der Bekehrung

und führten ihn auf den Weg der Heiligkeit. Die Geschichte seines Lebens und seiner Bekehrung hat er selbst niedergeschrieben in seinem lesenswerten Buche „Confessiones“ (Bekenntnisse). Man findet den Heiligen auch abgebildet mit einem brennenden Herzen in der Hand, zur Bezeichnung der glühenden Gottesliebe, welche alle seine zahlreichen Schriften durchweht.

Auf der Epistelseite zunächst dem Tabernakel enthält die Nische der Predella die Büste eines Papstes, der als solcher an der dreifachen Krone (Tiara) auf seinem Haupte erkennbar ist; eine Taube sitzt auf seiner Schulter und scheint ihm etwas in's Ohr zu sagen, seine Linke hält den Stab mit dem Doppelkreuz und ein Buch, seine Rechte eine Schreibfeder und in dem Buche lesen wir die Worte: Cantabo Domino canticum novum (= „ich will dem Herrn ein neues Lied singen“). Diese Figur stellt den hl. Papst Gregor den Großen (540 bis 604) vor, einen der geistvollsten Päpste, dessen Energie bei vielfach schwankender Gesundheit Staunen erregt. Als er zum Papste gewählt wurde, verbarg er sich aus Bescheidenheit; aber eine Feuersäule über seinem Haupte verriet ihn. Er war der Erste von den Päpsten, der sich den Namen „Knecht der Knechte“, (servus servorum) beilegte. Nach der Legende erteilte ihm der hl. Geist in Gestalt einer Taube weise Ratschläge. Bekannt ist auch eine bildliche Darstellung mit der Unterschrift: „Messe des hl. Gregor“; es liegt ihr folgende Begebenheit zu Grunde. Eine Frau, die der Messe des hl. Papstes beiwohnte, wollte die von ihm consekrierte Hostie nicht als den wirklichen Leib des Herrn anerkennen, weil sie in den Händen des Papstes dasselbe Brot sah, das sie der damaligen Sitte gemäß, eben erst selbst geopfert hatte. Die Frau trug dem Papste ihre Zweifel vor. Um nun sie und andere schwachgläubigen Christen in ihrem Glauben an die Transsubstantiation (Wesensverwandlung) zu kräftigen, betete er inständig und siehe! bei der nächsten hl. Messe sahen diese, wie sich das Brot in den Leib Jesu

Christi verwandelte, so daß neben dem Kelche Christus der Herr in seiner leiblichen Gestalt, seine Wundmale zeigend, eine zeitlang auf dem Altare stand. Von diesem Papste her tragen auch die kirchlichen Gesänge den Namen „gregorianischer Choral“, da er die vorhandenen Kirchengesänge sammelte, neue Weisen hinzu componierte und so den Grund legte zu jenen herrlichen Choralmelodien, die als „traditioneller Choral“ jetzt auf Befehl unseres hl. Vaters Papst Pius X. in der vaticanischen Druckerei herausgegeben werden. So groß war sein Eifer in der Herstellung eines würdigen Kirchengesanges, daß er selbst, obwohl kränklich, vom Bette aus Knaben im Choralsingen unterwies. —

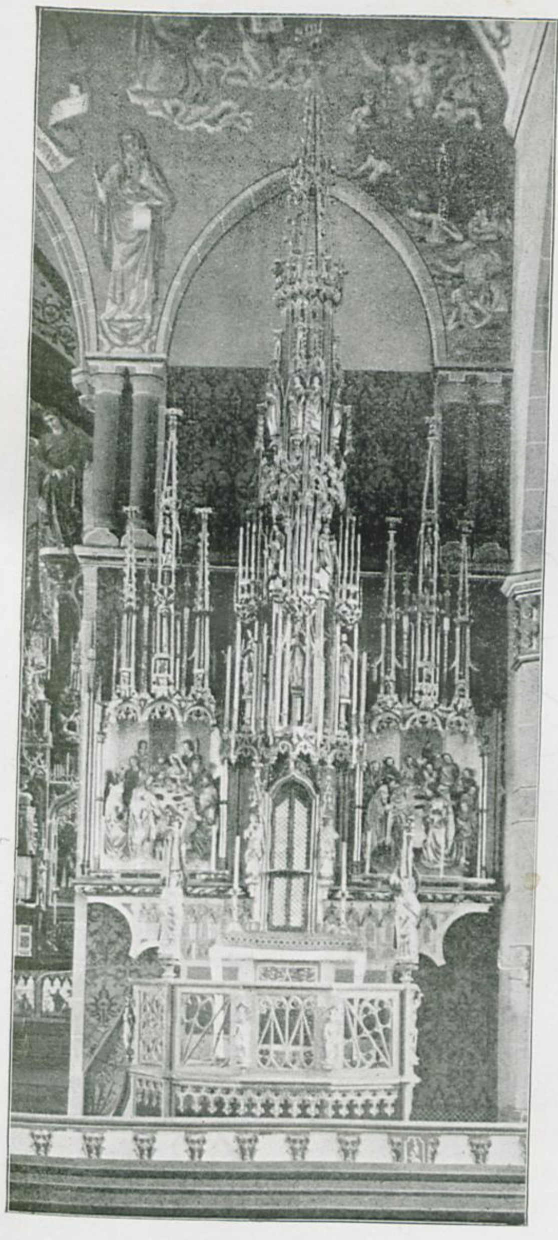
In der vierten Büste ist der hl. Hieronymus (340 bis 420) dargestellt als Kirchenlehrer mit einem Buche in der Hand, mit langem Barte und in dem Gewande eines Cardinals. (Cardinal = Türangel, weil durch die Cardinäle die ganze Kirche, wie die Türe durch die Türangeln, regiert wird). Aus vornehmem Stande, gelehrt, beschäftigt mit dem Studium und der Uebersetzung der hl. Schrift, führte er ein streng asketisches Leben meist in der Einsamkeit; oft kasteite er sich mit einem Steine, indem er seine Brust damit wund schlug. Es wird der Heilige auch abgebildet mit einem Löwen, weil er nach der Legende einem solchen einst einen Dorn aus dem Fuße zog, so daß jener aus Dankbarkeit bei ihm blieb. — Diese 4 Figuren sind wahre Meisterwerke der Bildhauerkunst und verdienen seitens der Kenner die höchste Beachtung. — Ueber der mit reichem Baldachin gekrönten Expositions- oder Aussetzungsnische hat an unserem Altare der Künstler in sinniger Weise ein Lamm, auf einem Buche mit 7 Siegeln liegend und eine Siegesfahne haltend, angebracht Unter diesem Lamme stellt die kirchliche Kunst den Heiland selbst dar, das Osterlamm, geschlachtet für die Sünden der Welt oder wie der hl. Johannes der Täufer sprach: „das hinwegnimmt die Sünden der Welt.“ Der hl Johannes schaut in seiner geheimen Offenbarung das Lamm, vor welchem die 24

Aeltesten anbetend niederfallen und das allein imstande ist, das Buch mit den 7 Siegeln, (d. h. voller Geheimnisse) zu öffnen. Die Kreuzesfahne erinnert an den endlichen Sieg des geopferten Lammes in der Auferstehung. Zuweilen steht auch ein Kelch vor dem Lamme, in den das Blut aus seiner Brustwunde strömt — ein Hinweis auf den leidenden Heiland.

So präsentiert sich unser Hochaltar mit seinem reichen ornamentalen Schmuck, als ein wahres Kunstwerk um so mehr, als derselbe in der Werkstatt des Herrn Bildhauers C. Weis in Niederlahnstein (früher in Frankfurt a. M.) eine auf den Principien der mittelalterlichen Meister beruhende Bemalung (Polychromierung) und Vergoldung erhielt, welche die Schönheiten und das Ebenmaß der figürlichen Darstellungen und der Ornamente wirkungsvoll hervorheben und den Eindruck der Darstellungen bis zur künstlerischen Vollendung erhöhen. Es sei darum an dieser Stelle der frommen Stifterin dieses herrlichen Altars öffentlich Dank gesagt für ein Werk, das geeignet ist, die Ehre Gottes zu fördern, die Katholiken Oberlahnsteins zu erbauen und die Schönheit unseres Gotteshauses zu erhöhen. —

Es wäre wohl angezeigt, eine Darstellung des Lebens des hl. Martinus, des ersten Patrons unserer Kirche, im Zusammenhange hier folgen zu lassen. Wir nahmen aber von der Ausführung dieses ursprünglich gefaßten Planes Abstand, weil eine, auch nur einigermaßen eingehende Beschreibung des Lebens und Wirkens unseres großen Patrons den Umfang dieser Schrift zu sehr erweitert hätte und weil bereits sehr schöne Lebensbeschreibungen des Heiligen vorhanden sind. In der Franz Schickel'schen Buchdruckerei liegen zu sehr mäßigen Preisen verschiedene Ausgaben des Lebens des hl. Martinus zum Verkaufe.

Als zweiten Patron verehrt unsere Kirche den hl. Martyrer Dionysius, den ersten Bischof von Paris. Er gehört zu jenen sieben Bischöfen, welche Papst Fabian nach der Christenverfolgung unter Kaiser Septimius Severus



Der Sakramentsaltar.
(Gesamtansicht).

(193—211) nach Frankreich (Gallien) schickte, um die verwüstete Kirche Galliens wieder herzustellen, die zerstreuten Gläubigen zu sammeln und aufs neue Kirchen zu gründen; er gründete das Bistum Paris, und bekehrte die Götzendiener, baute Kirchen, stellte Cleriker an und ordnete den Gottesdienst. Die hierüber in Wut geratenen Götzendiener aber brachten ihn in der folgenden Christenverfolgung mit seinem Diakon Eleutherius vor Gericht, woselbst sie mutig und unerschrocken für ihren Glauben an Jesus Christus Zeugnis ablegten. Sie wurden gräßlich gefoltert und gemartert und dann sämtlich enthauptet. Der hl. Dionys gehört zu den 14 Nothelfern; er soll nach der Enthauptung sein Haupt noch eine Strecke weit selbst getragen haben; darum wird er auch in dieser Stellung, also sein eigen Haupt tragend, abgebildet. An der Stelle seines Martertodes wurde eine Kapelle gebaut, die später die hl. Genovefa zu einer Kirche erweitern ließ 469. Im siebenten Jahrhunderte wurden die Leiber dieser drei Blutzeugen in silberne Särge gelegt und nach der vom Könige Dagobert gegründeten Abtei St. Denys übertragen. Das Gedächtnis dieser drei Heiligen wird am 9. Oktober gefeiert.

II. Der Sakramentsaltar.

Daß wir uns entschlossen haben zur Aufbewahrung des allerheiligsten Sakramentes nicht, wie meist bei uns üblich, den Hochaltar zu benutzen, sondern einen eignen Altar dazu bauen zu lassen, hat seinen Grund einmal in den liturgischen (gottesdienstlichen) Vorschriften, welche hierzu in größeren Kirchen einen besonderen Altar in einer Seitenkapelle vorsehen; sodann aber waren praktische Gründe, hervorgehend aus der Bauart unserer Kirche, ausschlaggebend. Infolge der seitlichen Verbreiterung unseres Gotteshauses und der eng zusammenstehenden Türme wird der Hochaltar nur für einen Teil der Besucher der Kirche sichtbar. Es

war daher auch seitens der kirchlichen Oberbehörde uns nahegelegt worden, den Hochaltar hervorzurücken bis vor die Communionbank. Da dies aber nicht angängig war, entschlossen wir uns, wenigstens das Allerheiligste in den großen, viereckigen Raum der Kirche zu bringen, so daß es bei allen Messen, Vespern, Nachmittags- und Volksandachten von allen gesehen und verehrt werden könne.

Da man in neuerer Zeit wieder dem Bau von Sakramentshäuschen, wie sie zur gotischen Zeit allgemein üblich waren, sein Augenmerk zuwendet, andererseits aber ein kirchliches Gebot besteht, wonach das Allerheiligste im Tabernakel nur „in der Mitte eines Altars“ aufbewahrt werden darf, so wurde in dem Bau dieses Sakramentsaltars auch der Versuch gemacht, beides zu verbinden. Tatsächlich ist unser Sakramentsaltar ein sog Sakramentshäuschen, aber mit einem Altare, an dem auch das hl. Opfer dargebracht werden kann. (cf. Jakob: Die Kunst im Dienste der Kirche § 38, S. 160, III. Auflage).

Interessant und eigenartig ist an unserem Sakramentsaltare auch die ganze Anlage. Um den Tabernakel in eine solche Höhe zu bringen, daß die ausgesetzte Monstranz allen in der Kirche sichtbar wird, wurde ein kanzelartiger Aufbau angebracht, der durch eine auf der rechten Seite eingebaute Treppe zugängig ist.

Unser Altmeister, Bildhauer Weis in Niederlahnstein, hat nun die ihm gestellte Aufgabe in einer so künstlerisch vollendeten, praktischen Weise gelöst, daß der Altar mit seinem wundervollen Aufbau, in seinem Totaleindruck, wie auch in den kleinsten Einzelheiten, Kenner und Nichtkenner entzückt und daß die Absicht, unserm lieben Heilande im allerheiligsten Sakramente eine möglichst würdige Wohnstätte in Oberlahnstein zu bereiten, in vollem Maße erreicht wurde. Sehen wir uns die einzelnen Teile des Altars etwas näher an. Die kräftige Gestalt eines Hundes, der in ohnmächtiger Wut seinen Rachen öffnet, muß die vier Säulen tragen, auf denen der Unterbau ruht; es ist damit das Unreine,

das Gemeine versinnbildet im Gegensatze zu dem Reinen und Heiligen, dem es wider Willen dienen und gehorchen muß. Außerordentlich kunstreich gegliedert sind auch die Ansätze der weiteren Stützen des Vorbaues.

An der mit leichtem Maßwerk versehenen Ballustrade des Vorbaues, dessen Boden etwa ein Meter über dem Boden der Kirche liegt, sind unter zierlichen Baldachinen fünf Figürchen an den Ecken derselben angebracht, die in tadelloser Ausführung Männer des Alten Testamentes vorstellen, welche auf das hl. Sakrament im neuen Bunde vorbildlich (typisch) gewirkt oder geschrieben haben. Zunächst am Aufgange bemerken wir die Figur des Moses mit mächtigem Barte, in seiner Haltung etwas Energisches, Bewegtes und Flammendes. Die Lichtstrahlen, die von seinem Antlitze ausgingen, seit er mit Gott auf Sinai gesprochen, stellt die Kunst dar als zwei hornartige Erhöhungen auf seiner Stirne („es war gehörnt sein Angesicht)." Bedeutungsvolle Vorbilder vom allerheiligsten Sakramente war das Manna, jenes wunderbare „Brot vom Himmel" und die Schaubrote, die Moses auf Anordnung Gottes aus feinem Weizenmehl ohne Sauerteig auf dem goldenen Tische des Heiligtums aufstellen ließ und die immer am Sabbate erneuert bezw. von den Priestern genossen wurden.

Die zweite Figur stellt den Propheten Elias vor, der eine Schriftrolle mit dem Hinweis auf das dritte Buch der Könige, Capitel 19 enthält: Darin wird erzählt, wie Jezabel dem Elias einen Boten sandte, daß er am folgenden Tage ihrem Haße zum Opfer fallen und sterben müsse. „Darob fürchtete sich Elias, machte sich auf und ging fort, wohin ihn sein Wille führte und kam nach Bersabee in Juda und entließ daselbst seinen Diener und ging in die Wüste eine Tagereise. Und angelangt, ließ er sich nieder unter einer Wachholderstaude und wünschte seiner Seele zu sterben und sprach: Herr, ich habe genug, nimm meine Seele: denn ich bin nicht besser, als meine Väter. Dann streckte er sich hin und schlief ein im Schatten der Wach-

holderstaude; siehe, da berührte ihn ein Engel des Herrn und sprach zu ihm: Erhebe dich und esse! Er schaute auf, und siehe, ihm zu Haupten ein Brot, unter der Asche gebacken, und ein Gefäß Wasser; er aß also und trank und schlief wieder ein. Und der Engel des Herrn kam zum zweiten Male und berührte ihn und sprach zu ihm: Erhebe dich, esse; denn es steht dir eine große Reise bevor. Er erhob sich, aß und trank und ging in Kraft dieser Speise vierzig Tage und vierzig Nächte bis an den Berg Gottes, den Horeb." Hier wurde er dann einer Erscheinung des Herrn selbst gewürdigt. Durch den Genuß jenes himmlischen Brotes, nämlich des hl. Altarsakramentes werden auch die Christgläubigen wunderbar gestärkt auf ihrer Wanderschaft durch die Wüste dieses Lebens zum „Berge Gottes", zur ewigen Seligkeit und besitzen in ihm ein Unterpfand der künftigen Anschauung Gottes.

An dem folgenden Ecke des Vorbaues hält die Figur des Propheten Malachias eine Schriftrolle, die auf seine berühmte Weissagung hinweist. Sie lautet: „Ich habe kein Wohlgefallen mehr an euch (Juden) spricht der Herr der Heerscharen und nehme kein Opfer mehr an aus euren Händen; denn vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange wird mein Name groß werden unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen geopfert und ein reines Speiseopfer dargebracht werden." (Malach I, 10. 11.) Es erkannte und bekannte die gesamte Ueberlieferung der Väter der Kirche und die Kirche selbst förmlich und feierlich auf der Kirchenversammlung zu Trient (sess 22), daß diese Vorhersagung erfüllt worden sei durch die Einsetzung des Opfers des Neuen Bundes, durch das Opfer des Leibes und Blutes unseres Herrn Jesu Christi in der hl. Messe. Alle einzelnen Momente der Weissagung sind in diesem Opfer und nur in ihm verwirklicht.

Das folgende prächtige Figürchen stellt, erkenntlich durch die Säge, den Propheten Isaias dar, den ersten unter den vier großen Propheten (Isaias, Jeremias, Ezechiel

und Daniel), der alle Hoheit des Prophetentums in sich offenbart, der „gewaltige Herold des Gottvertrauens“ (Haneberg). Ueber seine persönlichen Verhältnisse wissen wir wenig. Er war der Sohn des Amos und wurde unter Ozias i. J. 759 berufen, wirkte unter den Königen Joatham, Achaz und Ezechias und starb eines gewaltsamen Todes unter Manasses. Als dieser der Vormundschaft entwachsen war und der religiösen Richtung seines Vaters Ezechias entsagte, brach eine Verfolgung gegen die Propheten, die ihm entgegentraten, aus, und Isaias wurde zersägt, weshalb auch die Säge sein Attribut ist.

Nach einer alten Ueberlieferung ließ Manasses den Gottgesandten vor Gericht fordern, weil er gesagt hatte: „Ich sah Gott auf einem Throne sitzen“ und weil dies dem ausdrücklichen Bilderverbote im Gesetz zuwider war. Isaias soll sich hierauf, um der Verfolgung zu entgehen, durch Aussprechen des hl. Namens in einen Baum verwandelt und der König befohlen haben, diesen umzusägen, wobei Blut herausspritzte. Der jüdische Talmud (ein Buch, das nach der hl. Schrift bei den Juden das höchste Ansehen genießt) erzählt von Isaias folgende seltsame Fabel. Dem fliehenden Propheten öffnete sich auf sein Gebet eine Ceder, die ihn aufnahm und sich hinter ihm wieder schloß. Der König ließ den Baum zersägen und als die Säge an des Propheten Mund kam, starb er.

Der Grundgedanke seines Buches ist der, daß Israel wegen seiner Sünden dem Verderben anheimgegeben werde, daß aber ein Teil des Volkes erhalten bleibe um seine Bestimmung unter den Völkern zu erfüllen. Dann schildert er in erhebender Sprache die Herrlichkeit des kommenden Reiches Gottes auf Erden. Folgende Stellen beziehen sich auf das eucharistische Opfer des Neuen Bundes: a) 62, 8 und 9. „Nicht werde ich geben fürder dein Getreide zur Speise deinen Feinden und nicht werden Söhne der Fremde trinken deinen Wein, um den du dich gemühet; sondern die jenes gesammelt werden, selbes essen und werden den Herrn

preisen; und die, so diesen eingelesen, sie werden davon trinken in meinen Vorhöfen.“ b) 65, 13. „Darum, so spricht der Herr: Siehe, meine Diener werden essen, und ihr werdet hungern; siehe, meine Diener werden trinken, und ihr werdet dursten.“ c) 66, 21. „Und es geschieht — Monat um Monat und Sabbat um Sabbat wird kommen alles Fleisch, um anzubeten vor meinem Angesichte, spricht der Herr.“ Die Kirche des Neuen Bundes feiert nämlich diese ununterbrochene Anbetung Gottes in dem immerwährenden Opfer der Eucharistie und in der Feier ihrer heiligen Zeiten und Tage.

Endlich schmückt die letzte Ecke die Gestalt Aarons in der Kleidung des Hohenpriesters, das Rauchfaß schwingend. Auf der Brust hat er den Brustschild mit den auf die zwölf Stämme Israels hindeutenden Edelsteinen. Ihm, dem älteren Bruder des Moses, wurde für sich und seine Nachkommen das Priestertum mit seinen Obliegenheiten anvertraut und er ist demnach das Urbild des Priesters und Opferers auch für das Opfer des Neuen Bundes, indem auch heute noch die Wolken des Weihrauchs als ein Zeichen der Anbetung Gottes auf unseren Altären vor dem Allerheiligsten emporsteigen und ein von der Welt und ihrem Treiben abgesondertes Priestertum die Verpflichtungen des Gottesdienstes erfüllt.

Interessant ist es auch, wie der Erbauer des Altars sein Monogramm, die Jahreszahl und das Monogramm des Pfarrers in dem Maßwerke der Ballustrade anzubringen wußte, ohne die duftige Zartheit desselben zu verletzen oder den harmonischen Eindruck zu stören.

Ueber der Altarplatte erhebt sich an unserem Sakramentsaltare der Tabernakel, die Wohnung Christi unter den Menschen, der Ort des höchsten aller Liebesgeheimnisse unserer hl. Religion, den frommer Sinn und hl. Kunst allzeit mit besonderem Eifer und höchster Kunstleistung geziert haben. Darum wird der Tabernakel sowohl im Aeußern, wie im Innern möglichst kostbar, möglichst kunstvoll und

heutzutage auch möglichst feuer- und diebessicher gebaut. Sich anlehnend an die noch aus dem Mittelalter erhaltenen Tabernakel ist der unsrige als rechteckiger Schrein aus Eisen konstruiert und mit kunstvoll geschmiedeten Türchen versehen, bei denen vergoldete Kupferplatten die zierliche Arbeit des dunklen Gitterwerks wirkungsvoll hervorheben. Der Tabernakel besteht aus zwei verschließbaren Räumen; der untere dient zur Aufbewahrung des Speisekelches (Ciborium), der obere größere enthält die Monstranz mit dem Allerheiligsten. Im Innern sind die Tabernakelräume, bekleidet mit Tafeln einer präparierten Holzmasse, welche die Feuchtigkeit auffsaugt, und ausgeschlagen mit feinster weißer Seide. Zu beiden Seiten des Tabernakels sieht man unter zierlichen Baldachinen zwei Engel in anbetender Haltung; sie erinnern an die beiden Cherubimgestalten auf der Bundeslade im Allerheiligsten des Salomonischen Tempels. Der ganze, drei Centner schwere, eiserne Tabernakel ist hervorgegangen aus der Kunstschlosserei des Herrn Wilhelm Pott hier, der damit unserm Heiland seine Wohnung unter uns gebaut, sich selbst aber ein Denkmal seiner Kunstfertigkeit gesetzt hat.

Ein dreifacher Baldachin überwölbt den Tabernakel, über dem sodann der außerordentlich reich gegliederte Hauptturm dem Gewölbe zustrebt. Die zahlreichen Streben, Fialen (Türmchen), Krönungen werden belebt durch eine Anzahl Engel, welche die verschiedensten musikalischen Instrumente handhaben. Es ist damit der Gedanke ausgedrückt, daß die Engel des Himmels sich mit den Gläubigen auf Erden im Lobe, Preise und in der Anbetung des Herrn im allerheiligsten Sakramente vereinigen — eine Verkörperung des bekannten Lobgesanges (Hymnus):

„Landa Sion Salvatorem“,
Deinem Heiland, deinem Lehrer,
Deinem Hirten, und Ernährer,
Sion, stimm ein Loblied an.

Der Aufbau, die architektonische Entwicklung des Turmes in seiner organischen Construktion, erregt geradezu

Staunen und nicht oft dürfte man in deutschen Landen und Kirchen eine so fein durchdachte und so zierlich ausgeführte Architektur aus unserer Zeit wieder antreffen. Zu beiden Seiten des Tabernakels erbreitern unter reich ausgestatteten Baldachinen zwei große Reliefgruppen den Aufsatz zu einer monstranzähnlichen Form.

Auf der Evangelienseite wurde die Hochzeit zu Cana, jenes Ereignis zur plastischen Darstellung gewählt, bei dem der Heiland Wasser in Wein verwandelte und damit uns nahe gelegt, daß er auch Brot in seinen hl. Leib verwandeln könne, wie er es beim letzten Abendmahle dann auch wirklich getan hat. Wir sehen die Hochzeitstafel besetzt mit zahlreichen Gästen, im Hintergrnnd das Brautpaar; der Bräutigam scheint recht ernst gestimmt zu sein und es schmerzlich zu empfinden, daß der Wein ausgegangen; er reicht seiner Braut eben den letzten Rest im Becher hin. In andächtiger Haltung, die Hände gefaltet, sitzt rechts die Mutter des Herrn, während ihr göttlicher Sohn im Vordergrund den Segen über das zu verwandelnde Wasser spricht, das ein junger Aufwärter eben in die steinernen Krüge gießt. Das Antlitz des Heilandes atmet Hoheit, Würde und Milde. Der alte Herr rechts an der Tischecke schaut erstaunt dem Vorgange zu und scheint die göttliche Würde desjenigen zu ahnen, der eben sein erstes Wunder wirkt.

In der anderen Gruppe auf der Epistelseite ist die Einsetzung des allerheiligsten Sakramentes dargestellt und zwar hat der Künstler den Augenblick festgehalten, als der Heiland, nachdem er über Brot und Wein die Verwandlungsworte gesprochen, eben beginnt, seinen hl. Leib in der Brotsgestalt auszuteilen. In seiner Linken den Speisekelch haltend, reicht der Heiland die hl. Hostie dem hl. Petrus, der vor ihm auf die Knie niedergesunken ist; seine Hände halten ein Kommuniontüchlein; die folgenden Apostel haben sich bereits erhoben und sind im Begriffe, andächtig mit gefaltenen Händen und niedergeschlagenen Augen zum ersten



Gruppenbild (Hochzeit zu Cana) auf der Evangelienseite.





ruppenbild (Einsetzung des allerhl. Sakramentes) auf der Epistelseite.

Male dem Sakrament der Liebe sich zu nahen. Die Apostel auf der rechten Seite beten andächtig; nur einer breitet die Hände aus und scheint zu sagen: „Seht, meine Freunde, jetzt gehen die Worte der Verheißung in Erfüllung!“ Man beachte, wie trefflich es dem Künstler gelungen ist, den Elfen in ihrer Haltung und in den Gesichtszügen jenen Glauben, jene Liebe, Andacht und Ehrfurcht, die ihr Inneres erfüllten, zum Ausdruck zu bringen.

Im Hintergrund verschwindet eben Judas, der Verräter, der höhnisch ihnen den Geldbeutel zeigt; keiner der Apostel nimmt Notiz von ihm. Der Kenner und Kunstfreund wird seine helle Freude haben an dem außerordentlich reichen Faltenwurf der Personen im Vordergrunde beider Darstellungen. Außer der Gestalt des Herrn ist besonders die Figur des hl. Petrus von vollendeter Schönheit.

Wie angemessen und sinnig stehen die beiden Engelsgestalten auf ihren durchbrochenen Consolen an der Ballustrade! Man sieht es ihnen ordentlich an, daß es eine Freude und Ehre für sie ist, das „ewige Licht“ tragen und so das Allerheiligste ehren zu dürfen.

Das Brennen des „ewigen Lichtes‘ vor dem Allerheiligsten ist eine tief sinnreiche und von zartem Empfinden zeugende Einrichtung unserer hl. Kirche. Dieses Licht, das Tag und Nacht brennen soll, leuchtet zum Zeichen und zur Erregung des Glaubens und der Andacht, die nie erlöschen, sondern in uns wachsen und zunehmen möge; es zeigt uns an, wo die kleine Wohnung des Sohnes Gottes unter uns Menschen ist und mahnt uns, auf unsere Knie anbetend niederzusinken. Daher sollen wir in der Kirche, in der das „ewige Licht“ uns die sakramentale Gegenwart des Gottmenschen Jesus Christus meldet, nicht sitzen, nicht stehen, sondern, wenn möglich, knieen. — So ist das ewige Licht eine beständige Botschaft von der wahren Gegenwart Christi in der hl. Hostie, von der Menschwerdung Christi und ganz besonders mahnt uns das kleine Lichtlein, eingedenk zu sein der Liebe Christi, dessen Freude es ist,

unter den Menschenkindern zu wohnen, der Tag und Nacht über uns wacht, auch wenn alles schläft, der wacht, auch wenn niemand ihn besucht, wenn wir achtlos an der Kirche vorüber eilen und den Geschäften oder den Freuden der Welt nachgehen.

Von seiten der Gläubigen aus soll das ewige Licht eine Ehrenbezeugung sein vor dem ewigen Könige und ein lautes Bekenntnis ihres Glaubens an die wunderbare Gegenwart Jesu Christi, ein Zeichen, daß sie bereit sind, wie die klugen Jungfrauen, den Bräutigam mit brennender Lampe zu empfangen.

Es sei hier der Platz, noch eines Schmuckes der Sakramentsaltäre zu gedenken, dem wir häufig in Skulptur, Bild und Wort begegnen, es ist der Pelikan, dessen Darstellung ehedem unseren Hochaltar zierte und dessen Bild vielfach auf dem Schultervelum, das der Priester bei Erteilung des sakramentalen Segens trägt, eingestickt ist. Der Pelikan ist ein Sinnbild unseres göttlichen Heilandes im allerheiligsten Sakramente.

Der Pelikan ist ein Wasservogel, ein sog. Ruderfüßler, der sich an einsamen Felsufern aufzuhalten pflegt und dessen Brust zuweilen von Fischblut gerötet ist. Von ihm ging unter den Alten die Sage, daß er seine durch Raubvögel getöteten Jungen wieder lebendig mache, indem er sich mit seinem Schnabel die Brust aufreiße und sein Blut auf die toten Jungen rinnen lasse; oder auch, daß er seine hungernden Jungen mit seinem eignen Blute aus seiner Brust, die er mit seinem Schnabel öffne, nähre. Schon der hl. Epiphanius (315—403), ferner der hl Hieronymus und der hl. Augustinus gedenken dieser Sage, die sich durch das ganze Mittelalter hindurch erhielt. Hiernach ist der Pelikan das Sinnbild des göttlichen Heilandes, der für uns sein kostbares Blut vergoß und uns dadurch das übernatürliche Leben (die heiligmachende Gnade) wiedergab. Es bezieht sich aber dieses Sinnbild auch auf das eucharistische Opfer (hl. Messe) und auf den sakramentalen Christus, der

im allerheiligsten Sakramente mit seinem eignen Fleische und Blute unsere Seele nährt zum ewigen Leben. Aus demselben Grunde bezeichnet auch der hl. Thomas von Aquin in seinem herrlichen Lobgesang auf das allerheiligste Sakrament: „Adoro te — dich bet' ich an" den Heiland als den „erbarmungsreichen Pelikan" und fleht zu ihm, er möge durch sein Blut uns reinigen; denn ein einzi'ger Tropfen desselben genüge, die ganze Welt von jeglicher Makel der Sünde rein zu waschen.

Da der Pelikan an einsamen Ufern lebt, ist er auch ein Sinnbild eines verlassenen Menschen. In diesem Sinne heißt es in den Psalmen: „Ich bin gleich geworden dem Pelikane in der Einsamkeit." (101, 7). Das bezieht sich zunächst auf die schwer bedrängte jüdische Nation in der babylonischen Gefangenschaft, läßt sich aber auch sehr gut anwenden auf die Verlassenheit Christi, da er für uns am Kreuze blutete und paßt auch auf den Heiland im allerheiligsten Sakramente, insofern er vielfach Ursache hat, über den seltenen Besuch der Gläubigen in unseren Gotteshäusern zu klagen.

Um die zur Beschaffung dieses herrlichen Sakramentsaltares nötigen Mittel zu beschaffen wurde im September 1904 in den Räumen des katholischen Gesellen- und Vereinshauses ein sog. Bazar abgehalten. In freudiger Begeisterung beteiligten sich die Katholiken aller Stände und Gewerbe an der Veranstaltung, die überaus glänzend und originell verlief. Das Resultat dieses interessanten Festes, das dem Eifer und dem Geschicke des aus Damen und Herrn von hier gebildeten Komitees ein glänzendes Zeugnis ausstellte, war eine Nettoeinnahme von rund 7000 Mark. Allen Besuchern, Teilnehmern und Veranstaltern sei hier nochmals dankende Anerkennung gezollt.

III. Der Rosenkranz-Altar.

Der Opferwilligkeit und der Freigebigkeit der Mitglieder des lebendigen Rosenkranzvereines und dem regen Eifer des Vorstandes desselben verdankt unsere Kirche den schönen Rosenkranzaltar, den der sel. Pfarrer Michels beschafften und der unter dem jetzigen Pfarrer eine Vervollkommnung erhielt, die ebenfalls Herr Bildhauer Weis vortrefflich ausführte. In einer großen gotischen Nische sehen wir in Holz ausgeführt und entsprechend polychromiert jene bekannte Scene, wie Maria, die Krone auf dem Haupte und ihr göttliches Kind auf dem Schoße, dem vor ihr knieenden hl. Dominikus den Rosenkranz überreicht. Der hl. Dominikus (geb. 1170 in Spanien, gest. 6. August 1221 in Bologna in Italien), ein Zeitgenosse des hl. Franziskus, gehörte durch seine persönliche Heiligkeit und durch die Stiftung seines Ordens zu den bedeutendsten Männern unserer Kirche. In ihm lebte eine unbegrenzte Liebe zu Gott und zu dem Nächsten, eine unermüdete Tätigkeit für die Ehre Gottes und ein unversiegbarer Eifer im Gebete und in strengen Bußübungen. Seine Demut bezeugt der Umstand, daß er wiederholt ihm angetragene Bistümer ablehnte. Aus edlem Geschlechte entsprossen, widmete er sich bis zu seinem 25. Lebensjahre dem Studium der Philosophie und Theologie und wurde zunächst Canonikus (Domherr) am Capitel zu Osma. Schon damals predigte er viel und empfing auch die Priesterweihe. Nachdem er im Auftrage seines Königs nach Dänemark gereist war, kam er später auf einer Reise nach Rom auch nach Montpellier in Südfrankreich. Hier erklärte er den drei päpstlichen Legaten, daß nur ein demütiges, von strenger Lebensweise begleitetes Auftreten, sowie eifrige und gründliche Predigt des Wortes Gottes die Irrlehre der Albigenser besiegen können. (Sie verwarfen die sieben Sakramente, leugneten die Auferstehung des Fleisches, hielten die Seelen für gefallene Geister und die katholische Kirche für die Synogoge

des Teufels, hatten keine Gotteshäuser, lebten vielfach in unvernünftiger Strenge und suchten selbst den Tod durch die sog. Endura, d. h. sie suchten den Tod durch Enthaltung von Speise und Trank, durch Verblutung oder Vergiftung zu beschleunigen oder ließen sich gar erwürgen.) Er begann jetzt schon seine Predigten gegen diese Sektierer. An dem Kreuzzuge gegen die Albigenser nahm er selbst nicht teil, wohl aber betete er während der Schlacht bei Muret 1213 in der Schloßkapelle mit andern Priestern um den Sieg der Kreuzfahrer. In dieser Zeit verbreitete er auch das Rosenkranzgebet. Dann stiftete er den Orden der Dominikaner oder Predigerbrüder, den Papst Honorius III. am 22. Dezember 1216 bestätigte. Bald erfolgte auch, ähnlich wie bei den Orden des hl. Franziscus, die Stiftung der Dominikanerinnen und auch eines dritten Ordens. Dieser dritte Orden besteht teils als Genossenschaft von Klosterfrauen, die sich vorzugsweise mit dem Unterrichte von Mädchen befassen und weiße Kleider mit schwarzem Mantel tragen (eine Niederlassung befindet sich in Arenberg bei Coblenz), teils als Bruderschaft von Weltleuten beiderlei Geschlechtes. Das Fest des hl. Dominikus wird am 4. August gefeiert.

Auf der Evangelienseite steht neben der Hauptnische die Figur der hl. Clara, aus deren Antlitz der Friede eines gotterfüllten Herzens uns entgegenstrahlt. In der Hand hält sie eine goldene Monstranz mit der hl. Hostie. Geboren am 16. Juli 1194 als älteste Tochter des Edelmannes Favorino Scesi und seiner Gemahlin Hortulana, erhielt Clara eine gut katholische, sorgfältige Erziehung. Mit der Zunahme des Alters bemerkte man mehr und mehr die Uebermacht des frommen Gemütes über die anderen Seelenkräfte. Stille, williger Gehorsam, Freude am Alleinsein und an der Einsamkeit, Lust am Gebete, Unlust an kindischen Spielen, Unwillen bei eitlem Putze zeichneten das Kind aus. Sie stand bereits im 18. Lebensjahre und ihre Eltern dachten schon an ihre Verehelichung, als sie einstens

mit ihrer Mutter einer jener begeisternden Predigten beiwohnte, wie sie nur ein hl. Franziskus zu halten verstand. (1212). Sie erkannte klar die Eitelkeit alles Irdischen; für sie hatte von jetzt an die Welt mit ihren Ehren und Vergnügungen ihren Reiz verloren. In Begleitung ihrer frommen Tante suchte sie bald darauf den hl. Franziskus auf, der sofort die hohen Absichten Gottes mit der tugendhaften Jungfrau erkannte und sie sogleich auf eine heldenmütige Probe stellte; sie sollte nämlich, um die Wahrheit ihrer Verlangens nach Selbstverleugnung zu beweisen, ihre kostbaren Kleider ablegen, sich in einen Bußsack hüllen und in der Stadt Assisi um Gaben für die Armen betteln. Clara zögerte keinen Augenblick. Im rauhen Büßergewande, das Leib und Kopf zugleich verhüllte, durchwanderte sie, Almosen erflehend, die Stadt, so daß der hl. Franziskus weiter nicht mehr zögerte. Am Abende des Palmsonntags, nachdem sie, noch reichgeschmückt, morgens der Palmenweihe beigewohnt, begab sie sich in Begleitung ihrer Tante heimlich nach der Kirche „St. Maria von den Engeln“, wo Franziskus sich aufhielt, nahm in der Portiunculakapelle das Bußkleid für immer und legte die Ordensgelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams ab am 18. März 1212. Dieser Tag ist somit der Geburtstag des zweiten Ordens des hl. Franziskus, des berühmten Clarissenordens. Nachdem Clara in einem nahen Kloster einige Wochen im Gebete, im Schweigen und in Bußübungen zugebracht hatte, kam ihre um vier Jahre jüngere Schwester zum Besuche, wollte aber dann nicht mehr zurück nach Hause, sondern bei Clara bleiben. Der entrüstete Vater erschien sogar mit einer bewaffneten Schar, um sein Kind zurückzuholen; man riß Agnes aus den Armen ihrer Schwester, zerriß ihr Kleid, stieß sie mit Füßen und schleppte sie zur Pforte, während sie ausrief: „Hilf Schwester! und lasse nicht zu, daß man mich von unserem Herrn Jesus und von dir trenne! Clara betete und siehe! Die Bewaffneten zogen sich ruhig zurück. Der Sturm gegen die

Schwestern legte sich und der hl. Franziskus ließ ihr an der Kirche des hl. Damian eine klösterliche Wohnung erbauen, die heute noch besteht. Clara leitete nun aus Gehorsam gegen den hl. Franziskus vierzig Jahre lang die Gemeinschaft von St. Damian, der sich sogar ihre Mutter Hortulana und ihre jüngste Schwester Beatrix nach dem Tode ihres Vaters anschlossen und setzte ihr überstrenges Büßerleben in Arbeit, Gebet und vielfacher Krankheit des Leibes fort bis zu ihrem am 11. August 1253 erfolgten seligen Tode. In ihrer Liebe zur Armut wetteiferte sie mit dem hl. Franziskus; sie duldete kein Eigentum, weder für sich, noch für ihre Ordensmitglieder; ihr Vermögen, ihre Vorratskammer war die gütige Vorsehung Gottes, weshalb man die Ordensglieder auch „Frauen von der Vorsehung" nannte. Sie lebten von gesammelten Almosen und von der Hände Arbeit, trugen ein sackähnliches Kleid und keine Schuhe, schliefen auf der Erde, aßen kein Fleisch, beobachteten strenges Stillschweigen und fasteten strenge. Obgleich Oberin, war Clara unter ihren Mitschwestern doch die Magd der Mägde, wusch den Laienschwestern die Füße, wenn sie ermüdet vom Almosensammeln zurückkehrten, bediente sie bei Tische, übernahm immer die Pflege der ekelhaftesten Kranken selbst, trug ein recht rauhes Bußkleid, benutzte als Kopfkissen entweder Hobelspäne oder Baumzweige oder ein Klotz.

In der damaligen kriegerischen Zeit geschah es auch, daß das zum Teil aus Saracenen bestehende Heer des Kaisers Friedrichs II. Assisi belagerte und bereits die Mauern des entfernt liegenden Klosters erstürmt hatten.

In dieser höchsten Not ließ sich die hl. Clara, obgleich krank, an die Pforte des Klosters tragen, stellte im Angesichte der Feinde die Monstranz mit dem Allerheiligsten auf, warf sich vor derselben auf die Erde und verrichtete unter einem Strom von Tränen folgendes Gebet: „Sollte es möglich sein, o mein Gott, daß deine Mägde, die du hier versammelt und mit deiner Liebe ernährt hast, in die

Hände dieser Ungläubigen fallen? Errette sie, o Herr, und mich mit ihnen!" Darauf hörte sie eine Stimme, wie die eines Knaben: „Ich werde dich allzeit beschützen!" Sofort bemächtigte sich aber der Belagerer ein solcher Schrecken, daß sie alle die Flucht ergriffen. Nach ihrem Tode wurde ihr heiliger Leib im Jahre 1265 in der neuerbauten St. Clarakirche in Assisi begraben, wo in ihrem Altare der unverweste hl. Leib heute noch gezeigt wird.

Auf der Epistelseite des Rosenkranzaltares ist die Statue der hl. Gertrud aufgestellt in der Kleidung einer Aebtissin, den Aebtissenstab in der Hand, an dem mehrere Mäuse hinaufklettern.

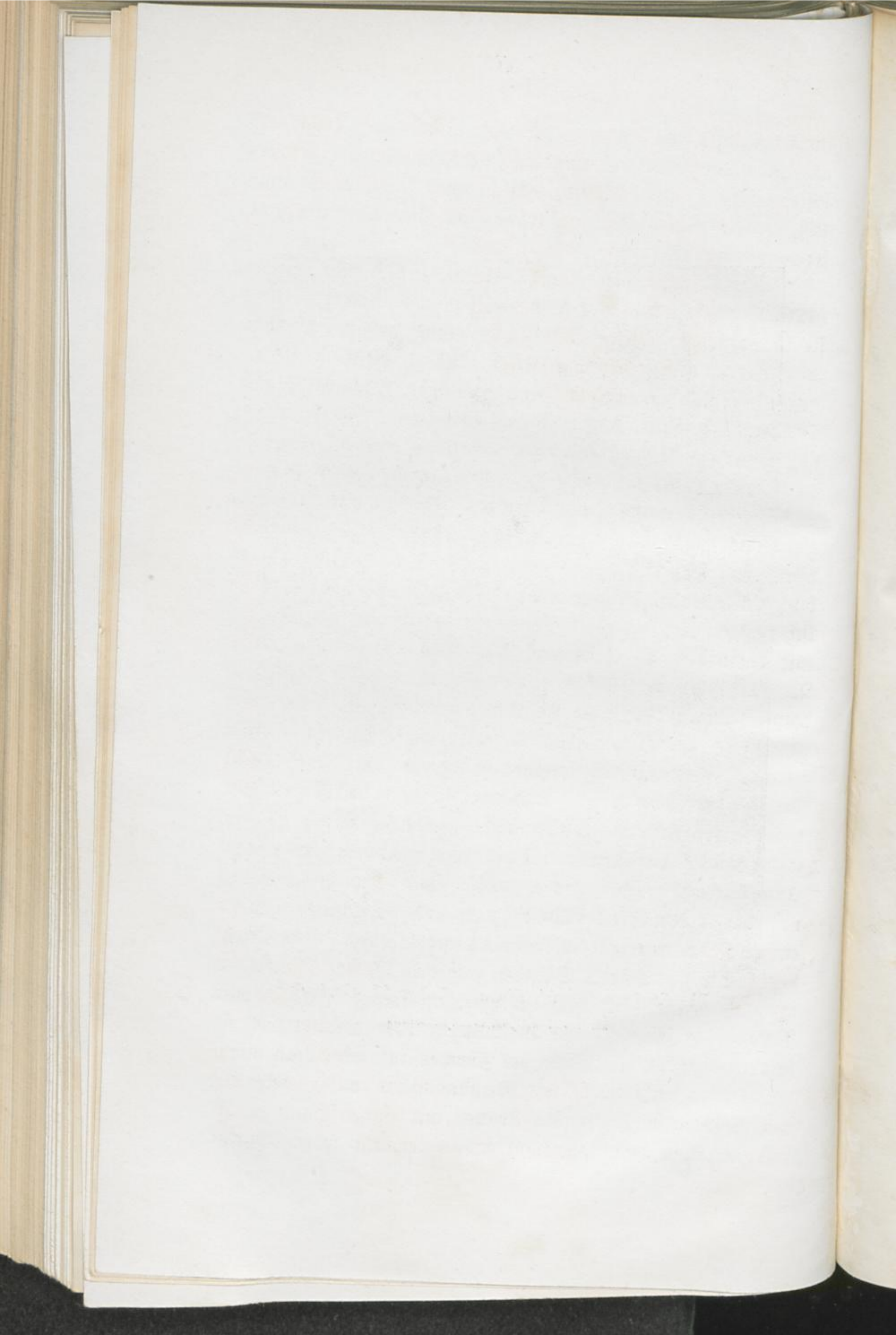
Aus adeligem Blute entsprossen, erhielt Gertrud eine sorgfältige und fromme Erziehung und faßte bereits als junges Mädchen den Entschluß zu einem gottgeweihten, jungfräulichen Leben. Darum gab sie auch dem Herzogssohne, der einst um ihre Hand anhielt, die entschlossene Antwort: „Weder ihn, noch einen andern Bräutigam will ich haben außer Christus!" Nach dem Tode ihres Vaters wurde sie Aebtissin des von ihrer Mutter Itta gestifteten Klosters zu Nivelles. Im Alter von 33 Jahren starb sie am 17. März 659 nach einem heiligmäßigen Leben.

Die Mäuse an dem Stabe bedeuten die sinnlichen Versuchungen der unreinen Geister, die sie überwunden und die Lilie in ihrer Hand weist hin auf die von ihr so geliebte, unverletzte Tugend der Jungfräulichkeit. Als Patronin für das Gedeihen der Garten- und Feldfrüchte heißt sie auch im Volksmunde „St. Gertrud, die Gärtnerin"; (an ihrem Tage — 17. März — pflegen die Gartenarbeiten zu beginnen.

Endlich bemerken wir oben in dem kunstvollen Aufbau unter einem schlanken Helm die Figur der hl. Elisabeth von Thüringen. Elisabeth reicht einem neben ihr kauernden Armen ein Brot. Diese Statue ist eine Copie der berühmten Figur in der Elisabethenkirche zu Marburg. Die Geschichte dieser heiligen Frau, deren Namen tausende



Die Statuen der hl. Clara und der hl. Gertrud
in dem Rosenkranzaltare.



ihres Geschlechtes tragen, der sich aber, wie kaum ein anderer Name, alle nur denkbaren Verstümmlungen gefallen lassen muß (z. B. Elsbeth, Elsa, Elli, Ella, Lilli, Lisa, Liß, Lisette, Sitty, Betty, Bettine), ist überaus interessant, lehrreich und erbaulich.

Als Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn (1201—1235) und der Gräfin Gertrud von Andechs wurde sie in demselben Jahre 1207 zu Presburg geboren, in dem ihr späterer geistlicher Vater Franziskus zu Assisi der Welt entsagte. Als ein Mönch dem mächtigen Landgrafen von Thüringen erzählte, wie er durch Berührung dieses Kindes von einer vierjährigen Blindheit geheilt worden sei, ließ der Fürst durch eine glänzende Gesandtschaft für seinen ältesten Sohn um Elisabeths Hand werben. Da die Werbung angenommen wurde, zog die vierjährige Prinzessin Elisabeth, mit königlicher Ausstattung versehen, nach dem Schlosse Wartburg bei Eisenach und wurde mit dem elfjährigen Ludwig feierlich verlobt und erzogen Stets nannten sie sich nur Bruder und Schwester. Elisabeth war stets ernster Gesinnung; diese steigerte sich noch, als nach etwa zwei Jahren ihre Mutter in Ungarn ermordet wurde. Selbst bei ihren Spielen beherrschte sie stets der Gedanke an Gott; mit besonderer Andacht verehrte sie den jungfräulichen Apostel Johannes; züchtig verhüllte sie meist ihr Antlitz und während sie von der Gesellschaft der Vornehmen sich immer mehr zurückzog, suchte sie den Umgang mit den Armen auf und war unermüdlich in ihrer Unterstützung. Im Jahre 1220 fand ihre Vermählung mit dem Landgrafen Ludwig statt und es folgten für sie einige Jahre ungetrübten Friedens und Glückes. Jede Nacht verbrachte sie mehrere Stunden auf dem Boden knieend im Gebete. Gegen sich selbst unerbittlich strenge, war sie eine Mutter der Armen, eine Beschützerin aller Bedrängten; sie suchte persönlich die Hütten des Elendes auf, teilte Nahrungsmittel und selbstverfertigte Kleidungsstücke aus, betete mit den Sterbenden, hüllte die Leichen mit eigner Hand in die mitgebrachten Leintücher und folgte demütig ihrem Sarge.

Einmal wurde die mildtätige Fürstin von ihrem Gemahle überrascht. „Laß sehen, was du unter deinem Mantel trägst", sprach er, schlug den Mantel zurück und statt der Speisen für die Armen sah er weiße und rote Rosen in ihrem Schoße, obgleich die Rosenzeit vorbei war. Infolge dieses Rosenwunders wird die hl. Elisabeth vielfach abgebildet, wie sie auf ihrem Mantel Rosen trägt. Ein anderes Mal hatte sie einen Aussätzigen in das Bett ihres Gemahles gelegt; der erstaunte Gatte sah aber, als er entrüstet die Bettdecke wegnahm, den Gekreuzigten selbst daliegen. Um 1222 kamen die ersten Franziskaner nach Deutschland. Elisabeth wählte sich zum Beichtvater den P. Rodinger und später, auf eine Anfrage ihres Gemahles beim Papste Honorius III. hin, wurde ihr der eifervolle, aber sehr strenge Magister Conrad von Marburg, der schon wiederholt das Kreuz gepredigt hatte, als Gewissensrat bestimmt. Die zwölf Lebensregeln, welche er Elisabeth gab, kennzeichnen am besten seine Leitung und die hohe Tugend, zu welcher er sein fürstliches Beichtkind erheben wollte. Sie lauten also: 1. „Ertrage geduldig Verachtung in freiwilliger Armut; 2. laß dir die Demut am Herzen liegen; 3. laß fahren menschlichen Trost und die Lüste des Fleisches; 4. sei barmherzig gegen den Nächsten; 5. habe Gott stets in deinem Herzen und in deinen Gedanken; 6. danke Gott dafür, daß er dich durch seinen Tod von der Hölle und dem ewigen Tode erlöst hat; 7. weil Gott vieles für dich gelitten, so trage auch du dein Kreuz geduldig; 8. weihe dich, Körper und Seele, ganz deinem Gotte; 9. erinnere dich oft daran, daß du das Werk der Hände Gottes bist und bestrebe dich daher, daß du auf ewig mit Gott vereinigt werden könnest; 10. was du willst, daß dir die Menschen tun, das tue auch ihnen; 11. denke immer daran, wie kurz des Menschen Leben ist, und daß die Jungen so gut wie die Alten sterben; darum strebe immerfort nach dem himmlischen Leben; 12. bereue stets deine Sünden und flehe zu Gott, daß er sie dir vergebe."

Elisabeth beschenkte ihren Gemahl mit einem Sohne Hermann, der kinderlos starb, und drei Töchtern, von denen die älteste, Sophie, 1242 mit Herzog Heinrich II. von Brabant vermählt, die Stammmutter des gesamten hessischen Fürstenhauses wurde; die zweite, ebenfalls Sophie geheißen, starb als Äbtissin von Kitzingen und Gertrud, die dritte, nach dem Tode des Landgrafen geborene Prinzessin, wurde Äbtissin zu Altenberg bei Wetzlar. Elisabeth trug die neugeborenen Kleinen stets barfuß nach der St. Katharinenkirche außerhalb Eisenachs und opferte sie mit Weihegeschenken dem Herrn auf. Im Jahre 1225 wurde sie Regentin, da ihr Gemahl in Oberitalien bei dem Kaiser sein mußte. Da in dieser Zeit eine heftige Hungersnot ausbrach, kannte Elisabeths Freigebigkeit fast keine Grenzen, um die Not der Hungernden zu lindern, sodaß ihre Ausgaben die hohe Summe von 64000 Goldgulden erreichte. Als 1227 Kaiser Friedrich II. endlich den versprochenen Kreuzzug unternahm und der Landgraf Ludwig ebenfalls sich dem Heere der Kreuzritter anschloß, begann für Elisabeth die Zeit harten Leidens. Kurze Zeit nach der Abreise der Ritter kam ein Teil derselben zurück und brachte die Trauerbotschaft, daß ihr Gatte bereits am 11. September zu Brindisi in Unteritalien einem hitzigen Fieber erlegen sei. Kaum war die erste Trauer vorüber, so erwachte unter dem Hofgesinde die alte Abneigung gegen die allzuwenig irdisch gesinnte Fürstin. Ihr ältester Schwager, Heinrich Raspe, der nachmalige deutsche König, vertrieb die trostlose Königstochter samt ihren vier unmündigen Kindern. Bei Strafe durfte kein Bürger der Verstoßenen Obdach gewähren. Man wies ihr endlich in einer öffentlichen Herberge einen halb zerfallenen Stall an; später gewährte ihr ein armer Priester ein dürftiges Unterkommen. Von hier aus wurde sie sogar in das Haus ihres bittersten Feindes gebracht, der sie mit aller Härte behandelte. Ihre Kinder fanden einzeln bei guten Leuten ein Unterkommen, bis ihre Tante, die Äbtissin von Kitzingen, sie endlich abholen ließ. Dann wies

ihr ihr Oheim, Bischof Egbert von Bamberg, das Schloß Botenstein als Aufenthaltsort an.

Den Vorschlag, eine zweite Ehe einzugehen, wies sie beharrlich zurück, obwohl selbst der verwitwete Kaiser Friedrich II. ihr Anträge machte. Als die Kreuzritter mit der Leiche ihres Gemahles in Bamberg eingetroffen waren, erfolgte eine Aussöhnung; ihre Kinder wurden als erbberechtigt anerkannt und ihr selbst Stadt und Amt Marburg als Wittum nebst 500 Mark Silber zugewiesen. Während ihr nun neben dem Franziskanerkloster eine ärmliche Wohnung erbaut wurde, wohnte sie im nahen Dorfe Wehrda in einer verlassenen, armseligen Hütte. Ihre Kostbarkeiten verkaufte sie und teilte den Erlös unter die Armen aus; sie selbst lebte von ihrer Hände Arbeit. Am Karfreitage des Jahres 1230 legte sie in der Minoritenkirche in Gegenwart ihrer Kinder feierlich das Kleid vom dritten Orden des hl. Franziskus an und ging von nun an immer barfuß. Nicht zufrieden, die Kranken und Armen nah und fern zu besuchen, verpflegte sie stets ein krankes Kind in ihrer eigenen Hütte. Magister Conrad verbot ihr allmählich das Almosengeben, ließ sie bei etwaigen Uebereilungen wiederholt mit Schlägen bestrafen, entfernte ihre treuen Begleiterinnen, ersetzte dieselbe durch eine äußerst zänkische und rohe Witwe und trennte die zärtlich liebende Mutter schließlich auf das vollständigste von ihren Kindern. Als so ihr Herz von allem Irdischen bereits ganz losgeschält war, trat am 19. November 1231 der Tod an sie heran.

Nachdem diese reine, starke Seele in die ewige Herrlichkeit eingegangen war, begann auch sofort hienieden ihre Verherrlichung. Die Leiche verbreitete einen süßen Wohlgeruch und ihr Grab wurde durch Wunder aller Art verherrlicht. Papst Gregor IX. ließ dieselben durch den Erzbischof Siegfried III. von Mainz untersuchen. Nach wiederholter, sorgfältiger Prüfung bestätigte der Papst die eingesandten Akten und nahm am Pfingstsonntag, den 26. Mai 1235 Elisabeth feierlich unter die Zahl der Heiligen auf.

Von unglaublichem Glanze umgeben war die feierliche Erhebung des heiligen Leibes, welche Erzbischof Siegfried unter Assistenz vieler geistlichen und weltlichen Fürsten, des Kaisers und der Kaiserin und einer Volksmenge, die auf 1 200 000 angegeben wird, am 1. Mai 1236 vornahm. Kaiser Friedrich II. legte dabei persönlich Hand an's Werk und setzte der gänzlich unversehrten Leiche eine goldene Krone aufs Haupt, weil es ihm nicht vergönnt gewesen sei, sie im Leben als Kaiserin zu krönen. Diese Krönung der hl. Elisabeth stellt das berühmte Bild des Historienmalers Hermann Kaulbach dar, das sich als eine ihrer schönsten Zierden in der Wiesbadener Gemälde-Galerie befindet. An ihrem Grabe wurde sodann die berühmte Elisabethenkirche in Marburg erbaut. Im Jahre 1539 beraubte der Nachkomme der hl. Elisabeth, der Landgraf Philipp von Hessen das reiche Grab und ließ die heiligen Ueberreste heimlich beisetzen. Es sei hier noch hervorgehoben, daß im Chore der 1309 von dem Erzbischofe von Mainz, Peter Aichspalter, eingeweihten Deutschordenskirche in Sachsenhausen vor einigen Jahrzehnten ein Cyklus von 14 Darstellungen aus dem Leben der hl. Elisabeth unter der Tünche aufgefunden wurde; diese Gemälde wurden dann vom Maler Weinmair unter Aufsicht Eduards von Steinle restauriert; Photographien davon befinden sich in dem Werke: Leben der hl. Elisabeth von Thüringen in Wort und Bild von Inspektor Johann Diefenbach. Eine herrliche Lebensbeschreibung der hl. Elisabeth schrieb auch Alban Stolz (Freiburg i. Br. bei Herder).

Dem denkenden Beschauer dieses von Herrn Weis so herrlich polychromierten Altares wird der Grund wohl verständlich sein, weshalb gerade die Statuen dieser drei Heiligen — Clara, Gertrud und Elisabeth — auserwählt wurden, den Rosenkranzaltar zu zieren. Diejenigen, die das Rosenkranzgebet lieben und Maria als die Rosenkranzkönigin verehren, sollen auch geistig geziert und geschmückt sein mit der Liebe zum hl. Altarsakramente (St. Clara), mit

der Liebe zur Jungfräulichkeit und Herzensreinheit in Bekämpfung der Versuchungen (St. Gertrud) und mit der werktätigen Nächstenliebe, besonders in der Wohltätigkeit gegen Arme (St. Elisabeth). Der Rosenkranzaltar hat kein Antependium; dagegen ist die Stirnseite des Altars in drei Felder geteilt; in dem mittleren bemerken wir Rosenranken, die von einer Krone zusammengehalten sind und ein Szepter. Wir haben somit hier ein schönes Sinnbild Maria's als der Rosenkranzkönigin. Wie die Rose durch ihre Farbe, ihre Gestalt und ihren Wohlgeruch den ersten Rang an Schönheit und Lieblichkeit unter allen Blumen des Gartens einnimmt und als die Königin der Blumen unser Wohlgefallen im höchsten Grade auf sich zieht, so erglänzt auch im geistigen Blumengarten der Kirche Christi als herrlichste Zierde Maria, die jungfräuliche Gottesmutter, die Königin des Himmels, die Königin der seligen Geister und der Heiligen; durch ihre Würde, Schönheit und Anmut, durch den Wohlgeruch ihrer Tugenden übertrifft sie alle. Weil sie unter den Heiligen das ist, was die Rose unter den Blumen, so verehren wir sie als die „geistliche Rose" und benennen nach den Rosen das ihr gewidmete Gebet (Rosenkranzgebet). Es sinnbildet die Rose das Tugendleben Marias. Die noch geschlossene Rosenknospe ist ein liebliches Sinnbild ihrer Jungfräulichkeit, die offen blühende ein Sinnbild ihrer Mutterwürde. Als vielblättrige Rose prankt sie im Schmucke aller Tugenden und bleibt so ein glänzendes Vorbild für alle Mütter und für alle ihre geistigen Kinder. — Es gibt jedoch keine Rose ohne Dornen. Die Dornen aber sind ein Sinnbild der Leiden, Trübsale und Versuchungen des Lebens, unter denen allein ein wahres Tugendleben gedeihen kann. Daher war auch ihr Leben durchflochten von zahlreichen Leiden und Kümmernissen und mit Recht trägt sie den Namen: schmerzhafte Mutter. Und wie die Rose ihre Nahrung aus dem Rosenstocke, mit dem sie durch den Stengel verbunden ist, zieht, so empfing auch Maria alle Gnaden, die ihr reiches Tugend-

leben ermöglichten, von Jesus, ihrem göttlichen Sohne, mit dem sie, und in dem sie durch den lebendigsten Glauben und die feurigste Liebe verbunden, lebte.

IV. Der Mutter-Anna-Altar.

Der hier bestehende, am 31. Mai 1891 von Pfarrer Michels gegründete und von der kirchlichen Behörde bestätigte „Verein der christlichen Mütter“ hat aus seinen Mitteln den im Chore des linken Seitenschiffes aufgestellten Altar errichten lassen. Er enthält als Hauptschmuck die Statue der hl. Mutter Anna, die ihrem Töchterchen Maria, das fragend zu ihr aufschaut, belehrende Worte sagt; in der Hand hält sie ein Gebetbuch, aus dem sie zuvor dem Kinde vorgebetet hatte. Das Altärchen ist, entsprechend den damals verfügbaren Geldmitteln, einfach, aber würdig. Als Mutter der Gottesgebärerin Maria ist St. Anna Patronin der Mütter und wird als solche vielfach abgebildet, wie sie auf dem einen Arm die Muttergottes und auf dem andern das Jesukind trägt; eine solche, im Mittelalter vielbeliebte Darstellung nennt man eine „Selbtritt“ oder „Mettertia“ (Metterz) Die beiden Bilder, die in dem St. Annachörchen gemalt sind geben mir Veranlassung, etwas näher auf die Geschichte der hl. Anna einzugehen, da wir daraus auch die verwandtschaftlichen Verhältnisse einiger Jünger („die Brüder des Herrn“) zu Jesus Christus selbst kennen lernen.

Aus einer zu Zeiten der Apostel abgefaßten Legende (Protoevangelium Jacobi) wird uns (nach Detzel und nach Wetzer und Welte) folgendes berichtet. In Nazareth lebte ein reicher, gottesfürchtiger Mann, Joachim mit Namen, der mit Anna, der Tochter des Stolanus und der Emerentia, vermählt war. Als er einst an einem hohen Feiertage in den Tempel kam, um ein Geldopfer darzubringen, wurde er von dem Hohenpriester Ruben mit seinem Gelde zurückgewiesen, weil seine Ehe kinderlos sei. Kinderlose Ehen

galten bei den Juden als eine Strafe Gottes, da dieser Familie damit die Möglichkeit genommen war, daß aus ihr der Messias hervorgehe. Diese Scene ist auf der rechten Seite unseres Chörchens dargestellt; der Hohenpriester schiebt das Geld weg — Joachim knickt vor Schrecken gleichsam zusammen, während die Umstehenden ihn verspotten. Aeußerst betrübt über die erfahrene Zurückweisung begab sich Joachim, ohne seine Frau gesehen zu haben, in die Wüste, woselbst er 40 Tage mit Beten und Fasten zubrachte. Seine Frau Anna beweinte unterdessen ihr trauriges Geschick, das sie kinderlos und jetzt auch noch zur Witwe gemacht habe. An einem hohen Festtage ermahnte ihre Magd Judith die Trauernde, ihr Trauergewand abzulegen und Festgewänder anzulegen und brachte ihr auch einen Kopfschmuck, den sie von einer Kaufmannsfrau erhalten hatte. Anna wies die Gabe zurück, da sie von einem Betrüger herrühren könne und sie eines Unrechtes sich nicht teilhaftig machen wollte. Erzürnt hierüber warf ihr Judith ihre Unfruchtbarkeit vor. Schwerbetrübt ging Anna um die neunte Stunde in den Garten, setzte sich unter einen Lorbeerbaum und flehte zu Gott, daß er sie ebenso segne, wie einst Sara. Da sie die Augen erhob, gewahrte sie ein Sperlingsnest im Baume und weheklagend rief sie aus: „Wehe mir, daß ich kinderlos bin vor den Söhnen Israels! Sie schmähen und verachten mich im Tempel meines Gottes! Wehe mir! Mit wem soll ich mich vergleichen! Die Vögel des Himmels und die Tiere der Erde haben ihre Nachkommen und die Erde trägt ihre Frucht!“ Da erschien ihr ein Engel des Herrn und verhieß ihr ein Kind, das von der ganzen Welt werde gepriesen werden; Anna selbst gelobte, es dem Herrn zu weihen.

Unterdessen hatte Joachim auf dem Felde eine Erscheinung von Engeln, die ihm verkündeten, daß seine Ehe mit einem Kinde gesegnet werde. Sofort gab Joachim seinen Hirten den Befehl, ihm 12 fehlerlose Lämmer und 12 ebensolche Kälber und 100 Böcke zu bringen, die Lämmer

Gott zum Opfer, die Kälber den Priestern und Aeltesten zum Geschenk, die Böcke für das ganze Volk. Als nun Joachim nach Hause eilte, empfing ihn bereits Anna unter der sog. goldenen Pforte, einem Tore der Stadt Jerusalem, unter herzlicher Begrüßung. Als nun Joachim am anderen Tage im Tempel sein Opfer darbrachte, wurde es vom Hohenpriester nicht zurückgewiesen. Am 8. September nun kam ihr Kind Maria (= Herrin oder Meerstern) zur Welt, an demselben Tage, an dem vor dritthalbtausend Jahren Noe aus der Arche die wieder gereinigte Erde betreten hatte.

Da Joachim bald darauf starb, vermählte sich Anna mit Kleophas und nach dessen Tode zum dritten Male mit Salomas. Aus jeder Ehe entsproßte eine Tochter; beide Kinder hießen auch Maria.

Die erstere, Maria Kleophas, vermählte sich mit Alphaeus (= Kleophas) und hatte vier Kinder: Jakobus der jüngere (Apostel); Joseph, Simon und Judas Thaddäus; die letztere, also Maria Salome, vermählte sich mit Zebedäus und hatte zwei Kinder: Johannes (Evangelist) und Jakobus der ältere (Apostel). Jesus Christus, seiner menschlichen Natur der Sohn Maria's (aus der ersten Ehe Anna's) stand also mit genannten Kindern im Verhältnis der Stiefgeschwister-Kinder — also der Vettern.

Da die Hebräer für Vettern und Basen nur das Wort Brüder und Schwestern haben, so erklärt sich hieraus auch die von unsern Gegnern so oft aufgestellte Behauptung, Maria und Joseph hätten noch mehrere Kinder gehabt; denn die hl. Schrift spreche ja von „den Brüdern des Herrn."

Es hatten aber Stolanus und Emerentia (nach andern Autoren Ysachar und Susanna) außer Anna noch eine Tochter, Esmeria genannt, die mit Ephraim sich verheiratete. Ihrer Ehe entsproßte Elisabeth, die spätere Gattin von Zacharias, der Eltern des hl. Johannes des Täufers (Baptista). Hiernach waren die hl. Maria und Elisabeth Basen (Cousinen), also im zweiten Grade bluts-

verwandt und Christus mit Johannes dem Täufer Geschwisterenkel. Die Künstler des Mittelalters haben alle Verwandte des Herrn in den verschiedensten Weisen vielfach im Sculptur und Bild als die „heilige Sippe" dargestellt.

Auf dem Wandgemälde auf der linken Seite des Chörchens ist der Tod der hl. Mutter Anna dargestellt. Wir sehen da die sterbende Mutter auf ihrem Todeslager; die hl. Maria, ihre älteste Tochter hält die Sterbekerze, während ihre beiden Stiefschwestern trauernd und betend am Bette knieen. Links steht der die Sterbende segnende Jesusknabe. St. Anna wird auf Kirchenbildern meist mit einem grünen Mantel gemalt, weil sie in Maria die Hoffnung der ganzen Welt geboren und grün ja die Farbe der Hoffnung ist. In der Bretagne (Frankreich) verehren deshalb auch die Landleute die hl. Anna als die Patronin des grünen Grases und rufen ihre Fürbitte bei Gott um eine reiche Heuernte an.

Die hl. Anna ist endlich auch die Patronin der Bergwerke. Darum finden wir in erz- und silberreichen Gebirgsgegenden, Annakirchen, Annakapellen, ja sogar Städte, die ihren Namen tragen, wie z. B. Annaberg im sächsischen Erzgebirge. Wenn Christus mit der Sonne und dem Golde, Maria mit dem Monde und dem Silber verglichen wird, dann ist St. Anna, die Mutter Maria's gleichsam auch die Mutter des Silbers, d. h. der Segen der Silberbergwerke.

Weil nach einer uralten Ueberlieferung die hl. Anna an einem Dienstag geboren und gestorben ist, pflegen fromme Mütter zu Ehren der Geburt und des Todes ihrer hl Patronin am Dienstag eine Kerze anzuzünden, zu St. Anna zu beten und ein Almosen an Arme zu verabreichen.

Um die Verehrung und Nachahmung der hl. Mutter Gottes Maria, dem vollkommensten Vorbild einer christlichen Mutter, sowie der hl Mutter Anna und der hl. Monika, die beide ebenfalls Patroninnen der Mütter sind, zu fördern, traten im Jahre 1850 zu Lille in Frankreich christliche Frauen zu einem Gebetsvereine zusammen, der

von Papst Pius IX. zum Range einer Erzbruderschaft erhoben wurde. Als Hauptsitz der christlichen Müttervereine wurde für Deutschland von demselben Papste die Aegidiuskirche zu Regensburg bestimmt (1868). Der Verein der christlichen Mütter ist in unserer Zeit von besonderer Wichtigkeit und Bedeutung, da er eine der heiligsten Pflichten der christlichen Mutter, die christliche Erziehung der Kinder nach dem Willen Gottes und im Geiste seiner hl. Kirche, unterstützen will durch Belehrung über die rechte Art und Weise der Kindererziehung, sowie durch Gebet, durch Wort und Beispiel, durch gemeinsame Erbauung und Fürbitte. Wie wird heutzutage die christliche, strenge und zielbewußte, religiös-sittliche Erziehung der Kinder vernachlässigt durch Unkenntnis, Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit, Arbeitsüberhäufung, Leichtsinn und Glaubenskälte! Man muß aber bedenken, daß es sich bei dem Geschäfte der christlichen Kindererziehung um zwei gar wichtige Dinge handelt: um das ewige und zeitliche Heil der Kinder und um eine furchtbar schwere Verantwortung dermaleinst vor Gottes Gericht. Dieser Pflicht gegenüber und angesichts der drohenden Gefahren und Hindernisse ist es ein wahres Bedürfnis geworden, daß die Eltern und vorab die christlichen Mütter gegenseitig in ihren Bemühungen zu guter Erziehung sich unterstützen oder durch berufene Kräfte unterstützt werden, daß sie in eine Gemeinschaft ihrer Anliegen Sorgen und Gebete treten. Das schöne „Andachtsbuch für christliche Mütter" verzeichnet die zahlreichen Ablässe dieser segensreichen Vereinigung und enthält die Vereinssatzungen. Fast die meisten christlichen Mütter unserer Stadt sind diesem Vereine beigetreten, besuchen gerne die Vereinsversammlungen und empfehlen sich und die ihnen anvertrauten Kinder täglich der Fürbitte und dem Schutze ihrer hl. Patroninnen. (Näheres über die Geschichte dieses Vereins siehe Seite 59).

V. Der Altar der schmerzhaften Muttergottes.

Dieser Altar steht in dem kleinen Chor des rechten Seitenschiffes und birgt in seinem Innern das sog. „hl. Grab", das in der Karwoche ausgestellt wird. Der Altaraufsatz ist ein schmuckloser Aufbau aus verzierten Kasten, wovon der mittlere die Gruppe: Maria, die Mutter der Schmerzen, hat den Leichnam ihres göttlichen Sohnes auf dem Schoße, trägt.

Der Altar muß also noch ausgebaut werden. Die Wände des Chörchens sind geschmückt mit Engelsgestalten, welche die Leidenswerkzeuge tragen. Das Chorfenster zeigt in buntem Glase den Herrn in seiner Todesangst am Oelberge; Fenster und Figur stellen also den Anfang und das Ende der Leiden des Gottmenschen für die Sünden der Welt dar. Als Gegenstück zu dem Sakramentsaltare fehlt noch ein weiterer Altar an der jetzt leeren Wand des nördlichen Turmes. Es wird beabsichtigt, hier einen Herz-Jesu-Altar aufzustellen. Mit Rücksicht auf die besondere Verehrung, deren sich in unserer Gemeinde der hl. Joseph, der Nähr- und Pflegevater des göttlichen Heilandes, erfreut, soll da, wo jetzt der Taufstein steht, ein Altar zu seiner Ehre errichtet werden, sobald die Mittel dazu beschafft sind. Auch die alte, aus dem Jahre 1777 stammende Kanzel paßt nicht mehr in ihre Umgebung und muß wohl durch eine stilvolle ersetzt werden.

Die weitere figürliche Ausschmückung unserer Pfarrkirche.

Entsprechend dem Grundsatze, neben der Ehre und dem Preise des Allerhöchsten auch die Erbauung und geistige Anregung des christlichen Volkes durch die figürliche und dekorative Ausschmückung der Pfarrkirche zu erzielen, ging

unser Bestreben dahin, durch Anbringung von figürlichem Schmucke die Erreichung dieses Zweckes zu fördern. Auch die außerordentlich feinfühligen Künstler des Mittelalters gaben sich nicht damit zufrieden, durch figurenreiche Malereien an den Wänden die Hauptereignisse aus dem Leben und Leiden des Erlösers oder hervorragender Martyrer oder ihrer Kirchenpatrone dem Beschauer vorzustellen, sondern sie suchten auch, überzeugt von deren Einfluß auf das menschliche Denken und Fühlen, durch plastische Darstellungen in Holz oder Stein, meist reich bemalt an Wänden, Säulen, Nischen, Ecken, Gesimsen, Schlußsteinen, Capitälen &c. das Kircheninnere zu beleben und so vielfältige Anregungen dem Verstande und dem Herzen zu bieten. Diese oft in verschwenderischer Fülle angebrachten Figuren, Gruppen, Reliefs &c. machen die Kirche zu einem sozusagen anheimelnden Ort; der Gläubige verweilt dort lieber, seine Stimmung, seine Andacht wird gehoben, er fühlt sich zum Beten angeregt und im Beten unterstützt.

Daher sehen wir den Chorraum um den Hochaltar belebt durch vier in Diakonkleider gehüllte, allerliebste Engelfiguren, die in knieender Stellung Leuchter mit Kerzen tragen; sie sind auf kunstvoll durchbrochenen Capitälen auf den abgeschrägten Fensterbänken angebracht und wahre Meisterwerke der Bildhauerkunst aus dem Atelier Weis.

Der verstorbene, vielverdiente Pfarrer Joseph Michels hatte bereits den glücklichen Gedanken, durch Anbringung einer großen Kreuzigungsgruppe am Abschlusse des Hauptschiffes nach dem Chore hin den Gläubigen die Erlösungstat des Sohnes Gottes zu vergegenwärtigen. Nur wurde der die architektonische Wirkung des Chores überaus störende Querbalken, der die Gestalten der Schmerzensmutter und des Lieblingsjüngers Johannes trug, entfernt, beide Figuren rechts und links angebracht und das Triumphkreuz etwas belebt durch schwebende Englein, die schmerzvoll das herabträufelnde Blut des Herrn in goldenen Kelchen auffangen; diese sogenannten Blutsenglein in ihren fallen-

reichen, fliegenden Gewändern schuf Herr Weis, während die andern Gruppenfiguren in Tirol angefertigt wurden; ihre pietätvollen Stifter sind die Familie Johann Zell II. und die Geschwister L. hier.

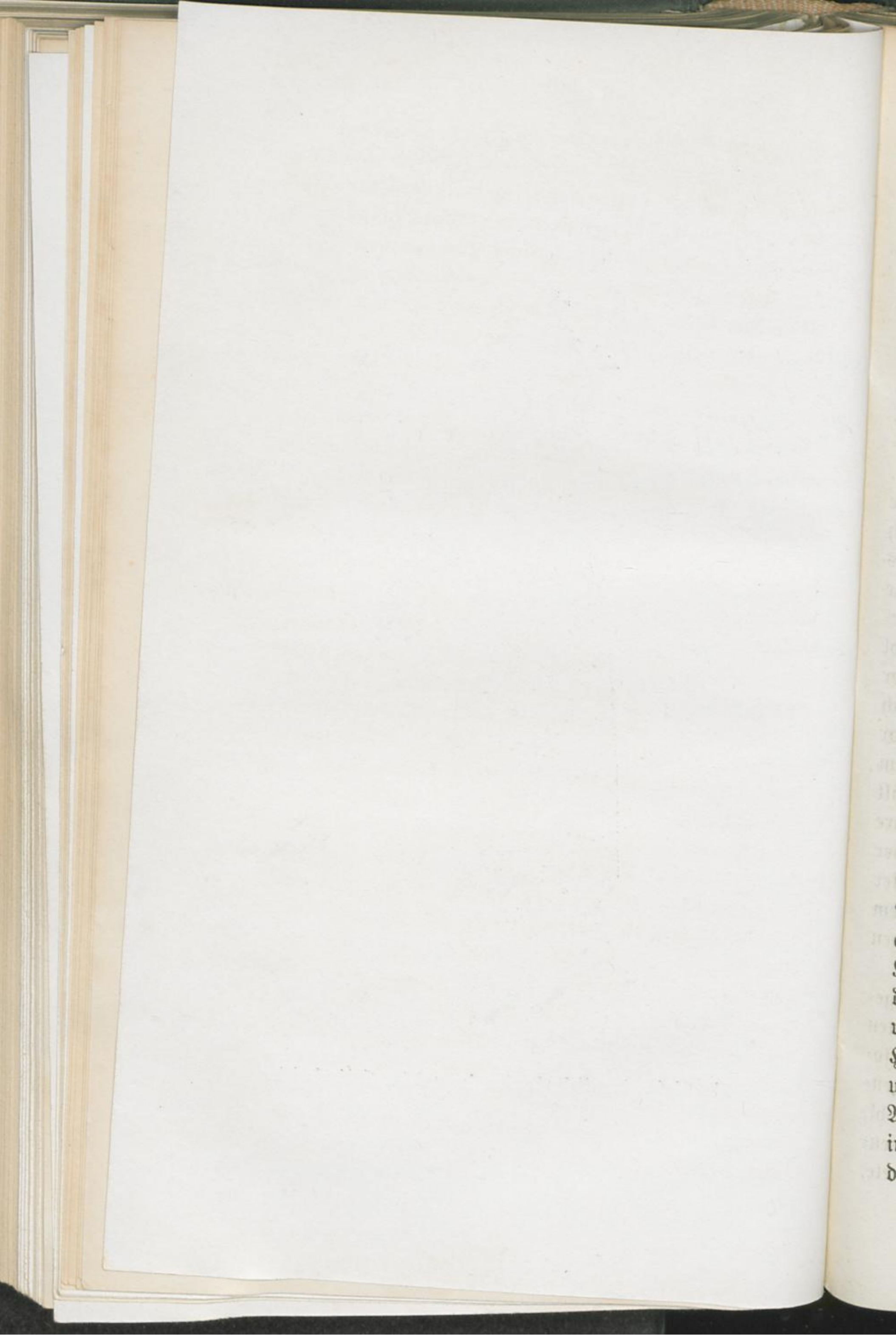
Um das Andenken an das 50jährige Jubiläum der Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter und Jungfrau Maria (deklariert am 8. Dezember 1854 von Papst Pius IX. unter jubelnder Zustimmung aller Bischöfe des Erdkreises und aller Marienverehrer) durch ein bleibendes Denkmal zu verherrlichen, wurde unter einem zierlich durchbrochenen Baldachine am 8. Dezember 1904 die Statue der lieben Gottesmutter als der unbefleckten Empfängnis aufgestellt und eingeweiht — eine Gestalt voll Anmut, Liebreiz, jungfräulicher Schüchternheit und Reinheit. Auch dieses herrliche Standbild auf einem kunstvoll geschnitzten Sockel ist ein Werk des Herrn Bildhauers Weis.

An obengenanntem Tage entstand auch unter feierlicher Aufnahme, vollzogen durch den Hochw. Herrn Domdekan und Generalvikar, Prälat Hilpisch aus Limburg die Marianische Congregation für Jungfrauen unter dem Titel „der unbefleckten Empfängnis.“ Eine weiße Marmortafel unter der Figur der unbefleckten Empfängnis meldet in goldenen Lettern der Nachwelt: „Diese Statue wurde aufgestellt zum Andenken an das 50jährige Jubiläum der Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis der allerseligsten Jungfrau Maria und an die Errichtung der marianischen Congregation in Oberlahnstein am 8. Dezember 1904.“

Weiterhin sehen wir in dem rechten Seitenschiffe in einer Nische auf einem altarähnlichen Untersatze die Figur des segnenden Jesusknaben, eine gar liebliche und mit dem Schimmer der Hoheit umkleidete Gestalt aus dem Weisschen Atelier. Sie wurde beschafft, weil hier der Kindheit-Jesu-Verein sich der besonderen Sympathie meiner Pfarrkinder erfreut. (Näheres siehe Seite 63). Der



Die Statue des Jesusknaben im rechten Seitenschiffe.



noch später hinzugekommene prächtige Baldachin aus genanntem Atelier ist ein Geschenk zweier Damen aus Rüdesheim. Diese Statue, sowie die der unbefleckten Gottesmutter Maria werden bei feierlichen Prozessionen getragen und erhöhen dadurch das feierliche Gepräge derselben.

Gegenüber der Figur des Jesusknaben ist die entsprechende Nische in dem linken Seitenschiffe mit der Figur des hl Antonius geziert, der das Jesuskind in zärtlicher Liebe an seine Brust drückt. Tausende katholischer Christen und vorab das italienische Volk lieben und verehren diesen Heiligen in besonderer Weise und rufen ihn an in ihren Nöten — und Tausenden hat er schon geholfen. Geboren 1195 in Lissabon (Portugal), trat er 1220 in den Orden des hl. Franziskus; er heißt der hl. Antonius von Padua, weil er in dieser Stadt (in Italien) starb und weil dort seine Reliquien aufbewahrt sind. Hervorragende Gelehrsamkeit, tiefe Demut und eine hinreißende Beredsamkeit zeichneten diesen Heiligen aus. Die Legende erzählt von ihm: Ein Bürger einer Stadt, in der er einst mit großem Erfolge predigte, nahm ihn in sein Haus auf und überwies ihm zum Gebete und zur Betrachtung ein stilles, abgelegenes Zimmerchen. Da beobachtete ihn eines Tages jener Bürger durch das Fenster und zu seinem höchsten Erstaunen sah er, wie der Heilige vor einem wunderschönen Knaben kniete, ihn mit seinen Armen umpfing und unverwandt in das strahlende Antlitz des schönen Kindes schaute. Da er bestimmt wußte, daß niemand in jenes Zimmer hineingegangen war, fragte der Mann den Heiligen nach jenem Knaben und St. Antonius offenbarte ihm, der Knabe sei das Jesuskind gewesen, verbot aber, irgend einem Menschen vor seinem Tode etwas davon zu sagen. Nach dem Tode des Heiligen erzählte der Bürger jene wunderbare Beobachtung und seitdem wird der Heilige mit dem Jesusknaben auf dem Arme dargestellt. Wohltätige Seelen legen gern ein Almosen in den seitwärts angebrachten Opferkasten; dieses wird unter dem Namen „Antoniusbrot“ unter Bedürftige verteilt.

Direkt neben dem Kanzeltürchen ist die Figur der hl. **Barbara** aufgestellt. Als Attribute (Kennzeichen) trägt sie das Schwert, den Kelch mit der hl. Hostie und hinter ihr erblicken wir einen Turm. Diese vielverehrte hl. Jungfrau und Martyrin, die auch zu den 14 Nothelfern gehört, ist Patronin der hier bestehenden St. Barbara-Bruderschaft. (Näheres Seite 54). St. Barbara lebte im 3. Jahrhundert und wurde unter Kaiser Maximin (335—238) gemartert. Als einzige Tochter eines reichen Heiden namens Dioscorus, erhielt sie eine ausgezeichnete Erziehung; sie mußte sogar, um den verdorbenen Einflüssen der damaligen Welt zu entgehen, in strenger Abgeschlossenheit in einem Turme wohnen. Da sie aber mit ihrem klaren Denken und Sinnen bald die Torheit des Heidentums erkannte und ihre Sehnsucht nach Wahrheit durch den Unterricht des berühmten Origenes stillen konnte, wurde sie durch die hl. Taufe bald eine Christin. Einst ließ sie bei einer kleinen baulichen Veränderung in den Turm drei Fenster brechen als Symbol der hl. Dreifaltigkeit und ein Kreuz anbringen. Hierüber erzürnt und noch weiter erboßt durch ihre Weigerung, sich zu vermählen, zerrte der Vater seine einzige Tochter vor den Statthalter Martian. Man geißelte sie und als am andern Morgen die blutigen Spuren wunderbar geheilt waren, wurde sie abermals gegeißelt und man brannte ihre Seiten mit brennenden Fackeln an. Schließlich ging der unnatürliche Vater soweit, daß er sich selbst als Henker seiner Tochter anbot und sie so eigenhändig mit einem Schwerte köpfte. Daher trägt sie in ihren Abbildungen ein Schwert.

Nach der Legende stand ihr ein Engel bei ihrem gewaltsamen Tode zur Seite, weshalb sie auch seit alten Zeiten als **Patronin der Sterbenden** angerufen wird und sowohl als Zeichen ihres Glaubens, als auch ihrer Eigenschaft als Fürbitterin beim Sterben den Kelch mit der hl. Hostie als Symbol trägt. Im Kerker und in jener Felsenhöhle, die sich ihr auf der Flucht vor ihrem Vater öffnete,

wurde ihr von Engeln die hl. Communion gebracht. Daher wurde schon im Mittelalter von ihr gesungen:

„Sankt Bärbel, die vermag zu stärken;
Denn wer in ihren Diensten steht,
Nit ohne Sakrament von hinnen geht!"

In Gorkum in Holland verbrannte sich ein Mann namens Heinrich Stock in furchtbarer Weise; er verschied aber nicht eher, als er unter Anrufung der hl. Barbara, deren Verehrer er gewesen, die Sterbesakramente empfangen hatte.

Vierzehn Städte und Häfen tragen den Namen dieser vielverehrten Heiligen; Bruderschaften und Zünfte stellten sich unter ihren Schutz, so die Bergleute, Mineure, Bürstenbinder, Hutmacher, Maurer und Weber, ebenso, weil sie einen Turm trägt, die Architekten und Glöckner.

Mit Rücksicht auf den Blitz, der ihren grausamen Vater nach seiner blutigen Untat erschlug und wegen ihrer Sanftheit ist sie auch als Schutzpatronin gegen das Gewitter auserwählt. „Im Toben des Gewitters erschöpft gleichsam der Böse seiner Wut, muß aber dem sanften Glauben weichen (Menzel: Symbolik). Daher tragen auch die Glocken, die während des Gewitters geläutet wurden, vielfach ihr Bild und sind auf ihren Namen getauft. Auch alle jene Gewerbe, welche des Schießpulvers bedürfen, haben St. Barbara zu ihrer Patronin, namentlich die Artillerie. Daß gerade diese „milde Heilige" dazu erwählt wurde, hat seinen Grund nicht etwa darin, daß sie die Feiglinge vor der Wirkung der Geschosse bewahre, sondern „damit sie wache, daß der Glaube siege." Indem man die schrecklichste der Waffen ihr weihte, gelobte man sich auch, nur einen heiligen Gebrauch davon zur Ehre Gottes zu machen. Ihr Bild prangte deshalb auf vielen Arsenalen, selbst auf Geschützen und auf den französischen Schiffen heißt noch jetzt die Pulverkammer St. Barbe. Auf einem der berühmtesten und bekanntesten Bildern der ganzen Welt, der Sixtinischen Madonna, von Raffael Santi gemalt und jetzt

die schönste und kostbarste Zierde der Dresdener Gemäldegalerie, erscheint die glaubensstarke hl. Barbara neben dem Papste Sixtus. Ihr Festtag ist der 4. Dezember.

Sankt Barbara, du edle Braut,
Dir hab' ich mich anvertraut;
Des Leibes Wohl, das Heil der Seel'
Ich deinem Schutz empfehl'!
Ach, steh mir bei in jeder Not,
Im Lebensstreit, im bittern Tod,
Und reich' mir vor dem letzten End'
Das heil'ge Sakrament.

Wegen der hier bestehenden Sebastianus- und Marianischen Bruderschaft (näheres siehe Seite 50 und 51) wurde an dem ersten Strebepfeiler des linken Seitenschiffes die Statue des hl. Sebastian aufgestellt; sie ist leider, wie auch die Figur der hl. Barbara nur aus terra cotta, d. h. gebrannter Erde hergestellt. Wir sehen den Heiligen in jugendlicher Gestalt, nur mit dem Lendentuch bekleidet, an einen Baum angebunden und von Pfeilen durchbohrt. Als Vorbild und Schutzheiliger der Soldaten wurde er in früherer Zeit zum Schirmer und Patron der Schützengilden erwählt; auch riefen die mit Wunden und Beulen behafteten Pestkranken ihn an, da auch er soviele Wunden geduldig um Christi willen bekommen hatte.

Aus seinem Leben wissen wir, daß er, aus edlem Geschlechte geboren, sich schon früh durch Frömmigkeit und kriegerischen Mut ausgezeichnet hat. Um den Christen zu nützen kam er nach Rom und Kaiser Diokletian machte ihn zum Hauptmann seiner Leibgarde. Als der Kaiser erfuhr, daß er die Christen zur Standhaftigkeit ermuntere, verwies er es ihm, da er undankbar gegen die Götter sei. Mit edlem Freimute belehrte er darauf den Kaiser über den Wahn der Götzendienerei; der Kaiser aber befahl, ihn mit Pfeilen zu erschießen. Das geschah denn auch und die mauretanischen Bogenschützen ließen ihn, von Pfeilen durch-

bohrt, auf der Richtstätte als tot liegen. Doch er war nicht tot und genaß von seinen Wunden unter der sorgsamen Pflege der Witwe des hl. Martyrers Castulus. Voll von Sehnsucht nach dem Martertod wagte er es abermals, dem Kaiser seine feindselige Gesinnung gegen die Christen zu verweisen und wurde deshalb zur Geißelung verurteilt; unter den Streichen seiner Peiniger starb er für seine Ueberzeugung und bleibt so er ein beschämendes Beispiel für alle diejenigen, die für ihre Ueberzeugung keine Opfer bringen wollen.

Die an dem folgenden Strebepfeiler angebrachte Figur stellt den hl. Franziskus Xaverius, den Apostel von Indien und Japan, den Patron der Missionäre, in priesterlicher Kleidung, das Kruzifix in seiner linken Hand, dar; die rechte Hand hat er erhoben, wie man das beim Predigen zu tun pflegt.

Geboren wurde er am 7. April 1506 als der jüngste Sohn von Juan Jasso und seiner Gattin Maria auf dem Schlosse Xaver in Novarra (Spanien). Er widmete sich mit Erfolg den höheren Studien, namentlich der Philosophie (Weltweisheit) und lernte in seinem Colleg auch den hl. Ignatius kennen, dessen Zimmergenosse er war. Voll Geist und Talent, ein hochstrebender Charakter, rein in Sitten, aber weltlich und ehrgeizig, lehnte er lange die Versuche des hl. Ignatius, ihn für Gott zu gewinnen, spötte'nd ab. Endlich verstand er sich dazu, mit dem Heiligen Exercitien zu machen; diese geistlichen Uebungen wandelten ihn ganz um, er wurde der zweite Genosse des hl. Ignatius und legte in Paris im Jahre 1534 die Ordensgelübde der Jesuiten ab.

Durch ihn wurden Tausende in Indien und Japan bekehrt; er starb auf der Insel Sancian, als er im Begriffe stand, in das verschlossene China, das alles Fremde haßte, einzudringen, fast ganz verlassen am 2. Dezember 1552. Den Namen dieses großen Heiligen trägt der Xaverius-Missions-Verein zur Verbreitung des Glaubens,

dessen Zweck sein Titel besagt und der auch in unserer Pfarrei seine Verbreitung gefunden hat. (Näheres siehe Seite 60).

In dem rechten Seitenschiffe fanden noch zwei Statuen ihre Aufstellung 1. die des hl. Antonius des Einsiedlers, mit dem Beinamen des Großen. Er ist der Patriarch der Einsiedler und der Cönobiten (in Genossenschaften lebende Einsiedler) und als seine Attribute sehen wir ein Buch, einen Kreuzesstab mit einem Glöcklein und das Schwein.

Von reichen Eltern in Koman in Oberägypten geboren, zeigte Antonius schon als Knabe ein großes Verlangen nach christlicher Vollkommenheit; er verschmähte es aus höheren Gründen sich eine klassische Bildung zu erwerben, befolgte vielmehr wörtlich die Worte des Heilandes: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen und dann komm, und folge mir nach.“ Diese Mahnung befolgte er dem Buchstaben und dem Geiste nach. In der Einsamkeit der Wüste, fern von den irdischen Freuden und Sorgen, waren seine Beschäftigung das Gebet und die Arbeit. Der Satan bestürmte ihn hier leiblich und geistig mit den furchtbarsten Versuchungen, die er aber alle siegreich bestand. Noch tiefer drang er in die Einsamkeit und bewohnte 20 Jahre lang eine Grabeshöhle. Dort wurde er endlich von seinen Bekannten entdeckt und alle staunten über die Ruhe und Heiterkeit seines Wesens, sowie über seine wunderbare Macht, Kranke zu heilen. Zahlreiche Schüler sammelten sich in seiner Nähe und wurden von ihm geleitet und zur Vollkommenheit geführt. Der Ruf seiner Heiligkeit und seines scharfen Urteils war so groß, daß selbst der Kaiser Constantin der Große und seine beiden Söhne sich an ihn wandten. Im 90. Lebensjahre traf er in einer öden Gegend den neunzigjährigen hl. Einsiedler Paulus und stand ihm im Sterben bei. 105 Jahre alt starb er nach Entbehrungen aller Art. Ueber seinen Nachlaß bestimmte er, daß sein Mantel und sein Schafspelz dem hl. Athanasius und sein härenes Gewand dem

Bischofe Serapion zufallen solle. Hiermit war das Zeitliche geordnet. Er war der Stifter des Ordens der Antoniter, die beispielsweise in Höchst bis 1802 ein Kloster hatten, ebenso in Frankfurt a. M. Das Buch, mit dem er dargestellt wird hat folgende Bedeutung. Auf die Frage einiger heidnischen Weltweisen, die ihn in der Wüste besuchten, wie er denn seine Zeit hinbringe ohne Gesellschaft und ohne Bücher, antwortete der Heilige treffend: „Ein Buch habe ich immer zur Hand, das ist stets aufgeschlagen. Es ist das offene Buch der Natur. Das erste Blatt in diesem Buche ist grün; es ist die Erde mit ihren Blumen, Bäumen, Gewächsen und Tieren aller Art; es ist ein großes Blatt, reich beschrieben mit allerlei Buchstaben und Zeichen, leuchtenden Punkten und Strichen. Dann folgt ein blaues Blatt, das Meer in seiner unermeßlichen Größe und Erhabenheit. Das dritte, silberdurchwirkte Blatt ist der Himmel mit seinen glänzenden Sternen."

Das Kreuz, das er trägt, das den Namen Antoniuskreuz hat, zeigt die ägyptische T Kreuzform und das Schwein an seiner Seite bedeutet ursprünglich den Teufel, dessen Versuchungen ihn schwer bedrängten, die er aber mit der Gnade Go tes alle überwand. Später erhielt es eine andere Bedeutung. Im Mittelalter betrieben die Antoniter-Chorherrn in vorzüglich geleiteten Betrieben den Landbau und hatten vielerorts das Privilegium der Schweinemast in den Eichenwaldungen. Die Ankunft ihrer Schweineherden in einem Dorfe kündigten sie mit einem Glöcklein an. Daher wird der Heilige zur Unterscheidung von anderen Heiligen desselben Namens als Patron der Haustiere mit einem Schwein und dem Glöcklein dargestellt. Der hl. Antonius ist der Patron unserer Antoniusbruderschaft, die ihre kirchliche Feier am 17. Januar abhält. (Näheres siehe Seite 52).

2. Endlich steht im linken Seitenschiff noch die von den Mitgliedern des III. Ordens gestiftete Statue des hl. Franziskus von Assisi. Selten hat ein Mann durch seine kindliche Demut, seine leidenschaftliche Liebe zur Armut

und seine seraphische (engelsgleiche) Gottesliebe einen so tiefgreifenden, nachhaltigen Einfluß auf das religiöse und sociale Leben der Mit- und Nachwelt gehabt, selten jemand die Augen aller, vom Papste bis zum Bettler so auf sich gezogen, selten einer große Künstler, Dichter und Schriftsteller aller Jahrhunderte so zum Schaffen angeregt und begeistert, als dieser seraphische Heilige (Doctor seraphicus). Drei Orden hat er gestiftet, den Orden der niederen Brüder (Franziskaner und Kapuziner), der Clarissinnen und den sog. dritten Orden für Weltleute. Dieser dritte Orden wird vielfach verkannt und in seiner Tragweite viel zu wenig gewürdigt.

Als zur Zeit des hl. Franziskus die Begeisterung für den Heiligen sich so steigerte, daß Personen beiderlei Geschlechtes, welche durch ihre Familienbanden und Familienpflichten in der Welt zurückgehalten wurden, alles verlassen und dem Herolde Gottes sich anschließen wollten, reifte in dem Heiligen der Gedanke, eine Art von Orden zu stiften, dessen Mitglieder im Schoße ihrer Familie und im Ehestand bleiben und doch nach christlicher Vollkommenheit streben und an dem Segen und an den Verdiensten des klösterlichen Lebens teilnehmen könnten. In diesem Gedanken schrieb er die „Regel des sog. dritten Ordens von der Buße,“ die zuerst von P. Honorius III. und Gregor IX, später mit geringen Veränderungen von Nicolaus IV. und vielen andern Päpsten bestätigt und 1883 von Leo XIII. in neuer Form, den Verhältnissen der Gegenwart angepaßt und gemildert wurde. Im Laufe der Zeit sind viele Millionen in allen Ländern und aus allen Ständen eifrige Mitglieder dieses III. Ordens geworden, viele Heilige schmückten ihn mit ihren Tugenden, so z. B. Ludwig IX., König von Frankreich, Ferdinand, König von Castilien, Ivo, Rochus, Conradus, die hl. Elisabeth von Thüringen, Rosa von Viterbo, Margarete von Cortona, Elisabeth, Königin von Portugal, Angela Merici ꝛc. und viele berühmte Männer, wie z. B. der größte italienische Nationaldichter Dante

Alighieri, Columbus, Lopez de Vega, Pius IX., Leo XIII, Pius X. ꝛc. waren Mitglieder des III. Ordens. Möge dieser überreich mit Gnaden und Ablässen ausgezeichnete Orden auch in unserer Pfarrei recht zahlreiche Mitglieder finden, die ihm zur Ehre und ihren Mitchristen zur Erbauung gereichen. Mit inniger Liebe und Hingebung schaut in unserem Standbild der Heilige auf das Crucifix, das eine so ergreifende Predigt von der Liebe Gottes zu uns armen, sündigen Menschen ist.

Endlich muß noch auf jene drei Colossalfiguren hingewiesen werden, die ehedem unseren mächtigen Hochaltar schmückten: Maria, die Himmelskönigin mit dem göttlichen Kinde auf dem linken Arme, St. Johannes der Evangelist, der einen Kelch segnet aus dem eine Giftschlange sich emporwindet (Johannes trank schadlos vergifteten Wein, über den er zuvor das hl. Kreuzzeichen gemacht) und Johannes der Täufer (Baptista), der auf das Lamm zu seinen Füßen hinweist, wie es der hl. Johannes einst am Jordan getan hat, als er auf Christum hinwies als auf „das Lamm Gottes, das da die Sünden der Welt hinwegnimmt." Diese Figuren aus der Barockzeit (18. Jahrhundert) entsprechen zwar nicht dem gotischen Stile der Kirche, sind aber von so plastischer Wirkung und technischer Vollendung, daß ihre Entfernung aus der Kirche nicht gerechtfertigt erschien. Sie fanden deshalb rechts und links von den demselben Jahrhunderte angehörenden Emporbühnen ihre Aufstellung. Hier tritt ihre eigenartige Schönheit wirksam hervor. Die kunstvollen schmiedeeisernen Postamente wurden nach Zeichnungen von Herrn Weis in der Wilh. Pott'schen Kunstschmiede hier angefertigt.

Der hl. Johannes der Täufer fand seinen Platz in sinniger Weise in der Nähe des Taufsteines.

Die Restauration dieser vielfach beschädigten Figuren, sowie ihre Bemalung und Vergoldung erfolgte in dem Kunstatelier des Herrn Weis in Niederlahnstein.

Die Ausmalung unserer Pfarrkirche.

Von den ersten Zeiten des Christentums an suchte die Religion, die Künste in ihren Dienst zu stellen, um gemeinsam mit ihnen um so tiefer auf Geist und Gemüt der Menschen einzuwirken. Neben der Architektur schmückten besonders Malerei und Bildhauerkunst (Sculptur) sowie die Musik in ihrer Weise das Heiligtum Gottes; der Himmel sollte auf die Erde herabgezogen werden und die Erde d. h. das Menschenherz in das Reich Gottes versetzt werden. Durch die Darstellung idealer, dem gewöhnlichen Leben entrückter Gestalten soll der Beschauer immer wieder an die ursprüngliche Schönheit des Menschengebildes und an das himmlische Jerusalem, von dem die Welt nur die Vorhalle ist, erinnert werden. Der Mensch hat das Bedürfnis, das Unsichtbare zu versinnlichen, das Abwesende und Vergangene zu vergegenwärtigen, das Geistige zu veranschaulichen. Darum dürfen wir mit dem hl. Thomas von Aquin als Gründe, weshalb die christlichen Kirchen mit Bildern und Verzierungen aller Art in der herrlichsten Farbengebung geschmückt sind, angeben: 1. sie sollen die Andacht fördern, 2. an das Beispiel der Heiligen erinnern, 3. belehren.

Daher finden wir bereits in den Katakomben bildnerischen Schmuck in historischen Darstellungen (z. B. in den Katakomben der hl. Domitilla in Rom Maria mit dem Jesuskind verehrt von den Weisen des Morgenlandes — ein Bild aus dem 2. Jahrhunderte — und in Symbolen z. B. eine Reihe von Brotkörbchen (wunderbare Brotvermehrung) oder einen Fisch, der Christum den Herrn bedeutet. Ganz hervorragend tätig war in diesem Sinne das so oft als finster verschrieene Mittelalter, das den Kirchen eine so farbenprächtige Ausstattung an Gemälden Statuen, Altären ꝛc. zu geben wußte, daß wir jetzt noch die der bilderstürmenden Wut der Reformatoren im 16. Jahrhunderte entgangenen Reste bewundernd anstaunen; damals gab es allerdings auch bei der Frage der Aus-

schmückung der Kirchen weder eine „Geldknickerei", noch eine Vergebung an den Mindestnehmenden.

Die farbenfrohe Behandlung erstreckte sich sogar auf die Portale, die Standbilder, Säulen, selbst auf das Dach, das farbig sein mußte.

Es betrachteten sich die damaligen Maler als Lehrer, die „den Teufeln zum Trotz die Menschen frömmer und besser machen" wollten; darum wählten sie zu ihren Darstellungen:

1. **Personen** mit ihren sie kennzeichnenden Beigaben (Attributen); so z. B. die hl. Dreifaltigkeit in Gestalt dreier sich gleichenden Menschen, Maria auf dem Halbmonde, Joseph mit der Lilie 2c. selbst die Teufel mit der Schande der Nacktheit oder in der Häßlichkeit der Schlange;
2. **geschichtliche Darstellungen** aus den beiden Testamenten; besonders beliebt war die vorbildliche (typische) Auffassung von Tatsachen des alten Bundes zu den Ereignissen des neuen; (Melchisedech und seine Opfer — Opfertod Christi und Meßopfer);
3. **symbolische Darstellungen**, d. h. Zeichen oder Sinnbilder a) heiliger Personen (z. B. segnende Hand aus den Wolken für Gott Vater, A. u. O., Wein stock, Fisch, Abel für Christus, Frau mit verbundenen Augen und zerbrochener Fahne für die Synagoge), b) von Geheimnissen (der Pfau für die Unsterblichkeit, der Phönix oder Noe in der Arche für die Auferstehung) und c) von Tugenden und Lastern (Anker für die Hoffnung, Hirsch für das Heilsverlangen, Palme für das Martyrium, Schwein für die Unreinheit, Sirene für die Versuchung).

Selbst der Mosaikboden mit seinen Darstellungen redete zu dem Beschauer durch erzählendes Bilderwerk aus Geschichte und Natur in wohldurchdachter Verwendung. Zu all der farbigen Herrlichkeit in Gemälden und Statuen kam noch der leuchtende Schmuck reicher Glasgemälde in den

Fenstern, manch symbolisches Gebilde an den Wänden, Säulenkapitälen, Gewölbekreuzungen und Gewölbeschlüssen, außerordentlich kostbare, handgestickte Paramente, die heute noch als unübertroffen dastehenden goldenen und silbernen Monstranzen, Kelche 2c., dazu die keuschen Gesangesweisen des traditionellen Chorals — wie mag ein feierlicher Gottesdienst, ein Hochamt in einer solchen Kirche das menschliche Herz erfaßt, es mit allen Fasern seinem Gotte entgegengetragen haben!

Wenn nun die Ausschmückung einer Kirche so hohe Ziele, wie sie hier angedeutet wurden, erstrebt, so ist dem Kirchenmaler wahrlich eine schwere Aufgabe gestellt. Bei der Ausmalung unserer Kirche war diese Aufgabe um so schwieriger, als dieser Kirche die Einheit des Stiles fehlt; denn sie setzt sich zusammen aus zwei romanischen Türmen (11. Jahrhundert) einem frühgotischen Schiffe mit Barockdecke (18. Jahrhundert), frühgotischen Seitenschiffen und dem westlichen Teil der Kirche mit zwei Emporen im Barockstile.

Der ganzen malerischen Ausschmückung unserer Pfarrkirche liegt der Gedanke zugrunde, der auch den architektonischen Aufbau beherrscht: es soll jede Kirche ein Abbild sein des großen Reiches Gottes auf Erden, der einen heiligen katholischen und apostolischen Kirche. Dieser Gedanke ist auch in der Bemalung zum Ausdruck gebracht. Auf den Capitälen der Pfeiler und Pilaster (viereckige Halbsäulen) im Hauptschiffe erblicken wir zwölf Figuren als Kniestücke gemalt; die Spruchbänder teilen uns mit, daß dadurch die Propheten des Alten Testamentes, also dieses selbst als Uranfang des Reiches Gottes auf Erden dargestellt sind; im unteren Teile des Mittelschiffes ist also: die alttestamentliche Kirche versinnbildet. Diese wird eingeschlossen von den Umfassungsmauern der Seitenschiffe, auf denen im weiten Bogen, das Mittelschiff umspannend, die Figuren der Apostel gemalt sind. Hierdurch kommt die Idee zum Ausdruck, daß die Apostel auszogen „in alle Welt"

und die Kirche Jesu Christi verbreiteten auch unter den Heiden bis zu den Grenzen der Erde. Sie sind gleichsam die zwölf Säulen, welche der katholischen (allgemeinen) Kirche ihre Grundlage gegeben. An der Decke und in den sechs roten Feldern (Cartuschen) in der großen Hohlkehle ist durch die Gestalt der Taube mit ausgespannten Flügeln der heilige Geist versinnbildet, der am Pfingstfeste sich über die Apostel in feurigen Zungen (daher rote Felder) ergoß; er schwebt hoch an der Decke zum Zeichen, daß er es ist, der die Kirche Gottes leitet und regiert, sie vor Irrtum schützt, sie durch die Klippen der Bosheit und menschlichen Verderbtheit unversehrt hindurchsteuert und der durch seine sieben Gaben (Weisheit, Verstand, Rat, Stärke, Wissenschaft, Frömmigkeit, Furcht Gottes) die Glieder der Kirche befähigt zu ihren hohen Pflichten, sie reinigt und heiligt und zu seinen Tempeln umgestaltet. Die in den Gewölbefelder der Seitenschiffe angebrachten Wappen mit den Emblemen (Zeichen) des Handwerkerstandes (Wappen der Bäcker, Metzger, Tischler, Buchdrucker, Winzer, Schiffer 2c.) versinnbilden uns das christkatholiche Volk, also die Gläubigen.

Da der nunmehr verstorbene Architekt Fischer aus Barmen die Erweiterungsarbeiten der hiesigen Pfarrkirche in dem Sinne vornahm, daß an der Architektur die einzelnen Bauperioden der Kirche ersichtlich bleiben sollten, so mußte auch die Ausmalung, die immer die architektonischen Formen unterstützen, hervorheben und stilgemäß beleben muß, sich dem betreffenden Stile anpassen. Daher beobachten wir, daß sowohl die Decke des Mittelschiffes, als auch der Teil der Kirche, der die Emporen enthält, im Stile der Zopfzeit, im sogenannten Jesuitenstile, ausgeschmückt sind.

Dieser Stil, hervorgegangen aus dem Renaissancestil, (Nachahmung heidnisch-römischer Bauformen vom Anfange des 16. Jahrhunderts an) ist, wie er, eine Abkehr von der kirchlichen Bautradition; Formensteifheit und Eintönigkeit lassen ihn sehr nüchtern erscheinen, wie unsere Decke im Mittelschiff mit den Gypskreisen, Gypsvierecken und der

großen Hohlkehle nach den Seitenmauern zu zeigt. Zur Dekoration dieser großen Hohlkehle wurden die reichen, schneckenförmigen Windungen des Rococostiles angewendet.

Auf großen goldenen Sesseln sitzen über den Säulen des Mittelschiffes in faltenreicher Gewandung die Gestalten der vier Evangelisten; auf den Spruchbändern unterhalb der Sessel sind die Anfangsworte eines jeden Evangeliums, das sie geschrieben und das durch ein Buch und die Feder angedeutet ist, angebracht und noch etwas tiefer Medaillons mit den Symbolen, welche sie als Evangelisten erkennen lassen.

Diese vier Evangelisten gliedern sich sinnreich in die figürliche Ausschmückung ein, insofern sie, an hervorragender Stelle über den Propheten des Alten Bundes angebracht, unter den Symbolen des hl. Geistes ihren Platz gefunden haben; es ist dem Beschauer damit nahe gelegt, daß die Erhaltung und Reinerhaltung der hl. Schriften, die unter seiner Leitung und Eingebung verfaßt wurden, in der Kirche Gottes ein Gegenstand der besonderen Fürsorge des hl. Geistes sind.

In dem Medaillon rechts vorn bemerken wir einen Menschenkopf; damit ist der hl. Evangelist Matthaeus bezeichnet, der sein Evangelium mit der Stammtafel des Herrn, seiner Empfängnis und Geburt beginnt, also den Sohn Gottes Jesus Christus seiner menschlichen Abstammung nach, nämlich als Gottmensch, hervortreten läßt. Markus, der folgende Evangelist, beginnt sein Evangelium mit Johannes dem Täufer „der Stimme des Rufenden in der Wüste.“ Weil nun der Löwe der König der Wüste ist, so kommt dieser als Attribut dem hl. Evangelisten zu. Der Löwe ist meist geflügelt und bedeutet im mystischen Sinne auch die göttliche Kraft im Evangelium. St. Marcus wurde vom hl. Petrus bekehrt und sein Lieblingsjünger. In Aquilea in der Nähe von Venedig lehrten beide und tauften viele an den Ufern des Adriatischen Meeres. Von hier aus wanderten beide nach Rom, woselbst Marcus sein

Evangelium schrieb. Darnach ging er auf Befehl des hl. Petrus nach Aegypten und nach 12jähriger Lehrtätigkeit gründete er die Kirche in Alexandrien, eine der berühmtesten unter allen Kirchen. Als er im Jahre 67 einst dort Gottesdienst hielt, wurde er von seinen Feinden aus der Versammlung gerissen und mit Stricken um den Hals durch die Straßen der Stadt zu Tode geschleift. Im 9. Jahrhunderte wurde sein hl. Leib von Kaufleuten nach Venedig übertragen; seitdem ist er der vielverehrte Patron dieser Stadt, die zu seiner Ehre dem überreich ausgestatteten Marcus-Dom, eines der schönsten Werke byzantinischer Baukunst, erbaute. Auf einer mächtigen Säule steht in der Nähe des Domes die Statue dieses Heiligen und auf einer zweiten der geflügelte Löwe, das Wahrzeichen Venedigs. St. Marcus gilt auch als Patron der Notare.

Diesem Bilde gegenüber weist uns der Kopf eines Rindes im Medaillon darauf hin, daß wir die Abbildung des hl. Lucas vor uns haben; er wird durch das Opferrind versinnbildet; denn er beginnt sein Evangelium mit dem Opfer des Zacharias in den Tagen des Herodes. Vor seiner Bekehrung war Lucas (Abkürzung von Lucanus oder Lucianus) ein heidnischer Arzt, weshalb er auch als Patron der Aerzte verehrt wird. Nach seiner Bekehrung war er ein treuer Schüler und Begleiter des hl. Paulus. Im hohen Alter wurde er in Paträ in Achaia (Griechenland) an einem Oelbaume erhängt, nachdem man ihn eigentlich kreuzigen wollte, aber die Zurichtung und Aufrichtung des Kreuzes zu langweilig fand.

St. Lucas pflegte auch die edle Malerkunst und malte öfters die Madonna; es sind noch mehrere dieser Bilder erhalten, so ein Madonnenbild in der Kirche St. Maria Maggiore und eines in der Kirche St Maria in Araceli in Rom. Doch wird ihre Echtheit bestritten. Die Maler verehren St. Lucas als ihren Patron.

Das Sinnbild des letzten der Evangelisten in der Zeitfolge ist ein Adler, das Attribut des hl. Johannes,

des Lieblingsjüngers Jesu (auch der Theologe genannt), weil Johannes wie im Adlerfluge, sein Evangelium mit den erhabenen Worten beginnt: „Im Anfange war das Wort (d. h. die zweite Person in der Gottheit) und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort ꝛc.).

Betrachten wir nun weiter die Brustbilder der zwölf **Apostel**, die sich in ihren weißen Mänteln so schön von dem gemusterten gelben Hintergrunde abheben. Sie sind in ihren etwas derben Kopf- und Gesichtsbildungen nach gotischen Holzfiguren aus dem Mitteltalter gezeichnet und tragen deshalb auch das Gepräge der Fischer und Handwerker, wie sie in den Evangelien vorkommen, in altstilisierter Malerei. Wie die Wandmalereien des Mittelalters, zeigen sie durchgängig kräftige Contouren, mehr Zeichnung als Malerei, während der modernen Wandmalerei durch Verschmelzung der Farben, weiche, unbestimmte Linienführung, Scheu vor kräftiger, satter Farbengebung, der Zug des Monumentalen fehlt.

Als Attribute tragen die Apostel ihre Marterwerkzeuge und ein gebundenes Buch; sie stehen den zwölf Propheten des Alten Bundes gegenüber, wie das eine beliebte Sitte war im Mittelalter und haben unter sich die zwölf Consekrationskreuze, die bei der Einweihung der Kirche vom Bischofe gesalbt werden und auf die zwölf Apostel als die Grundpfeiler der Kirche hinweisen. Es wird auffallen, daß die meisten Apostel mit reichem Haarwuchse dargestellt sind; es erinnert das an ihr Gelübde als Nasiräer oder Nazaräer: „Er soll heilig sein und das Haar seines Hauptes sich wachsen lassen“ (4. Mos. 6, 5); das langgewachsene Haupthaar war ein Symbol der Weihe und des Geweihtseins für Gott. Die Nasiräer waren fromme Personen beiderlei Geschlechtes, welche Enthaltungsgelübde abgelegt hatten; sie enthielten sich vom Weine und von allem, was vom Weinstocke kam (Trauben, Rosinen) und von jedem berauschenden Getränke; sie mußten sich die Haare wachsen lassen und jede Verunreinigung, namentlich durch Totenberührung, sorgfältig vermeiden. Man konnte sich auf be-

stimmte Zeit oder auch auf lebenslänglich verpflichten. Der Nasiräer sollte sich in besonders hohem Grade dem Dienste des Herrn widmen, sich der Befolgung seines Gesetzes befleißigen und anderen zum Vorbilde dienen. Wenn ein Nasiräer sich durch eine Leiche verunreinigt hatte, mußte er am 3. und 7. Tage die vorgeschriebene Reinigung vornehmen, am siebenten sein Haar abschneiden und am achten zwei Turteltauben oder junge Tauben zum Sühne- und Brandopfer und ein jähriges Lamm zum Schuldopfer darbringen; dann mußte er sein Nasiräat von neuem anfangen; denn durch die Verunreinigung war die bisherige Zeit ungültig geworden. War die Zeit des Nasiräates zu Ende, so war er verpflichtet ein Lamm zum Brandopfer, ein Schaf zum Sühneopfer und einen Widder zum Dankopfer zu bringen und damit auch noch die entsprechenden unblutigen Opfer verbinden; das langgewachsene Haar aber mußte er abscheeren lassen und in das Feuer des Dankopfers werfen. Hiermit war er denn seines Gelübdes entbunden. (Wetzer und Welte's Kirchenlexikon).

Was die Reihenfolge der Apostel, deren es dreizehn gibt, angeht, so wurden die Apostel in der Reihenfolge ihrer Berufung gemalt, also statt des ausgeschiedenen Judas Ischariot der Apostel Matthias beigefügt; der später berufene hl. Paulus fehlt also; wegen seiner hervorragenden Bedeutung als Apostelfürst soll er jedoch in der weiter noch geplanten Ausstattung unserer Pfarrkirche eine entsprechende Darstellung erhalten.

Alle Heiligen ohne Ausnahme tragen um das Haupt eine Scheibe, einen runden Glanz, den Nimbus oder Heiligenschein (aureola); er drückt die Macht des Geistigen im Leiblichen aus, die den Leib gleichsam überflutet und über ihn hinausstrahlt. Umgibt die Lichtscheibe den ganzen Leib in der Ovalform einer Mandel, so heißt sie Mandorla. Näherin bezeichnet der Nimbus 1. die Krone des Lebens, welche die Heiligen errungen haben. „Darum werden sie die Gerechten empfangen den Königsschmuck der

Zierde und des Diadem der Schönheit aus der Hand des Herrn" (Weisheit V. 17). 2. Der Nimbus ist in der Form eines runden Schildes gemalt; denn die Heiligen, die ihren „Lauf vollendet und den Glauben bewahrt haben," stehen unter dem ewigen Schutze des Herrn, der ihr Schild ist und bleibt. „Herr, wie mit dem Schilde des guten Willens hast du uns gekrönt." (Ephes. 6, 16).

Anders verhält es sich bei den Personen der allerh. Dreifaltigkeit; Gott, der Vater, trägt einen dreieckigen Nimbus — ein Hinweis auf die Dreieinigkeit, da die Seiten des Dreiecks einander gleich sind; der hl. Geist hat meist einen Strahlennimbus oder eine Scheibe mit eingetragenem Kreuze, der Sohn Gottes als Nimbus das Kreuz. Da jedoch der Längsbalken des Kreuzes hinter dem Kopfe liegt und von ihm verdeckt ist, sieht man vom Kreuze nur das obere Ende des Längs- und die beiden Ende des Querbalkens. In der nachgotischen Zeit, also nach 1500, wird statt der Scheibe nur eine feine Kreislinie als Nimbus gemalt. Heilige Personen, die noch leben, tragen, wenn sie gemalt werden, einen viereckigen Nimbus, um an die vier Cardinaltugenden (Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Starkmut) zu erinnern, die sie auszeichnen. Einen bloßen Nimbus statt des Kopfes trägt der hl. Felix und ist daran auf Kirchenbildern kenntlich. Als er nämlich enthauptet war, erschien der Nimbus über dem Halse, um seinen Rumpf als den eines Heiligen zu bezeichnen.

Die Reihenfolge der Apostelfiguren ist nach Lucas VI, 4 gewählt, an welcher Stelle der Evangelist sie aufzählt. Im rechten Seitenschiffe erblicken wir oben, zunächst dem Chörchen, die Figur des hl. Petrus. Er ist der Fürst der Apostel, Träger der Schlüssel, der sichtbare Stellvertreter Christi auf Erden, der erste Papst. Ihm und nur ihm ist die Schlüsselgewalt, d. h. die Macht zu binden und zu lösen übertragen, daher der Schlüssel in seiner Hand, die ihn im Volksmund zum Himmelspförtner machen. Wie die meisten andern Apostel, trägt er ein Buch als Symbol des Evangeliums,

das die Apostel aller Welt verkündeten. Nach einem alten, in die Zeiten der Apostel zurückreichenden Bronzemedaillon (aufbewahrt im Vaticanischen Museum) trägt der Kopf des hl. Petrus kurzes gekräuseltes Haar; der Bart ist kurz gestutzt und ebenfalls gekräuselt, das Haupthaar so geschoren, daß nur ein Haarkranz stehen blieb. Früher bedeutete bei unseren deutschen Stämmen langes Haar den freien Mann; der Knecht und der Unfreie wurden geschoren. Wer sich aber als Priester oder Mönch dem Herrn weihte, der schor sich freiwillig als dessen Knecht das Haar. Bei den Hebräern herrschte der entgegengesetzte Grundsatz; die gottgeweihten Nasiräer ließen kein Scheermesser über ihr Haar. Petrus aber trat dem Judentum entgegen, erklärte das Nasiräertum für erloschen und schor sich als Zeichen der Gottesweihe im Neuen Bunde und der Demut; diese Sitte blieb fortan bei allen Priestern (die sog. Tonsur) und Ordensleuten. Das Leben und Sterben des hl. Petrus ist wohlbekannt. In der Peterskirche zu Rom, der nach ihm benannten großen Mutterkirche des Abendlandes, befindet sich außer den Grabstätten der beiden Apostelfürsten noch als Reliquie sein Stuhl in einem Ueberzuge von vergoldeter Bronze; auch die Ketten, mit denen er im Kerker gefesselt war, bewahrt die Kirche San Pietro in vincoli in Rom; ein Teil seines Stabes aber bildet den kostbarsten Teil des Domschatzes in Limburg a. d. L. Die Legende erzählt nämlich mit Bezug auf diesen Stab folgendes: Der hl. Eucharius, der erste Bischof von Trier, wurde vom hl. Petrus in Rom zum Bischofe geweiht und mit Valerius und Maternus als Glaubenboten nach Gallien (Frankreich) und Germanien (Deutschland) geschickt. Auf der Reise starb Maternus zu Elegia (Ehl) im Elsaß. Voll Trauer hierüber kehrten die beiden andern nach Rom znrück. Der hl. Petrus aber gebot ihnen, ihre Missionsreise abermals anzutreten und gab ihnen seinen Stab mit, um damit den Verstorbenen wieder zum Leben zu erwecken. Als sie nun bei ihrer Rückkehr den Toten mit dem Stabe berührten, wurde er sofort wieder

lebendig, nachdem er 40 Tage im Grabe gelegen und zog mit seinem Gefährten weiter. Deshalb trägt auch der Papst in Rom bis heute keinen Hirtenstab, wie die Bischöfe, weil er ihn damals an Eucharius abgegeben hatte. Der Stab des hl. Petrus aber wurde nicht nach Rom zurückgebracht, sondern lange von der Trierer Kirche bewahrt. Später, als Trier von den Hunnen (384) zerstört wurde, wurde der Stab nach Metz geflüchtet und blieb dort bis nach den Verheerungen der Vandalen, Franken und Normannen. Als unter der Regierung des Kaisers Otto I. (936—973), dessen Bruder (der hl. Bruno) nach Wigberts Tod Erzbischof von Cöln geworden war (953), ließ dieser, wahrscheinlich im Jahre 954, als die Ungarn das Land Lothringen verwüsteten, auf Drängen der Trierer Gläubigen den Stab des hl. Petrus den Metzern gewaltsam wegnehmen und nach Cöln übertragen. Als im Jahre 978 Erzbischof Egbert den Trierer Stuhl inne hatte, bat er den Kaiser Otto II. (973—983) um Unterstützung bei dem Bau der Kirche zu Ehren des hl. Eucharius. Durch Vermittlung des Kaisers bewog Egbert bei dieser Gelegenheit den Cölner Erzbischof Warinus (976—985), ihm die Hälfte des Stabes Petri zu überlassen. Trier erhielt somit den oberen Teil, aber ohne den elfenbeinernen Knauf, welcher samt dem unteren Teil zu Cöln verblieb. Nachdem Egbert seinem Teile des Stabes Petri eine Verlängerung angepaßt hatte, hinterlegte er denselben in einer kostbaren Scheide von Eichenholz, die mit Goldblech und Edelsteinen geschmückt, wahrscheinlich schon zur Zeit der Kaiserin Helena verfertigt worden ist. Er ließ die Scheide der Länge nach mit zwei Streifen von Goldblech mit einer Inschrift in lateinischer Sprache (über die Geschichte des hl. Stabes) umziehen und zwei goldene Querstreifen, welche die Scheide wie mächtige Ringe um die Mitte und am Ende umgeben, mit einer passenden Inschrift anbringen.

Nach dem Ableben des Erzbischofs Balduin kam im Jahre 1354 von der in Trier aufbewahrten Hälfte des hl.

Stabes durch Kaiser Karl IV. ein drei Zoll langes Stückchen in den St. Veitsdom nach Prag, wo es heute noch im Domschatze bewahrt wird. Es war früher in einem silbernen Hirtenstab des Prager Erzbischofs angebracht. Als aber unter Kaiser Franz I. von Oesterreich im Jahre 1813 sämtliches Silber der Kirchen und Klöster zum Kriegsfonds abgeliefert werden muße, hat man die Reliquien zuvor herausgenommen. Dem in Cöln verbliebenen unteren Teil des Stabes Petri wurde der elfenbeinerne Knauf angepaßt und ebenfalls eine Verlängerung hinzugefügt. Dadurch gewann man kleinere Stückchen, die allenthalben verehrt wurden und Anlaß zur Sage von zahlreichen Stäben Petri gaben. Der unten am Stabe befestigte Eisenbeschlag wurde wegen der Verlängerung nach unten weggenommen und befand sich lange Zeit in der berühmten Benediktinerabtei Weingarten in Württemberg, wo er 1802 bei der Säkularisation der Abtei abhanden kam.

Der Trierer Teil des Stabes Petri blieb bis zur Schreckenszeit der französischen Revolution im Domschatze zu Trier, von wo er nebst anderen Kostbarkeiten nach der Festung Ehrenbreitstein geflüchtet wurde. Nachdem nun 1802 diese zerstörte Festung an den Fürsten von Nassau-Weilburg als Entschädigung überwiesen worden war, gelangte auch der Trierer Domschatz in den Besitz des Fürsten, der ihn in der herzoglichen Silberkammer in Weilburg aufbewahrte. Im Jahre 1822 übergab Herzog Wilhelm sämtliche Stücke dieses Schatzes an die Kathedrale von Limburg a. d. L., woselbst er wohlverwahrt in der Barfüßer- oder Stadtkirche aufgehoben und gezeigt wird. Der in der Scheide aufbewahrte Stab Petri ist mit schwarzem Wachstuche überzogen, das an einigen Stellen zerrissen ist und so das kostbare Holz dem Auge des Beschauers sichtbar macht. Um das Holz des Stabes, der von Olivenholz zu sein scheint, vor dem Wurmfraße und vor allzuschnellem Verschleißen zu schützen, hat man denselben mit einem sehr harten Kreidegrund bestrichen. In den $1^1/_2$ Zoll langen

Einschnitt am oberen Ende paßt vollkommen der Knauf oder Knopf von Elfenbein, der sich im Cölner Domschatz befindet. Der ganze Limburger Stab hat eine Länge von 1,48 Meter, der wahre Teil des Stabes 0,835 Meter bei einem Umfange von 0,085 Meter.

Zu Ehren des hl. Petrus begeht unsere Kirche vier Feste: 1. Petri Stuhlfeier zu Antiochia am 22. Febr. und 2. zu Rom am 18. Januar. In alten Zeiten feierte eine Kirche den Jahrestag der ersten Uebernahme des Vorsteheramtes (Episcopates) und wegen der hervorragenden Bedeutung des hl. Petrus feierten nicht bloß die beiden Diöcesen Antiochia und Rom, sondern auch die ganze katholische Kirche den Tag des Antritts des Episcopates in Antiochia und Rom seitens des hl. Petrus. Seit dem Tage, als Petrus seinen Sitz nach Rom übertrug, ist Rom der Mittelpunkt der Kirche Gottes die „ewige Stadt" geworden und mit dem römischen Episcopate des hl. Petrus ist für alle Jahrhunderte bis hin zum Ende der Zeiten die Ordnung der Nachfolge (Succession) in dem Primate vorgezeichnet. 3. Petri Kettenfeier am 1. August zum Andenken daran, daß der hl. Petrus, das erste Oberhaupt der Kirche, im Kerker zu Jerusalem auf Geheiß des Herodes, und später im mamertinischen Gefängnisse zu Rom auf Befehl des Kaisers Nero an Ketten gefesselt lag. Die eisernen Ketten aus dem Kerker der Juden wurden um das Jahr 435 von der Kaiserin Eudoxia, Gemahlin des jüngeren Theodosius, von Jerusalem, wohin sie zur Erfüllung eines Gelübdes gewandert war, nach Constantinopel gebracht. Die Hälfte dieses Schatzes gab sie ihrer gleichnamigen Tochter, der Gemahlin des römischen Kaisers Valentinian III. zum Geschenke. Aber auch zu Rom wurde die Kette, die der hl. Petrus durch Nero's Tyrannei trug, mit der größten Sorgfalt von den Christen aufbewahrt. Die Legende erzählt: da man nun die Kette Jerusalems in Gegenwart des Papstes Sixtus III. an die Kette Roms hielt, schlossen sich beide in solcher Weise zusammen, als ob sie ursprünglich

nur eine Kette und von demselben Meister verfertigt gewesen wären. Verkleinerte Nachbildungen dieser Kette in Silber oder Gold werden vielfach als Uhrketten getragen und wohl jeder Rompilger bringt sich eine solche, an den dortigen Petrusketten angerührte Uhrkette mit. 4. Peter- und Paulsfest am 29. Juni zur Erinnerung an den Todestag der beiden Apostelfürsten.

Die zweite Apostelgestalt rechts von dem großen Fenster stellt den Bruder des hl. Petrus dar, mit dem er gemeinsam das Fischergewerbe zu Bethsaida am See Genesareth betrieb, den hl. Andreas. Die tiefreligiöse Gesinnung der beiden Brüder zeigte sich darin, daß sie Jünger des hl. Johannes des Täufers waren und mit mehreren gleichgesinnten galiläischen Freunden eine zeitlang bei ihm weilten. Auf des Täufers Wort: „Sehet das Lamm Gottes" schlossen sich Andreas und Johannes dem Herrn an und Andreas führte auch seinen Bruder Simon (Petrus) bei Jesus ein; am andern Tage folgten dann noch Philippus und Nathanael.

Dieser hl. Apostel lehrte wahrscheinlich in Scythien und Kolchis an den Abhängen des Kaukasus und kam zuletzt in die Stadt Patras in Griechenland. Hierselbst verkündete er den Heiland und das Kreuz, was dermaßen den Zorn des Prokonsuls Aegeas erregte, daß dieser ihn zum Kreuzestode verurteilte. Zwei in Form eines X übereinandergelegte Balken, das sog. Andreaskreuz, mit dem er auch abgebildet ist, waren das Marterholz, an dem er für seinen Heiland verblutete. Ergreifend sind die Worte, die er beim Anblicke des Kreuzes voll Freude und Begierde nach dem Martertode ausrief: „Sei gegrüßt, o Kreuz, das durch den Leib Christi geweiht und durch seine Glieder wie mit Perlen geschmückt worden ist, lang ersehnt, heiß geliebt, ohne Unterlaß erstrebt, der harrenden Seele bereitet; nimm mich von den Menschen und gib mich meinem Meister wieder, damit er durch dich mich aufnehme, der durch dich mich erlöste!"

Sein Festtag ist der 30. November („Andre bringt Schnee“ alte Bauernregel).

Weiter folgt an der Südwand der Kirche das Bild des hl. Jacobus, des Aelteren (major). Er war der Sohn des Zebedäus und der Salome und ein Brudes des Evangelisten Johannes; er wird auch „Sohn des Donners“ d. h. energischer, feuriger, kraftvoller Mann genannt. Im Herbste des Jahres, in welchem er zum Apostel berufen wurde, war er Zeuge der Auferweckung des Jairus Töchterlein und später der Verklärung auf dem Berge Tabor und des Blutschweißes Christi beim Beginn seines Leidens. Ueber seine apostolische Tätigkeit ist wenig bekannt; er muß jedoch machtvoll aufgetreten sein; denn als Herodes Agrippa, der Sohn des Aristobulus, das ganze Reich seines Großvaters Herodes unter seinem Scepter wieder vereinigt hatte und die Christen verfolgte, ließ er den Jacobus noch vor dem Petrus ergreifen und mit dem Schwerte hinrichten (daher trägt er ein Schwert auf seinen Bildern). Er war der erste Martyrer unter den Aposteln (25. Juli). Der Kirchengeschichtsschreiber Eusebius (265—340) erzählt, daß der Gerichtsdiener, der ihn zur Richtstätte brachte, von seiner Standhaftigkeit gerührt, sich selbst als Christen bekannt habe; so seien beide miteinander zum Tode geführt worden und nachdem der andere von Jakobus Verzeihung erhalten, sei er in seinem Blute getauft worden. Der Leichnam des Heiligen wurde auf einen Nachen gesetzt und dem Meere überlassen, das ihn aber an die spanische Küste trug; hier legten Fischer den Leichnam auf einen Felsen, der aber wie ein weiches Polster nachgab. Die Beisetzung der Leiche erfolgte in Compostella, das in der Folgezeit einer der berühmtesten Wallfahrtsorte (neben Jerusalem und Rom) wurde. Zu seiner Ehre wurde der Ritterorden St. Jago gestiftet. „St. Jago“ war lange der Schlachtruf der Spanier, weil einmal in einer großen Schlacht der Heilige auf weißem Rosse mit Kreuz und Schwert erschienen sei und die Christen zum Siege über die Mauren geführt haben soll.

In einem Cyklus von acht Holzschnittbildern aus dem Jahre 1460 ist folgende Begebenheit geschildert, die der Curiosität halber hier mitgeteilt werden soll; sie ist in der Künstlerwelt bekannt unter dem Namen „Wunder der Vögel“ und findet sich auch dargestellt von dem italienischen Maler Lo Spagna in der Kirche des Fleckens S. Giacomo bei Spoleto (1526). Ein Vater geht mit seiner Frau und seinem Sohne zum Grabe des hl. Jakobus (spanisch: St. Jago) in Compostella. In einer Herberge, in der die Pilger übernachten, beschließt der Wirt, entweder aus Habsucht oder aus Rache, weil der Pilgerjüngling die Liebe seiner Tochter verschmäht hatte, die Pilger ins Verderben zu stürzen. Er steckte deshalb in der Nacht einen wertvollen Becher in eine der Pilgertaschen, eilte den weggegangenen Pilgern am andern Morgen nach und zieht den Sohn vor Gericht, da bei ihm der Becher gefunden wurde. Die betrübten Eltern gehen nach Compostella und besuchen bei ihrer Rückkehr die Richtstätte ihres Sohnes. Hier finden sie ihren Sohn noch lebend am Galgen hängend, weil ihn der hl. Jakobus die ganze Zeit her so hoch gehalten hat, daß die Schlinge des Strickes ihn nicht erwürgen konnte. Die glücklichen Eltern eilen zum Richter und bitten um ihren Sohn, der noch lebend am Galgen hänge. Der Richter, der eben vor einer Schüssel mit gebratenen Hühnern sitzt, meinte, eher flögen die gebratenen Hühner von seinem Tische auf, als daß der Sohn noch leben könne. Und siehe, plötzlich flohen die Hühner davon. Der Sohn wurde darauf seinen Eltern lebend zurückgegeben, der ungetreue Wirt aber und seine Tochter wurden der strafenden Gerechtigkeit überwiesen. (Detzels Ikonographie).

Das folgende Apostelbild stellt den jüngeren Bruder des hl. Jakobus, den hl. Johannes dar mit dem Kelche in der Hand. Er ist der Lieblingsjünger Jesu und ein nicht dem Range, wohl aber der Stellung nach am meisten bevorzugter Jünger. Von Charakter war er überaus mild und innig; aber doch wieder feurig und entschieden und

bewahrte unversehrt die Tugend der Jungfräulichkeit. Nach dem reichen Fingfang folgte er, wie sein Bruder Jakobus und ihre Nachbarn Petrus und Andreas, dem Heilande, indem er alles verließ. Auch er war Augenzeuge auf Tabor und bei der Todesangst Jesu. Beim letzten Abendmahle durfte er rechts neben dem Heilande seinen Platz nehmen, ausgezeichnet durch die zarte, innige Zuneigung des Heilandes. Seine Liebe zum Herrn trieb ihn beim Leiden desselben in den Vorhof und später unter das Kreuz, woselbst ihm das teuerste Erbteil des sterbenden Erlösers, nämlich dessen heilige Mutter anvertraut wurde, die ihn nach Jesu Vermächtnis als den Stellvertreter der ganzen Menschheit zum Sohne annahm. Nach dem Tode Christi blieb er daher ihr Beschützer, bis sie in den Himmel aufgenommen war. Noch im 15. Jahre nach Paulus Bekehrung war er in Jerusalem und half die Frage über die Geltung des jüdischen Gesetzes im Christentum entscheiden. (Siehe bibl. Gesch. Seite 231).

Darnach lebte er in Kleinasien und nahm als Metropolit (Erzbischof mit Gerichtsbarkeit) seinen Sitz in Ephesus; wahrscheinlich starb die allerseligste Jungfrau bei ihm in Ephesus und nicht in Jerusalem. Hervorragende Schüler von ihm waren die Bischöfe Papias von Hierapolis, Ignatius von An iochien und Polykarp von Smyrna. Bei der Christenverfolgung unter Domitian wurde er nach Rom gebracht und dort vor dem latinischen Tore in einen Kessel siedenden Oeles geworfen. Als er diese Marter wunderbarer Weise, ohne Schaden genommen zu haben, bestanden hatte, wu de er auf die Insel Patmos verbannt; unter Kaiser Nera durfte er jedoch nach Ephesus zurückkehren und starb unter Kaiser Trajan, etwa hundert Jahre alt, als der einzige Apostel eines natürlichen, ruhigen Todes. Er wird als Patron der Papiermüller, Buchdrucker, Buchbinder, Buchhändler und der Schriftsteller verehrt. Der hl. Johannes schrieb bekanntlich das vierte Evangelium, drei Briefe und die Apocalypse (geheime Offenbarung).

Das Symbol des Kelches, den er trägt, erklärt sich aus einer Mitteilung des hl. Isidor; dieser berichtet, daß zu Rom der Versuch gemacht worden sei, ihn durch den hl. Kelch zu vergiften; aber er trank aus demselben und ließ auch die Kommunikanten daraus trinken, ohne daß es ihnen schadete, weil das Gift durch ein Wunder in der Gestalt einer Schlange aus dem Kelche fortging; die gedungenen Meuchelmörder aber fielen tot zu seinen Füßen nieder. Vielleicht erklärt sich aus diesem Vorgange die mittelalterliche Sitte des St. Johannistrunkes oder St. Johannisminne. Nach diesem in vielen Weinorten bis heute bestehenden Gebrauche reicht der Priester den Gläubigen in einem Becher gesegneten Wein und während sie einen Schluck nehmen, spricht er die Worte: „Trinke die Liebe des hl. Johannes!“ — Auch wird von dem in der Kirche gesegneten Weine vom Winzer ein Teil in jedes Faß neuen Weines geschüttet und jedes Glied der Familie trinkt drei kleine Schlucke zu Ehren der drei höchsten Namen (Dreifaltigkeit). Der hl. Johannes wird in der abendländischen Kirche immer als junger Mann und bartlos dargestellt, während die griechische Kunst ihn als Greisen mit langem Barte behandelt. Interessant ist eine Darstellung in einem der Fenster der Cathedrale von Bourges (Frankreich), der folgende Legende zugrunde liegt. Zwei junge Männer, die ihre Güter alle verkauft hatten, um dem hl Apostel nachzufolgen, bereuten dies später. Da er ihre Gedanken durchschaute, schickte er sie aus, Kieselsteine und Reisigbündel zu sammeln und verwandelte dieselben bei ihrer Rückkehr in Gold und Goldstangen, indem er zu ihnen sagte: „Nehmet euren Reichtum zurück und freuet euch auf Erden, da es euch reut, den Himmel dafür eingetauscht zu haben!“

Im folgenden Bilde sehen wir die Gestalt des hl. Apostels Philippus wiedergeben, jung, bartlos, mit einem Tförmigen Kreuzstabe in der Hand, durch dessen Vorhalten die Götzen umfielen. Philippus war zu Bethsaide geboren und einer der ersten Jünger, die von Jesus die Aufforderung

erhielten, ihm nachzufolgen. Nach der Himmelfahrt Christi reiste er nach Scythien und predigte daselbst das Evangelium 20 Jahre lang. Dann tat er dasselbe in Hierapolis in Phrygien, woselbst die Bewohner eine ungeheure Schlange verehrten. Da der Apostel sich dieser geistigen Blindheit erbarmte, befahl er der Schlange im Namen des Kreuzes, das er vorhielt, zu verschwinden und sofort glitt das Untier hinter den Altar. Hier verschied es, indem es einen so unausstehlichen Geruch von sich gab, daß viele Menschen starben und auch der Sohn des Königs tot in die Arme seiner Begleiter fiel; aber der hl. Apostel erweckte ihn wieder zum Leben. Aber die Priester des Ungeheuers wurden gegen den heiligen Apostel aufgebracht, ergriffen und kreuzigten ihn und warfen ihn am Kreuze mit Steinen tot. Für seine Feinde betend — wie sein Herr und Meister — gab er seinen Geist auf (80 nach Christus). Philippus war verheiratet gewesen und hatte drei Töchter, von denen zwei jungfräulich lebten und die Wundergabe besaßen; sie standen in hohem Ansehen und wurden vom hl. Polycarp als „Säulen der kleinasiatischen Kirche" gerühmt. Die Reliquien des hl. Apostels befinden sich jetzt in der Kirche der Apostel in Rom. Sein Fest wird mit dem des hl. Jakobus des Jüngeren am 1. Mai in der Kirche gefeiert.

Den mit dem hl. Philippus immer in Verbindung genannten hl. Bartholomäus stellt das folgende Bild dar; ein Messer und das Buch bilden seine Embleme. Von diesem hl. Apostel ist nur weniges bekannt; nach einer orientalischen Legende soll er der Sohn des ägyptischen Königs Ptolmaeus gewesen sein, weshalb er auch einen Purpurmantel trug. Da soll ihm einst der Heiland, weil er diese Zier nicht ablegen wollte, voraus gesagt haben, er werde einmal seine eigene Haut als Mantel umlegen. Bartholomäus ist derselbe, der in der hl. Schrift Nathanael genannt wird; man hatte damals meistens noch Beinamen, wie auch Matthäus in der hl. Schrift Levi genannt wird. Bartholomäus ist einer der hervorragendsten Aposteln, von

dem der göttliche Heiland selbst sagt: „Siehe, das ist nun einmal ein Israelite, in dem kein Falsch ist“ (Joh. I, 47). Nach der Ueberlieferung kam der hl. Apostel bis nach Indien und predigte dort das Evangelium. Am Hofe eines dortigen Königs zwang er den Teufel selbst, öffentlich zu erscheinen, Christum zu bekennen und dem Könige die Wahrheit dessen zu bestätigen, was der Apostel ihm als Lehre des Heiles verkündet hatte. Später soll er nach Phrygien gereist sein, woselbst er den hl. Philippus traf und dann in Armenien gepredigt haben. Nach dem römischen Martyrerverzeichnisse erregte der Apostel dort durch die Bekehrung des Königs Polymius und seiner Familie, sowie zahlreichen Volkes in 12 Städten, den Grimm des grausamen Astyages, des heidnisch gebliebenen Bruders des Königs, der ihm die Haut abziehen (daher trägt er als Attribut ein Messer) und dann das Haupt abschlagen ließ. Seine Gebeine kamen später durch Kaiser Otto III. 983 nach Rom in das auf seinen Namen geweihte Kirchlein auf der Tiberinsel. In dem großen Bilde in der sixtinischen Kapelle im Vatikan zu Rom, dem „letzten Gerichte“ von Michelangelo trägt er seine abgezogene Haut auf dem Arme. Bekannt ist auch die berühmte Statue dieses Heiligen im Mailänder Dome, von der Meisterhand des Bildhauer Agratis gefertigt. Das Standbild zeigt alle Muskeln, Adern, Sehnen, Knochen 2c. eines Mannes, dem die ganze Haut abgezogen ist mit anatomischer Genauigkeit. Das Fest des hl. Bartholomäus, des Patrones der Domkirche in Frankfurt a. M., wird am 24. August gefeiert.

Diesem Apostel gegenüber erblicken wir im nördlichen Seitenschiffe, zunächst der Empore, das Bild des hl. Jacobus des Jüngeren, der diesen Beinamen trägt zur Unterscheidung von dem Aelteren. Er war der Sohn des Alphäus (Kleopas) und der Maria, einer Stiefschwester der sel. Jungfrau; er war also ein Geschwisterkind des Heilandes und heißt deshalb als Verwandter Jesu „der Bruder des Herrn.“ In den ersten 30 Jahren nach Christi Himmel-

15*

fahrt erscheint er als ein hochberühmter Mann, dessen Namen allenthalben bekannt war. Der hl. Paulus nennt ihn mit Petrus und Johannes eine Säule der Kirche. Diesen Ruhm verdankt er teils dem Umstande, daß er der erste Bischof von Jerusalem war und von allen Judenchristen als Haupt angesehen wurde, teils wegen seiner ausgezeichneten Frömmigkeit. Er war Nasiräer von Jugend auf, übte die größte Strenge gegen sich und war zu jeder Zeit im Tempel, auf den Knien liegend, betend zu finden, so daß er zuletzt Schwielen „wie ein Kameel" auf den Knieen hatte. Die immer größer werdende Zahl der Christen machte den Hohenpriester unruhig; als daher der Prokurator Festus gestorben, dessen Nachfolger Albinus aber noch unterwegs war, benutzte der damalige Hohepriester Ananus, ein tollkühner, jugendlicher Mann, diesen Zeitpunkt, um Jakobus und andere mißliebige Christen seinen Haß fühlen zu lassen. Eine schnell berufene Versammlung des Synedriums verurteilte unter schnöder Verletzung der römischen Hoheitsrechte die Genannten zur Steinigung. Das Urteil wurde an Jakobus sofort in der Nähe des Tempels gegenüber dem Sitzungssaale durch Steinigung vollzogen. Da er aber davon noch nicht tot war, schlug ihn ein Tuchwalker mit seiner Walkerstange tot und beendete damit die Schmerzen des Blutzeugen, der, wie Stephanus, für seine Feinde betete. Daher trägt sein Bild eine Walkerstange. Der hl. Jakobus sah dem Heilande zum Verwechseln ähnlich; daher hatte auch Judas mit den Knechten das Zeichen des Kusses verabredet bei der Gefangenschaft. Ignatius schreibt deshalb in seinem Briefe an Johannes: „Wenn es mir gestattet ist, will ich nach Jerusalem kommen, um jenen verehrungswürdigen Jakobus mit dem Beinamen des Gerechten zu sehen, der, wie man sagt, Christo dem Herrn an Antlitz, Lebensweise und Rede so ähnlich gewesen sein soll. Wenn ich ihn sehen werde, soll es sein, als ob ich Christum selbst schaute mit allen Gliedern seines Leibes." Jakobus starb den Martertod im Jahre 63.

Weiterhin folgt das Bild des hl. Apostels Simon mit dem Beinamen des Eiferers (Zelotes), weil er seiner Zeit für die jüdische Religion und die Beobachtung des Gesetzes eifrig bemüht war. Nach einer alten Ueberlieferung soll er sich unter den Hirten befunden haben, denen der Engel die Geburt des Herrn verkündete. Er wirkte in seiner apostolischen Tätigkeit in Aegypten und dann in Persien, woselbst er den Martyrertod erlitt, indem er auseinander gesägt wurde; daher ist auch eine Säge sein Attribut.

Das weitere Bild läßt den hl. Judas Thaddäus erkennen, der mit einer Keule abgebildet ist. Er breitete das Evangelium in Palästina und Idumäa, sodann in Arabien, Syrien, Mesopotamien und Persien aus und fand den Martyrertod in Berytus, indem er mit einer Keule erschlagen wurde. Er soll der Bräutigam auf der Hochzeit zu Cana gewesen sein. Jedenfalls war er vor seiner Berufung verheiratet, da unter Kaiser Domitian zwei Nachkommen von ihm als arme Landleute in Palästina lebten und als Verwandte Jesu verfolgt wurden. Mit seinem Bruder Simon gehörte er zu den nächsten Verwandten des Herrn. Das Fest dieser beiden Apostel wird am 28. Oktober gefeiert; das christliche Volk aber betrachtet ihn als seinen Helfer in „verzweifelten Anliegen.“

Die Abbildung des hl. Apostels und Evangelisten Matthäus mit den Schwertern als Attribut nimmt das folgende Feld ein. Seinem Gewerbe nach war er ein Zöllner (Steuereinnehmer), der am See Genesareth seine Einnahmebank hatte und dem Jesus zurief: „Folge mir nach!“ Er hielt auch das Festmahl ab, bei dem sich zum Aergernis der Pharisäer auch Christus und seine Jünger einfanden.

Als Zöllner gehört er zur moralisch niedrigsten Schichte der damaligen Gesellschaft und repräsentiert als solcher die ganze Menschheit, die durch den Messias aus ihrer Niedrigkeit emporgehoben werden sollte. Er wirkte

als Apostel in Aegypten, Aethiopien und bei den Parthern. Durch seine Wunder erfolgten viele Bekehrungen; auch überwand er die Zauberkünstler. Er führte ein sehr strenges, ascetisches Leben. Einst schickte man zwei Drachen gegen ihn aus, die aber zu seinen Füßen einschliefen. Die Legende erzählt, daß die von ihm bekehrte schöne Prinzessin Iphigenia von dem grausamen heidnischen Könige Hirtacus zur Frau gewünscht wurde. Als sie ihn verschmähte, ließ er den Heiligen am Altare mit dem Schwerte durchstoßen. Hirtakus wollte darauf das Haus der Iphigenia in Brand stecken; allein das Feuer ergriff seinen eignen Palast; er selbst brachte sich aus Verzweiflung um. Der Festtag des hl. Matthäus ist der 21. September.

Rechts und links von dem großen Fenster des Querschiffes sind noch zwei Apostel gemalt und zwar rechts zunächst der hl. Apostel **Thomas**, der „Zwilling" genannt. Er war aus Galiläa und ein Fischer, mutig und dem Herrn in Liebe ergeben, „Gehen denn auch wir, damit wir sterben mit ihm" sprach er zu den Aposteln, als Christus die gefährliche Reise nach Bethanien zu dem verstorbenen Lazarus antreten wollte. Unter den Aposteln gilt er als der Schwergläubige, der immer noch Zweifel hegt. Die Auferweckung des Lazarus will er nicht glauben und selbst die Auferstehung des Herrn wird von ihm direkt angezweifelt; er will sich erst überzeugen, wenn er seine Hand in die Seitenwunde des Auferstandenen gelegt habe; deshalb wird er auch immer am Schlusse der vom Herrn berufenen Apostel genannt und dargestellt. Er ist der **Zuspätkommer** unter den Aposteln, und wie er bei der Auferstehung des Herrn zu spät kam, so tritt dasselbe auch beim Tode der seligsten Jungfrau ein, bei welchem, nach den Aufzeichnungen des Johannes Damascenus, sowie auch bei ihrem Begräbnisse alle Apostel anwesend gewesen sein sollen außer ihm. Als Thomas drei Tage nach dem Begräbnisse ankam und ihren Leichnam noch einmal sehen wollte, wurde das Grab geöffnet; der Leichnam Mariens aber war nicht mehr da.

Als er auch die Auffahrt Maria's in den Himmel, wie einst die Erscheinung des Herrn, bezweifelte und seine Augen gen Himmel erhob, sei ihm der Gürtel der Unbefleckten zugefallen, wie einst dem Elisäus der Mantel des Elias. (Kreuser III). Die Kirche hat sein Fest am 21. Dezember als das letzte aller Apostelfeste, also am entferntesten von der Geburt Christi, gelegt; der kürzeste Tag im Jahre ist der Thomastag. In dieser Zeitferne liegt aber auch zugleich angedeutet, daß er unter den Aposteln am weitesten in die entlegensten Heidenländer vordrang.

Nach der Legende kam St. Thomas predigend bis nach Indien, traf dort die drei Weisen und taufte sie. In Indien gründete er eine Kirche. Im 16. Jahrhunderte fanden die Portugiesen in Meliapore in Indien eine alte Inschrift, welche angibt, daß der hl. Thomas am Fuße eines Kreuzes, das er selbst dort errichtet habe, den Martertod erlitt, indem er von einer Lanze durchbohrt wurde, die auch sein Attribut geworden ist. Doch wird er auch oft mit einem Winkelmaß abgebildet, weil er, als Baumeister zu dem Könige Gondoforus geschickt, diesem einen prächtigen Palast bauen sollte, das dafür bestimmte Geld aber den Armen gab.

Die Architekten und Zimmerleute verehren ihn als ihren Patron. In der von der Kirche als inspiriert nicht anerkannten Apostelgeschichte des Abdias wird erzählt: der hl. Thomas bekehrte die edle Frau Mygdonia; dieses nahm man ihm aber sehr übel und nachdem er einst die goldene Bildsäule des Sonnengottes auf seinem von zwei Rossen gezogenen Wagen durch sein bloßes Gebet zerschmolzen hatte, wurde er von Soldaten umringt und mit Lanzen durchbohrt. An seinem Grabe soll sich eine Lampe befinden, die ohne Oel brennt und von keinem Sturm gelöscht werden kann. Als die Portugiesen nach Indien kamen, fanden sie die sogenannten Thomaschristen vor, deren Vorfahren der Apostel bekehrt hatte. In einer Legendensammlung (von Ribadineira) wird uns noch erzählt, der Apostel habe

einmal in Indien beim Könige Saganus einen ungeheuren Holzblock, den niemand von der Stelle bringen konnte, mit seinem Gürtel leicht weggezogen. Darauf habe er ein Kreuz aufgerichtet und gesagt, wenn das Meer bis dahin steigen werde, würden Männer aus dem Westen kommen und das von ihm begonnene Werk der Christianisierung weiter führen. Und wirklich sei das Meer damals so hoch gestiegen, als die Portugiesen zum ersten Male in das Land kamen. (Menzel's Symbolik).

Die Reihe der Apostel beschließt die Darstellung des hl. Apostels Matthias, der nach der Himmelfahrt des Herrn an Stelle des Verräters Judas zum Apostolate berufen und gewählt wurde. Der hl. Petrus brachte der Versammlung der Gläubigen die beiden Jünger Joseph Barsabas und Matthias in Vorschlag. Das Loos entschied für Matthias, der dann den Aposteln beigesellt wurde. Von seiner Wirksamkeit wissen wir nur weniges; er soll in Aethiopien gepredigt und viele zum Glauben an Christum bekehrt haben, dann aber in Palästina von den ergrimmten Juden als Gotteslästerer gesteinigt und mit einem Beile enthauptet worden sein. Ein Beil ist daher sein Attribut. Seine Gebeine wurden von der hl. Helena nach Rom gebracht, wo man jetzt noch einen Teil derselben in der Kirche St. Maria Maggiore in Ehren hält; ein anderer Teil kam durch die genannte Kaiserin nach Trier, woselbst sie der hl. Bischof Agricius in die Kirche des hl. Eucharius brachte; diese Kirche nahm darauf den Titel des hl. Matthias an. St. Matthias ist Patron von Trier und Goslar; sein Fest wird am 24. Februar gefeiert.

Stellt nun die malerische Ausschmückung unserer Kirche das Reich Gottes auf Erden geleitet vom hl. Geiste dar, so bildet das in den Bogenfeldern des Chorabschlusses gemalte letzte Gericht einen passenden Abschluß Der Weltgerichtstag ist ja in höherem Sinne der Abschluß der Heilswirksamkeit der Kirche, das Aufhören der Kirche als der irdischen Heilsmittlerin, der Uebergang in die ewig dauernde

Sabbatruhe der Seligkeit; es ist der Augenblick, da der himmlische Bräutigam seine Braut heimführt und sie krönt. Zu diesem Gerichte kommen alle, die gutes und böses getan haben; die einen, um als Brautzeugen den Einzug ins himmlische Jerusalem mitzufeiern, die andern, um der Verdammung überliefert zu werden, weil sie das hochzeitliche Kleid nicht anhaben. Daher soll der Gedanke an das Gericht, in welchem dem Menschen vergolten wird nach seinen Werken, in der Seele des Kirchenbesuchers immer lebendig erhalten werden und jeder Kirchenbesuch soll ihm beim Anblick des Gerichtes die Frage vorlegen: „Auf welcher Seite wirst du denn einmal stehen?“

Mitten in dem Bilde sehen wir die Gestalt des Erlösers auf dem Regenbogen, wie er die Hand segnend nach der rechten Seite ausstreckt. Das Spruchband unten legt ihm die Worte in den Mund: „Kommet, ihr Gesegnete meines Vaters, nehmet in Besitz das Reich, das euch bereitet ist von Grundlegung der Erde an!“

Die linke Hand macht eine abwehrende Bewegung, als wollte er sagen, was das Spruchband auf dieser Seite andeutet: „Weichet von mir, ihr Verfluchten ins ewige Feuer, das dem Teufel und seinem Anhange bereitet ist!“ Nach rechts und links fliegen die Engel des Gerichtes und wecken mit lautem Posaunenschalle die Toten zum Leben. Und es öffnen sich auf beiden Seiten unten die Gräber und es steigen empor die Guten und Getreuen, um den Lohn zu empfangen für alles, was sie auf Erden gebetet, getan, entbehrt und gelitten haben für ihren Glauben und ihren Gott. Engel holen sie ab und führen sie hin zum Throne des Allerhöchsten und zu einer jubelnden Seligkeit, die in ihrer Größe und Fülle wir nicht einmal zu ahnen imstande sind. Die aber böses getan auf Erden, die verachtet haben die Gebote des Herrn, die nicht zu ihrer Mutter hatten die Kirche Gottes und ihre Anordnungen und Gnadenmittel als ungeratene Kinder verschmähten, werden auch den Gräbern entsteigen und mit ihren Leibern wieder bekleidet

sein; aber sie erscheinen zur Auferstehung des Gerichtes. Wie Keulenschläge treffen die Worte der Verwerfung ihre Ohren: „Weichet von mir, ihr Verfluchten ins ewige Feuer!“ und das „ewige Feuer“ verschlingt sie — die Hölle ist ihr Los auf ewig.

In der nächsten Umgebung des Heilandes sehen wir rechts Maria und links den hl. Johannes den Täufer; Maria ist anbetend niedergesunken und Johannes deutet, auf die Kniee niedergesunken, auf den Weltenrichter, der nun nicht mehr auftritt als das Lamm, das da die Sünden der Welt hinwegnimmt, sondern als die unerbittliche Gerechtigkeit im Belohnen und Bestrafen. Sinnig sind gerade diese beiden ausgewählt, die auf Erden ihm am nächsten standen: Maria, die ihn gebar und Johannes, der ihm den Weg bereitete.

Weiter zeigt uns das Bild die beiden mächtigen Gestalten von Moses auf der linken und Elias auf der rechten Seite, jene beiden vornehmsten Vertreter des Gesetzes und des Prophetentums, die da gewürdigt waren, bei der Verklärung Christi auf den Höhen des Berges Tabor Zeugen seiner Verklärung zu sein. Moses ward sterbend auf dem Berge Nebo, nachdem er die Herrlichkeit Canaas geschaut, zu den Vätern versammelt, während Elias, nachdem er mit seinem Mantel die Fluten des Jordans geteilt und mit Elisäus hindurch gegangen war, auf einem sich plötzlich herabsenkenden feurigen Wagen mit feurigen Rossen im Sturmwind gen Himmel fuhr. Elias selbst wird nach den Worten der hl. Schrift „vor jenem großen und schrecklichen Tage des Herrn“ noch einmal — mit Henoch — wiederkehren um durch drei Jahre und sechs Monate (Offenb. 11, 3—12) im Bußgewande mit Worten und Wundern das Herz der Väter (Juden) zu den Kindern (Christen) zu wenden und die Reste Israels in die Kirche einzuführen. Diese beiden Zeugen Elias und Henoch werden dann den Martertod erleiden (Offenb. 11, 7).

Die beiden großen Flächen an den Türmen im Vorchore sind belebt durch zwei Darstellungen aus dem

Leben unseres hl. Kirchenpatrones, des hl. Martinus. Unter einem großen, in reicher, architektonischer Gliederung sich mächtig entwickelnden gotischen Baldachine sehen wir rechts jene Scene, bei der St. Martinus von andern Bischöfen gedrängt wird, die Bischöfliche Würde anzunehmen, die er seither verschmäht hatte. Gegenüber auf der Evangelienseite erweckt er einen Toten zum Staunen aller wieder zum Leben. Die unter die Bilder gesetzten Strophen sind einem uralten Martinusliede entnommen und lauten für das erste Bild:

„Volk und Priesterschaft drängen ihn nach langem Weigern,
Der hohen Würde Last als Bischof noch zu steigern.“

Für das zweite Bild:

„Die große Wundermacht, die selbst den Toten weckt,
Hat bald dem ganzen Volk den Heiligen entdeckt.“

Unterhalb dieser beiden großen Bildern ist ein grüner Teppich gemalt, der an Feiertagen von zwei gemalten Gobelins verdeckt wird, welche ebenfalls Scenen aus dem Leben unseres großen Kirchenpatrones zeigen. Gobelins sind eigentlich Wandtapeten oder Wandteppiche mit eingewirkten bildlichen Darstellungen in bunter Farbenpracht, benannt nach einer Pariser Färberfamilie Gobelin, deren Wollfärberei und Teppichweberei König Ludwig XIV. 1662 ankaufte und in die berühmte staatliche Teppichmanufaktur umwandelte. Da echte, gewirkte Gobelins sehr teuer sind, wurden unsere Gobelins von Maler Schuto in Bingen auf einem ripsartigen Gewebe gemalt und erzielen in ihrer tadellosen Ausführung vollständig die Wirkung echter Wirkereien. Der eine Teppich enthält die Darstellung einer Sitzung von fünf Bischöfen, präsidiert von einem rechts auf einem besonderen Stuhle sitzenden Kirchenfürsten, der dem hl. Martinus soeben das Wort gegeben hat. Martinus hat sich erhoben und hält stehend seinen Vortrag. Unten lesen wir die Inschrift: „Sein Ruf durchdringt die Welt; wo Kirchenfürsten raten, Martinus ist ihr Haupt ob seiner Wundertaten.“ Der Teppich gegenüber zeigt uns den hl.

Martinus in seiner apostolischen Tätigkeit als Verbreiter des Christentums bei den Heiden. Er hatte soeben ein heidnisches Heiligtum, eine Götzensäule, umstürzen lassen und zeigt den erstaunt herbeieilenden Heiden die Ohnmacht ihrer vermeintlichen Götter. An die Stelle des Götzenbildes stellt er das Wahrzeichen des Christentums, das Kreuz. Die Inschrift meldet: „Wie muß der Götzen Wahn Martinus tief ergreifen; von Gottes Zorn entbrannt, läßt er die Tempel schleifen" Es sei hier noch erwähnt, daß der heilige Martinus in seinem Eifer für die Ausbreitung des Reiches Gottes, wie es ähnlich christliche Missionäre auch anderswo taten, vielfach heidnische Gebräuche bestehen ließ, denselben aber eine christliche Bedeutung unterlegte. Eine solche Bewandtnis wird es wohl auch haben um das sogenannte Martinsfeuer, das von der Kinderwelt, die so treu ihre Ueberlieferungen bewahrt, am Martinsfeste angezündet wird. Es ist zugleich ein passendes Sinnbild des Glaubenslichtes, das St. Martinus, der in den Volksliedern als „Galliens Sonne" gepriesen wird, den Heiden gebracht hat. Nach anderer Ueberlieferung werden die Feuerzeichen auf Bergesspitzen und auch in den Tälern angezündet, weil Martinus zahlreiche Götzenbilder verbrannte.

In manchen Gegenden backt man auch am Martinusfeste sogenannte „Martins-Hörner."

In den Ecken der Gewölbekappen über diesem Vorchore sind allerhand Tiergestalten angebracht; zunächst sehen wir die Symbole der vier Cardina tugenden: Schlange, Einhorn, Fisch und Löwe, und in den Nebenfeldern einen Drachen (Feuer), Vogel (Luft), Hirsch (Erde), und einen Schwan (Wasser); damit sind die vier Elemente angedeutet, aus denen nach alter Anschauung alle Körper zusammengesetzt sind.

Die Gewölbefelder der Decke im Chore sind mit lichten Pflanzengewinden auf blauem Grunde dekoriert und in den Ecken mit musicierenden Engeln geziert, die ohne Unterlaß dem Dreieinigen ihr Lied singen.

Ein reiches, dekorativ gehaltenes Teppichmuster in grüner Farbe mit dem Namenszuge Jesu, von dem seine Goldst.ahlen auslaufen, bedeckt die Chorwände unterhalb der Fenster und bildet einen wirksamen Hintergrund für die Farben des Hochaltars. Ueber diesem Teppiche läuft ein Spruchband her, das folgende Inschrift (in lateinischer Sprache) enthält: O heiliger Martinus, Bischof, der nicht den Tod fürchtete, aber auch weiter zu leben nicht zurückwies, dessen Seele das Paradies besitzt, wo die Engel lobpreisen, die Erzengel sich freuen, wo die Menge der Heiligen lobsingt, die Schar der Jungfrauen frohlockt, bleibe bei uns immerdar."

„Der hl. Bischof Martinus ging weg von dieser Welt, lebte in Christus, er, die Perle der Priester. Heiliger Martinus, bitte für uns."

Gehen wir nun etwas näher auf einige Einzelheiten in der Bemalung der Kirche ein. Betreten wir dieselbe durch die westlichen Seitenportale, so fällt uns die den Sockel abschließende Bordüre in die Augen, in der die Gestalt eines Löwen abwechselnd mit dem Namenszuge Jesu Verwendung gefunden hat. Es ist damit auf jene Sitte des Mittelalters hingewiesen, gemäß deren in den Vorhallen und an den Kircheneingängen Löwen aufgestellt waren. Da der Löwe das Sinnbild des Heilandes, sowie der königlichen Macht und Großmut ist, so mahnt er den Eintretenden an die Christo dem Herrn schuldige Ehrfurcht, Andacht und Anbetung; er ist auch der Wächter am Heiligtum, der alles Unheilige und Unwürdige fern hält.

Auf den rötlichen Bändern, welche in feiner Abtönung die graue Sandsteinfarbe der architektonisch hervortretenden Gliederung des Baues unterbrechen und sie wirkungsvoll beleben, kehrt in zarten Rankenlinien häufig die Figur eines Doppeladlers wieder; dieser ist nach alter Auffassung ein Sinnbild des wehenden hl. Geistes, dessen Wirken überall in der Kirche ersichtlich ist und das sich besonders in den Werken der Gottesgelehrten nicht verkennen

läßt. Schauen wir uns den unter den Fenstern der Seitenschiffe gemalten Teppich etwas näher an, so bemerken wir, daß er ein mit Oeffnungen versehenes Mauerwerk darstellt, von Rankenwerk umzogen. Durch die Oeffnungen schaut man den blauen Himmel mit Sternen besät. Die Quadersteine selbst sind geschmückt mit einer dreifachen Krone, dem Sinnbild der allerheiligsten Dreifaltigkeit und dem A und O, dem Alpha und Omega, dem ersten und letzten Buchstaben des griechischen Alphabetes.

Es spricht nämlich Christus in der geheimen Offenbarung I, 8: „Ich bin das Alpha und das Omega — der Anfang und das Ende — spricht der Herr.“ Es bezeichnet sich also Christus mit A und O als der Anfang und das Ende von allem und erinnert damit auch an jene Stelle im Alten Testamente, in der es bei Isaias 44, 6 heißt: „Ich bin der Erste und bin der Letzte und außer mir ist kein Gott.“ — Dieses Zeichen für Christus findet sich schon in den ersten christlichen Jahrhunderten angewendet im Nimbus Christi, auf Ringen, Münzen und an öffentlichen Bauwerken. In Spanien pflegten es die Christen auf ihren Grabsteinen anzubringen, um sich damit als Rechtgläubige von den Arianern (Anhänger des Arius, der die Gottheit Christi leugnete) zu unterscheiden. In dem Teppiche, der in dem Hauptchore gemalt ist, finden sich die drei bekannten Buchstaben IHS, welche in der Regel gedeutet werden als „Jesus, Heiland, Seligmacher“ oder auch „in hoc signo vinces“ d. h. in diesem Zeichen wirst du siegen. Das ist jedoch nicht richtig; das H ist das griechische lange E und heißt einfach Jesus, nach mittelalterliche Schreibweise IHESUS. IHS ist also lediglich das Monogramm des Namens Jesu, der erste, zweite und letzte Buchstaben seines Namens.

Das Teppichmuster in dem linken Chörchen trägt den Namenszug von Maria, der gebenedeiten Tochter der hl. Mutter Anna, während in dem Chörchen des rechten Seitenschiffes, in dem die Statue der schmerzhaften Gottesmutter,

im Augenblicke ihres größten Schmerzes dargestellt — den entseelten Leichnam ihres göttlichen Sohnes auf ihrem Schoße — Aufstellung gefunden, in sinniger Weise das Einhorn auftritt. Es ist das jenes sagenhafte Tier, das trotzig und unbändig von Hunden gehetzt, nur von einer reinen Jungfrau gebändigt werden kann. Das Einhorn bezeichnet in der kirchlichen Symbolik die zweite Person in der Gottheit, die, nachdem einmal der Ratschluß der Erlösung gefaßt war, nur im Schoße einer reinen Jungfrau die menschliche Natur annehmen konnte. (Siehe die Beschreibung des hiesigen Antependiums in der ersten Abteilung Seite 82).

Wir machen auch noch besonders aufmerksam auf die sinnige Ausschmückung der Gurtbögen an den beiden Chörchen. Aus Blumengefäßen strebt ein reiches Blumengewinde empor, durch das sich in dem unteren Teile ein Spruchband schlängelt, dessen Inschrift Bezug auf das Vesperbild im rechten Chörchen nimmt:

„Drückt dich ein Weh,
Zur Mutter Gottes geh,
Und klag es ihr,
Dann hilft sie dir.“

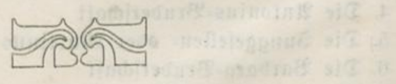
Höher hinauf unterbrechen je zwei Medaillons rechts und links die Blumen mit Symbolen aus der Lauretanischen Litanei: Turm Davids, Pforte des Himmels, goldenes Haus, Arche des Bundes. Aehnlich ist die dekorative Ausstattung auch an dem linken Chörchen. Im Spruchbande ist Bezug genommen auf die Darstellung der hl. Familie im Glasfenster, daher lesen wir: „Jesus, Maria und Joseph seid in meinen Gedanken, meinen Worten, meinem Tun und Lassen.“ In den Medaillons befinden sich die weiteren Symbole der Litanei: Spiegel der Gerechtigkeit, Gefäß der Andacht, Sitz der Weisheit, elfenbeinerner Turm. Die beiden noch fehlenden Symbole aus genannter Litanei: Morgenstern und geistliche Rose sind in den beiden Feldern an der Stirnseite des Rosenkranzaltars angebracht.

Die Ausmalung unserer Pfarrkirche war in die Hände des Herrn J. Schneider, Kirchenmalers in Köln, gelegt, der sich der ihm gestellten Aufgabe mit Geschick und feinem künstlerischem Geschmacke entledigte. Alles Schreiende, Harte, Aufdringliche ist glücklich vermieden und eine wohltuende Harmonie in der Farbengebung erweckt in dem Beschauer dasselbe Gefühl der Befriedigung, das ihn beim Anblicke eines Kunstwerkes erfüllt.



Inhaltsverzeichnis.

Zweite Abteilung.



Sachregister.

A.

Seite



Verzeichnis der Engel und Heiligen.

